

Die Sünde des Abbé Mouret

Emile Zola

1875

Quelle: <http://gutenberg.spiegel.de>

Teil 1

Kapitel 1

Die Teusin lehnte beim Hereinkommen Besen und Staubwedel an den Altar. Sie hatte sich mit dem Einweichen der Halbjahreswäsche aufgehalten. Zum Angelusläuten durchquerte sie die Kirche, hinkte in der Eile stärker und stieß gegen die Bänke. Neben dem Beichtstuhl hing der Strick vom Gewölbe nieder, seine kahle Schabigkeit lief in einen starken, abgegriffenen Knoten aus. Mit aller Kraft und in gleichmäßigem Zug hing sie sich an ihn, dann ließ sie sich mitschwingen, wogte in ihren Röcken hin und her, mit verrutschter Haube, das breite Gesicht blutbedrängt. Nachdem sie ihre Haube mit einem leichten Klaps zurechtgeschoben hatte, ging die Teusin außer Atem zurück, um vor dem Altar zu fegen. Hier setzte sich der Staub jeden Tag hartnäckig fest, zwischen den schlechtgefügt Dielen der Estrade. Mürrisch und erobst stöberte der Besen in den Ecken. Dann nahm sie die Decke von der Altarplatte und bemerkte geärgert, daß das große Übertuch, an zwanzig Stellen bereits ausgebessert, gerade in der Mitte neu durchgewetzt sei; das doppeltgefaltete Untertuch war ebenfalls so dünn und fadenscheinig, daß man den im bemalten Altarholzwerk eingelassenen geweihten Stein sehen konnte. Sie entstaubte das alte, vergilbte Leinenzeug und fuhr heftig mit dem Federbesen am Altaraufbau entlang, gegen den sie die liturgischen Tafeln aufrichtete.

Hierauf bestieg sie einen Stuhl und entfernte die gelbkattunenen Schutzhüllen vom Kreuzifix und den zwei Armleuchtern. Das Kupfer erwies sich fleckgetrübt.

»Ja, ja,« brummelte die Teusin vor sich hin, »die können das Putzen schon vertragen. Mit Tripel müßten sie bearbeitet werden.« Dann machte sie sich auf den Weg nach der Sakristei, hinkend und fast auf einem Bein, unter Gliederverrenkungen und einem Gestolper zum Steinerweichen, holte das Meßbuch, legte es geschlossen auf das Pult zur Seite der Epistel, die Schnittfläche der Altarmitte zugekehrt. Zwei Kerzen wurden entzündet. Indem sie ihr Kehrzeug fortschaffte, ließ sie den Blick ringsum wandern, um sich zu versichern, daß der Haushalt des lieben Gottes wohlbestellt sei. Die Kirche schloß; einzig der Glockenstrick neben dem Beichtstuhl schwang noch von der Wölbung zum Steinboden nieder in biegsamer Längsbewegung.

Gerade betrat der Abbé Mouret die Sakristei, ein kleines kaltes Zimmer, das nur ein Gang vom Eßzimmer trennte.

»Guten Tag, Herr Pfarrer,« sagte die Teusin, ihre Geräte abstellend. »Ah, heut' morgen haben Sie Faulpelz gespielt! Wissen Sie, daß es schon Viertel nach sechs ist?« Und ohne dem lächelnden jungen Geistlichen Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr sie fort: »Ich muß mit Ihnen zanken. Wieder ein Loch in der Decke. Das ist Unvernunft! Wir haben nur eine zum Auswechseln, und seit drei Tagen verderb' ich mir die Augen beim Stopfen, und der arme Jesus wird nackt und bloß sein, wenn Sie so weitermachen.«

Immer noch lächelte der Abbé Mouret. Fröhlich sagte er: »Jesus benötigt gar nicht so viel Wäsche, gute Teuse; ihm ist allzeit warm, und ein fürstlicher Empfang ist immer ihm bereitet, wenn man ihn innig liebt.« Dann fragte er, zu einem kleinen Röhrbrunnen

gehend:

»Ist meine Schwester schon auf? Ich habe sie noch nicht gesehen.«

»Fräulein Desiderata ist schon längst unten,« antwortete die Dienerin, vor einem alten Küchenkasten kniend, der die geweihten Kleider barg. »Sie ist schon bei ihren Hühnern und Stallhasen ... gestern erwartete sie Kücken, die nicht auskriechen wollten. Die Aufregung können Sie sich denken!« Sie unterbrach sich mit der Frage: »Das goldene Meßgewand, nicht wahr?«

Der Priester, der sich, ein Gebet auf den Lippen, die Hände gewaschen hatte, nickte zustimmend mit dem Kopf. Die Pfarrei besaß nur drei Meßgewänder, ein violettes, ein schwarzes und eines aus Goldstoff. Des letzteren bediente man sich auch an den Tagen, wo weiß, rot oder grün vorgeschrieben war; so gelangte es zu außerordentlichem Ansehen, und die Teusin nahm es voller Sorgfalt aus dem mit blauem Papier belegten Gefach, wohin es nach jeder Zeremonie gebreitet wurde, legte es auf den Kasten und entfernte vorsichtig die schützenden Leinestreifen von den Stickereien. Ein Goldlamm schlummerte auf goldenem Kreuz, von breitem Goldgestrahl umgeben. Das in den Falten berstende Gewebe franste in kleinen Büscheln aus. Die erhaben gestickten Verzierungen zergingen und lösten sich auf. Im Haus gab es seinethalben eine ständige Besorgnis, ängstliche Fürsorglichkeit angesichts dieser fortschreitenden Auflösung. Fast täglich mußte der Pfarrer es anlegen. Und wie es ersetzen, wie die drei Gewänder beschaffen, deren Amt es versah, wenn die letzten Goldfäden zerschlossen sein würden!

Die Teusin breitete über das Meßgewand die Stola hin, Manipel, Gürtel, Chorhemd und Achseltuch. Aber ihr Mundwerk stand nicht still trotz eifriger Bemühungen, die Manipel kreuzweise über die Stola zu legen und die Gürtelschnur in so kunstvollen Windungen anzuordnen, daß sich das gesegnete Zeichen des hochheiligen Namens Maria bildete. »Diese Gürtelschnur taugt nicht mehr viel,« murmelte sie. »Sie sollten sich entschließen, eine neue zu kaufen, Herr Pfarrer. Wenn ich Hanf hätte, könnt' ich Ihnen sogar selbst eine weben.«

Der Abbé Mouret gab keine Antwort. Auf einem kleinen Tisch stellte er den Kelch bereit, einen großen alten Kelch aus vergoldetem Silber mit Bronzefuß, dem rohhölzernen Schranke entnommen, der geweihte Gefäße und Linnen, heilige Öle, Meßbücher, Kerzenhalter und Kreuze barg. Über den Kelch legte er ein frisches Reinigungstuch, stellte auf das Tuch den Hostienteller aus vergoldetem Silber, der eine Hostie enthielt, und verhüllte diese mit kleiner leinener Kelchdecke. Als er den Kelch verschleierte, mit in zwei Falten gepreßtem Goldstoff, dem gleichen, aus dem das Meßgewand bestand, rief die Teusin:

»Halt, es ist kein Meßtuch im Beutel... Gestern abend habe ich alle Reinigungstücher sowie die Kelchdecken und die gebrauchten Meßtücher mitgenommen, um sie zu waschen, für sich, versteht sich, nicht mit der anderen Wäsche ... Ich vergaß zu sagen, Herr Pfarrer; gerade habe ich die Lauge angesetzt. Sie ist schön kräftig; besser als das letztemal.«

Und während der Priester ein Meßtuch in den Beutel gleiten ließ und auf die Umhüllung den Beutel tat, den ein goldumgebenes Goldherz schmückte, fing sie aufgeregt wieder an:

»Dabei fällt mir ein, bald hätte ich's vergessen, dieser Bengel von Vinzenz ist nicht gekommen. Wollen Sie, daß ich die Messe bediene, Herr Pfarrer?«

Streng sah sie der junge Priester an.

»Ach! Das wäre keine Sünde,« fuhr sie fort mit gutmütigem Lächeln. »Einmal habe ich sie schon bedient, die Messe, zur Zeit von Herrn Caffin. Ich bediene sie doch sicher besser als Schlingel, die ein Heidengelächter loslassen wegen einer Fliege, die in der Kirche summt ... Gehen Sie mir, wenn ich auch eine Haube trage, sechzig Jahre alt bin und turmdick, so habe ich doch mehr Hochachtung vor dem lieben Gott als diese Lausebengels, die ich neulich wieder hinter dem Altar beim Bockspringen ertappte.«

Der Priester sah sie immer noch an und schüttelte abweisend den Kopf.

»Ein rechtes Nest, dieses Dorf,« schalt sie. »Nicht einmal hundertfünfzig Seelen. An manchen Tagen, so wie heute, ist nicht ein Mensch im ganzen Artaud aufzutreiben. Bis zu den Wickelkindern ist alles in den Weinbergen! Wenn ich nur wüßte, was da wohl viel zu tun ist in den Weinbergen! Disteldürre Weinstöcke, die in Kieseln wachsen! Ein Land für Wölfe, meilenweit von jeder Straße! Wenn nicht ein Engel herabsteigt zum Messedienen, Herr Pfarrer, bleibe nur ich Ihnen übrig, auf mein Wort! Oder eines der Kaninchen von Fräulein Desiderata, mit Verlaub.«

Gerade in diesem Augenblick aber öffnete Vinzenz, der jüngere Brichet, die Sakristeitüre. Sein rotes Borstenhaar, seine kleinen, grau schillernden Augen waren der Teuse ein Ärgernis.

»Oh, du Spitzbube!« rief sie. »Wetten könnte ich, daß er geradewegs von irgendeiner Untat kommt ... So eil' dich, Strick, da der Herr Pfarrer ja Angst hat, ich könnte den lieben Gott verschandeln!«

Als er den Jungen sah, hatte der Abbé Mouret das Achseltuch genommen, küßte das Kreuz in der Mitte und legte es sich einen Augenblick auf den Kopf, dann, es auf den Kragen seiner Sutane zurückschlagend, schlang er und band die Schnüre, die rechte über die linke. Darauf zog er das Chorhemd, Symbol der Reinheit, an, mit dem rechten Arm zuerst. Vinzenz, hingekauert, kroch um ihn herum, ordnete das Chorhemd zurecht und gab acht, daß es überall gleichmäßig, zwei Finger breit von der Erde, hänge. Sodann reichte er dem Priester die Gürtelschnur, der sich fest damit die Lenden gürtete, um dadurch die Stricke zu versinnbildlichen, die den Erlöser fesselten auf seinem Leidenswege.

Eifersüchtig, gekränkt, stand die Teusin da und versuchte sich still zu verhalten; die Zunge brannte ihr aber dermaßen, daß sie gleich wieder loslegte: »Bruder Archangias war da ... nicht ein einziges Kind wird heute wohl zur Schule kommen. Wie ein Windstoß ist er auf und davon, um im Weinberg diese Brut bei den Ohren zu nehmen... Es wäre gut, wenn Sie mit ihm sprächen – ich glaube, er hat Ihnen etwas zu sagen.«

Der Abbé Mouret gebot ihr Schweigen mit der Hand. Er hatte die Lippen zum Reden nicht mehr aufgetan. Nun sprach er die vorgeschriebenen Gebete beim Anlegen der Armbinde, die er küßte, bevor er sie an seinen linken Arm streifte, unterhalb des Ellenbogens, zum Zeichen des Bemühens um gute Werke und beim Kreuzen der seine Würde und Machtvollkommenheit darstellenden Stola über der Brust, nachdem er auch diese geküßt hatte. Die Teuse mußte Vinzenz beim Befestigen des Meßgewandes

behilflich sein; sie zog es mittels dünner Schnüre zusammen, um ein Rückwärtsgleiten zu verhindern.

»Heilige Jungfrau! Ich hab' die Kännchen vergessen,« stotterte sie, zum Schrank hastend. »Da, geh her, schnell, Bub!«

Vinzenz füllte die Kännchen, grobe Glasgefäße, währenddem sie sich beeilte, ein sauberes Wischtuch aus einer Schublade zu nehmen. Der Abbé Mouret, den Kelch in der linken Hand bei der Verkröpfung haltend, die Finger der rechten Hand auf dem Beutel, neigte sich tief, ohne das Barett abzunehmen, vor einem Christus aus schwarzem Holz, der neben dem Küchenkasten hing. Der Junge beugte sich ebenfalls; dann, vorausgehend, die mit dem Reinigungstuch zugedeckten Krüge tragend, trat er heraus aus der Sakristei, gefolgt von dem Priester, der gesenkten Blickes in tiefer Andacht schritt.

Kapitel 2

Ganz leer und weiß lag die Kirche an diesem Maimorgen. Unbewegt hing der Strick wieder neben dem Beichtstuhl. Das ewige Licht im farbigen Glase glühte als roter Funke rechts vom Allerheiligsten an der Wand. Vinzenz trug die Kannen nach der Kredenz, trat dann zurück und kniete an den Stufen links unten nieder, während der Priester, nach Begrüßung des Allerheiligsten durch Kniebeugung auf den Fliesen, zum Altar hinaufging und das Meßtuch ausbreitete, in dessen Mitte er den Kelch stellte. Darauf schlug er das Meßbuch auf und stieg wieder herunter. Eine weitere Kniebeugung ließ ihn zusammensinken; er bekreuzte sich, faltete die Hände vor der Brust und ließ das große Gottesdrama beginnen, mit liebesblassem, glaubensbleichem Antlitz.

»*Introibo ad altare Dei.*«

»*Ad Deum qui lactificat juventutem meam,*« krächte Vinzenz, der, auf den Hacken sitzend, die Antworten der Einleitung verschluckte und interessiert das Hin und Her der Teuse in der Kirche beobachtete.

Voller Unruhe sah die alte Dienerin nach einer der Kerzen. Ihre Besorgnis schien sich zu verdoppeln, indessen der Priester, tief geneigt, mit neuerlich gefalteten Händen das *Confiteor* hersagte. Sie blieb stehen, auch sie schlug sich die Brust, doch belauerte sie mit gesenktem Kopf fortwährend die Kerzen. Die tiefe Stimme des Priesters und das Gestotter des Ministranten lösten sich noch einige Zeit ab.

»*Dominus vobiscum.*«

»*Et cum spiritu tuo.*«

Und der Priester, die Arme ausbreitend, dann die Hände faltend, begann in gerührter Zerknirschung:

»*Oremus ...* «

Die Teusin war nicht mehr zu halten. Sie schlich hinter den Altar, fiel über die Kerze her und putzte sie mit der Spitze ihrer Schere. Die Kerze tropfte. Schon zwei große Wachstränen waren überflüssigerweise geronnen. Als sie zurückging und die Bänke zurechtstellte, sich vergewisserte, daß die Weihwasserbecken nicht leer seien, betete der Priester mit leiser Stimme oben am Altar, die Hände am Saume des Altartuches gefaltet. Er küßte den Altar.

Hinter ihm lag die Kirche in morgendlicher Fahlheit. Die Sonne reichte erst bis zum Dachfirst. Fröstelnd zog das Kyrieleison durch diesen kalkweißen stallartigen Raum, an dessen niederer Decke die getünchten Balken freilagen. Jederseits drei hohe Fenster mit klargläsernen, in der Mehrzahl gesprungenen oder herausgefallenen Scheiben, taten sich auf vor kreidiger Tageshelle. Das grelle Licht von draußen fiel herb herein und zeigte mitleidslos das ganze Elend der Gottheit dieses weltverschollenen Dorfes. Im Hintergrund, über der großen, niemals geöffneten Tür, wo Unkräuter die Schwelle verstellten, zog sich

eine Brettergalerie, zu der man auf einer Müllerleiter gelangte, von Mauer zu Mauer; sie krachte unter den schweren Tritten an Feiertagen. Das Beichtgestühl neben der Treppe, mit klaffender Täfelung, war zitronengelb gestrichen. Der kleinen Pforte gegenüber stand das Taufbecken, ein alter Weihwasserbehälter auf gemauertem Unterbau. Weiterhin zur Rechten und zur Linken, nach der Mitte zu, klebten zwei magere Altäre, von Holzbalustraden umgeben. Der heiligen Jungfrau war der linke zugeeignet, hier stand eine Mutter Gottes aus vergoldetem Gips, die königlich über kastanienbraunen Haaren eine geschlossene Goldkrone trug; auf dem linken Arm saß ihr ein Jesusknabe, nackt und lächelnd, dessen kleine Hand die bestirnte Weltkugel hochhielt. Sie wandelte auf Wolken, geflügelte Engelsköpfe zu Füßen. Der rechte Altar, wo die Totenmessen gelesen wurden, war mit einem Christus aus bunter Papiermasse bestanden, der das Gegenstück zur Jungfrau Maria bildete. Die Christusfigur, von der Größe eines zehnjährigen Kindes, schien in schauerlichem Todeskampf erstarrt, das Haupt bog sich zurück, die Rippen traten heraus, der Bauch war eingefallen, die Gliedmaßen verzogen und blutbespritzt. Da war noch die Kanzel, ein viereckiger Kasten, den man auf einer fünfstufigen Trittleiter bestieg, gegenüber einer in einem Gehäuse aus Nußbaumholz eingeschlossenen Gewichtuhr, deren dumpfes Ticken die ganze Kirche erschütterte, wie das Klopfen eines unter den Steinplatten irgendwo verborgenen Riesenherzens. Das ganze Schiff entlang befleckten die scharfe Weiße der Mauern die vierzehn Stationen des Kreuzweges, vierzehn rohbemalte Schildeereien, in Schwarz gefaßt, mit dem Gelb, Blau und Rot der Leidensgeschichte.

»*Deo gratias*,« blökte Vinzenz am Ende der Epistel.

Das Liebesmysterium, die Abschachtung des heiligen Opfertieres, bereitete sich vor. Der Ministrant nahm das Meßbuch, trug es nach links zur Evangelienseite, und trug dabei Sorge, die Blätter des Buches nicht zu berühren. Jedesmal, wenn er am Allerheiligsten vorüberkam, machte er eine schräge Kniebeugung, die ihn ganz krumm zog. Wieder rechts angelangt, blieb er mit gekreuzten Armen stehen, während des Ablesens des Evangeliums. Der Priester schlug ein Kreuz über dem Meßbuch und bekreuzte sich dann selbst: an der Stirn, um zu bestätigen, daß er sich niemals schämen würde des göttlichen Wortes; auf den Mund, um zu bestätigen, wie er ständig bereit sei, seinen Glauben zu bekennen; über dem Herzen, um darzutun, sein Herz sei einzig Gott zugewandt!

»*Dominus vobiscum*,« sagte er, sich in Versunkenheit zu der kalten Weiße der Kirche wendend.

»*Et cum spiritu tuo*,« antwortete Vinzenz, der wieder hingekniet war. Nach dem Sprechen des Offertoriums enthüllte der Priester den Kelch. In Brusthöhe hielt er kurz die Patena mit der Hostie, die er Gott darbrachte, für sich, für die Gegenwärtigen, für alle Gläubigen unter Lebendigen und Toten. Hierauf ließ er sie bis zum Rande des geweihten Tuches gleiten, ohne sie anzurühren, und nahm dann den Kelch, den er sorgfältig mit dem Reinigungstüchlein säuberte. Vinzenz war zur Kredenz gegangen, um die Krüge zu holen, die er nacheinander bot, erst den Krug mit Wein, dann den Krug mit Wasser. Jetzt brachte der Priester für die ganze Welt den halbgefüllten Kelch dar, den er in die Mitte des geweihten Tuches zurückstellte, wo er ihn mit dem Kelchdeckel verschloß. Und nach erneutem Gebet trat er zurück, um sich Wasser in dünnem Geriesel über das Äußerste von Daumen und Zeigefinger gießen zu lassen, sich dieserart von jeder Sündfleckigkeit

reinigend. Als er sich die Hände an dem Reinigungstuch getrocknet hatte, entleerte die wartende Teusin die Kannenschale seitlich vom Altar in einen Zinkeimer.

»*Orate, fratres,*« hob der Priester mit lauter Stimme wieder an, den leeren Bänken zugekehrt, die Hände ausstreckend und wieder faltend, in einer Menschen, die guten Willens sind, sammelnden Bewegung. Und sich zum Altar wendend, murmelte er mit leiser Stimme weiter. Vinzenz plärrte einen langen lateinischen Satz und verwirrte sich in ihm. Da begann es gelb durch die Fenster zu flammen. Die Sonne folgte dem Rufe des Priesters zur Messe. Schon zog sie goldene Bänder über die Wand zur Linken, den Beichtstuhl, den Altar der Jungfrau und die große Uhr. Durch den Beichtstuhl ging ein Knacken; die Gottesmutter in einer Gloriole, in Krone und goldenem Mantel schimmernd, lächelte mit bemalten Lippen zärtlich das Jesuskind an; die warm bestrahlte Uhr begann schneller zu ticken. Es war, als ob die Bänke belebt würden vom tanzenden Sonnenstaub. Die kleine Kirche, der geweißte Stall, war wie angefüllt von wohliger erwärmter Menge.

Von draußen vernahm man die leisen Geräusche fröhlichen Erwachens rings im Land, lustvolles Säuseln der Gräser, Tautropfen, die von den Blättern fielen, Vögel, die ihr Gefieder glätteten und zu ersten Flügen sich bereiteten. Selbst die Scholle schien mit der Sonne eindringen zu wollen: eine mächtige Eberesche hob sich und zwängte ihr Geäst durch die zerborstenen Scheiben, reckte ihre Knospen vor, als ob sie hineinschauen wollte; und das Gras des Vorplatzes machte Miene, durch die Ritzen der großen Türe einzudringen. Einzig die große Christusfigur blieb beschattet inmitten dieser immer höher anflutenden Lebenswohle, und trug Tod und Todesmühen seines ockerbeschmierten, blutlackbespritzten Leibes hinein. Ein Sperling ließ sich am Rande einer der ausgebrochenen Scheiben nieder, sah sich um und flog davon; kam aber fast umgehend wieder zurück und ließ sich stillen Fluges zwischen den Bänken vor dem Altare der Jungfrau nieder. Ein zweiter Sperling folgte. Bald drangen von allen Zweigen der Eberesche Sperlinge ein und spazierten friedlich, hüpfenden Ganges, über den Steinboden.

»*Sanctus, sanctus, sanctus, dominus, deus, sabaoth,*« sagte der Priester mit halber Stimme und beugte sich leicht nach vorn.

Vinzenz ließ das Glöckchen dreimal tönen. Die Sperlinge aber, von dem plötzlichen Klingeln erschreckt, entflogen mit einem derartig lauten Geflatter, daß die Teusin schimpfend aus der Sakristei zurückkam, wohin sie sich gerade begeben hatte.

»Die Landstreicher! Alles werden sie versudeln ... Ich könnte wetten, Fräulein Desiderata hat ihnen wieder Brotkrumen gestreut.«

Der inhaltsschwere Augenblick rückte näher. Leib und Blut eines Gottes sollten sich auf dem Altar vergegenwärtigen. Der Priester küßte das Tuch, faltete die Hände, und schlug ein über das andere Mal das Kreuz über Hostie und Kelch. Die kanonischen Gebete entranen sich immer inniger seinen Lippen, verzückt, demütig und dankbar. Seine Haltung und Bewegung, die Schwankungen seiner Stimme drückten aus, wie wichtig er sich vorkam, welche Rührung er darüber empfand, zu so Großem ausersehen zu sein. Vinzenz kniete hinter ihm; er faßte das Meßgewand mit der linken Hand, unterstützte es leicht und bereitete sich zum Klingeln. Und er, die Ellenbogen auf den Altarrand gestützt, hielt die Hostie zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände und sprach über sie die Worte der Weihe: »*Hoc est enim corpus meum.*« Dann, nach einer Kniebeuge, hob er sie

langsam in die Höhe, so hoch er vermochte, den Blick fest auf sie gerichtet, dieweil der Ministrant sich zu Boden warf und dreimal läutete. Hierauf weihte er den Wein: »*Hic est enim calix*,« die Ellenbogen neuerdings auf dem Altar, sich vor dem Kelch neigend und ihn erhebend, nun diesem mit den Augen folgend, mit der Rechten den Knauf umpressend, mit der Linken den Fuß haltend. Der Ministrant gab drei letzte Klingelzeichen. Das große Mysterium der Erlösung hatte sich erneuert, das anbetungswürdige Blut war aufs neue geflossen.

»Wartet nur, wartet,« schalt die Teuse und versuchte, mit drohend geballten Fäusten den Sperlingen Angst zu machen. Mit der Angst der Spatzen aber war es vorbei, mitten beim schönsten Geklingel waren sie zurückgekommen und flatterten frech über die Bänke hin. Das wiederholte Schellen trug sogar zu ihrer Belustigung bei. Sie antworteten mit kleinen Schreien, die die lateinischen Worte gleich perlendem Gelächter freier Gassenbuben übertönten. Die Sonne wärmte ihre Federn, die liebe Armseligkeit der Kirche entzückte sie. Sie fühlten sich hier zu Hause wie in einer Scheune, deren Luke man zu schließen vergessen hatte, kreischten, prügeln sich und balgten sich um aufgefundene Körner. Einer wippte auf dem goldenen Schleier der lächelnden Jungfrau; ein anderer streifte neugierig die Röcke der Teusin, die außer sich geriet über diese Unverfrorenheit. Der in Andacht aufgelöste Priester am Altar bestarrte die Hostie, die er zwischen Daumen und Zeigefingern hielt, nahm nichts wahr von der unaufhaltsam ins Kirchenschiff einflutenden lauen Maifrühe, von den Vögeln, dem Laubgrün und den höher wogenden Sonnenströmen, die bis zu den Füßen des Kalvarienberges kreisten, wo die fluchbeladene Natur sich im Todeskampf wand.

»*Per omnia saccula saeculorum*,« sprach er.

»*Amen*,« fiel Vinzenz ein.

Nach beendetem Vaterunser brach der Priester die Hostie über dem Kelch in der Mitte durch. Hierauf löste er von einer der Hälften ein wenig und ließ es in das kostbare Blut fallen, um die nahe Einigung mit Gott anzudeuten, der er durch die Kommunion teilhaftig würde. Mit erhobener Stimme sprach er das *Agnus Dei*, sagte leise die drei vorgeschriebenen Gebete und legte das Bekenntnis seiner Unwürdigkeit ab; und die Arme, aufgestützt auf den Altar, die Patena unter dem Kinn, nahm er von beiden Teilen der Hostie gleichzeitig zu sich. In inniger Betrachtung faltete er die Hände in Gesichtshöhe, sammelte darauf in das Meßtuch mit Hilfe der Patena die köstlichen abgebröckelten Bestandteile der Hostie und streute sie in den Kelch. Gleichermaßen strich er mit dem Zeigefinger ein Teilchen vom Daumen. Und sich mit dem Kelch bekreuzigend, die Patena wiederum unter dem Kinn, trank er das heilige Blut in drei Malen, ohne die Lippen vom Kelchrand zu lösen, und bis zum letzten Tropfen das göttliche Opfer aufsaugend.

Vinzenz war aufgestanden, um nochmals die Meßkrüge von der Kredenz zu holen. Da öffnete sich die Türe des Verbindungsganges zum Pfarrhaus weit und schlug gegen die Mauer, ein schönes zweiundzwanzigjähriges Mädchen von kindlicher Miene trat herein, sie verbarg etwas unter der Schürze.

»Dreizehn sind es!« rief sie. »Alle Eier waren gut!« Und sie lüpfte ihre Schürze und ließ eine Brut kleiner Küken sehen, die flaumig und mit schwarzen Tupfenaugen durcheinander krochen:

»Seht doch! sind sie nicht süß, die Kleinen!... «

»Oh, das Weiße steigt den anderen auf den Rücken! Und das Gefleckte da will schon mit den Flügeln schlagen!... «

»Die Eier waren wirklich gut. Nicht ein einziges taubes!«

Die Teusin, die trotz allem bei der Messe half, und dem Vinzenz die Kanne für die Waschungen reichte, drehte sich um und sagte ganz laut:

»Seien Sie doch still, Fräulein Desiderata! Sie sehen doch, wir sind noch nicht zu Ende.«

Kräftiger, ländlicher Geruch schlug durch die geöffnete Türe herein, ein Hauch, der Gärendes, drängend Erblühendes in die Kirche blies, in die Sonnenwärme, die auch den Altar jetzt überstrahlte. Desiderata blieb einen Augenblick stehen, beglückt über das junge Leben in ihren Armen, sah Vinzenz zu, wie er den Wein der Reinigung einschenkte, sah ihren Bruder diesen Wein trinken, auf daß nichts von der geheiligten Speise in seinem Munde zurückbliebe. Sie stand noch da, als er zurückschritt, den Kelch in beiden Händen, um sich über Daumen und Zeigefinger Wein und Wasser der Reinigung gießen zu lassen, das er ebenfalls trank. Die Glucke aber suchte ihre Küken und wollte gackernd in die Kirche hinein. So entfernte sich Desiderata, mütterlich mit den Küken kosend, in dem Augenblick, wo der Priester mit dem Reinigungstuch sich die Lippen trocknete und darauf den Rand und das Innere des Kelches damit abwischte. Dies bildete das Ende der Dankbezeugungen gegen Gott. Der Ministrant trug zum letzten Male das Meßbuch nach rechts hinüber. Der Priester legte auf den Kelch das Meßtuch, die Patena und die Kelchdecke zurück; dann preßte er wiederum das Gewebe in zwei tiefe Falten und ordnete den Beutel obenauf, der jetzt das Meßtuch enthielt. Sein ganzes Sein war von glühender Dankbarkeit erfüllt. Er bat den Himmel um Sündenvergebung, um die Gnadenmöglichkeit eines fleckenlosen Wandels, den Verdienst des ewigen Lebens. Er blieb hingenommen von diesem Liebeswunder, von dieser immerwährenden Aufopferung, die tagtäglich ihn speiste mit dem Fleisch und Blut seines Erlösers. Nach Verlesen der Gebete wendete er sich und sagte:

»*Ite, missa est.*«

»*Deo gratias,*« antwortete Vinzenz.

Nach erneuter Wendung und Küssen des Altars trat er zurück, die linke Hand unter der Brust, die rechte Hand erhoben, segnete er die von Sonnenfrohsinn und Spatzengelärm erfüllte Kirche.

»*Benedicat vos omnipotens Deus, Pater et Filius, et Spiritus sanctus.*«

»*Amen,*« sagte der Ministrant, sich bekreuzend.

Heller schien die Sonne, und die Spatzen wurden immer zudringlicher. Während der Priester von der linken Tafel das Evangelium des heiligen Johannes ablas, das die Unendlichkeit des Logos verkündet, flammte die Sonne über den Altar, ließ die falschen Marmorfüllungen erblassen und schlang das Schimmern der zwei Kerzen auf, deren kurze Dochte nur noch als dunkle Flecken sichtbar blieben. Das sieghafte Gestirn tauchte in seinen Glanz Kreuz, Leuchter, Meßkleid und Kelchmantel, all dies vor seinen Strahlen

erbleichende Gold. Und als der Priester den Kelch nahm, das Knie beugte und den Altar verließ, um in die Sakristei zurückzugehen, bedeckten Hauptes unter Vortritt des Ministranten, der Kannen und Meßtücher zurücktrug, blieb das Gestirn Alleinherrscher in der Kirche. Nun lagerte sich die Sonne über das Altartuch und ließ die Türe des Tabernakels in Pracht erglühen zur Feier der Maienfruchtbarkeit. Wärme hob sich von den Fliesen. Die getünchten Mauern, das große Marienbild, selbst der große Christus schienen saftreich zu erbeben, als sei das Tote überwunden von ewig neuer Erdjugend.

Kapitel 3

Die Teusin löschte eilig die Kerzen. Aber sie mußte sich aufhalten mit dem Verjagen der Sperlinge. So fand sie, als sie das Meßbuch zur Sakristei zurücktrug, den Abbé Mouret nicht mehr vor; nach der Handwaschung hatte er die geweihten Gerätschaften aufgeräumt. Nun stand er schon im Eßzimmer und nahm als Frühmahlzeit eine Tasse Milch zu sich.

»Sie sollten wirklich Ihrer Schwester verbieten, Brot in die Kirche zu streuen,« sagte die Teuse beim Eintreten. »Im vergangenen Winter kam ihr zuerst dieser nette Einfall. Sie meinte, die Spatzen frören, und der liebe Gott könne sie recht gut füttern. Sie werden sehen, das Ende vom Liede wird sein, daß sie uns bei ihren Hühnern und Kaninchen schlafen läßt.«

»Dann frieren wir wenigstens nicht,« gab der junge Priester lustig zur Antwort. »Immer müssen Sie zanken, Teusin. Gönnen Sie doch unserer armen Desiderata die Liebe zu ihrem Getier. Andere Freuden kennt sie nicht, die liebe Einfalt.«

Die Dienerin pflanzte sich mitten im Zimmer auf.

»Oh, Sie!« begann sie wieder, »Ihnen wäre es gleich, wenn sogar Elstern in der Kirche nisteten. Sie haben für nichts Augen und finden alles vollkommen. Ihre Schwester kann froh sein, daß Sie sie aufgenommen haben beim Austritt aus dem Seminar. Vaterlos, Mutterlos. Ich möchte wissen, wer ihr erlauben würde, in Stall und Hof so herumzuwirtschaften, wie sie es tut!«

Dann geriet sie in Rührung und sagte sanfter:

»Das muß wahr sein, schade wär's, sie zu hindern. Sie ist ganz ohne Falsch, kaum wie ein Zehnjähriges, und doch ist sie eines der kräftigsten Mädchen hier herum. Wissen Sie, ich muß sie am Abend noch zu Bett bringen und ihr vor dem Einschlafen Geschichten erzählen wie einem kleinen Kindchen.« Der Abbé Mouret trank stehend seine Tasse aus, die Finger etwas gerötet von der Kühle des Eßzimmers, eines großen, mit Fliesen belegten Raumes, der grau gestrichen war, und als einzige Einrichtung Tische und Stühle enthielt. Die Teusin nahm eine Serviette fort, die sie über eine Tischecke gebreitet hatte zum Frühstück.

»Wäsche verbrauchen Sie wenig,« knurrte sie. »Man könnte meinen, Sie dürften sich nicht hinsetzen, Sie wären immer im Begriff fortzugehen ... Ach! Wenn Sie den Herrn Caffin gekannt hätten, den armen seligen Herrn Pfarrer, dessen Nachfolger Sie sind! Das war ein verwöhnter Mann! Dem wäre es nicht bekommen, wenn er stehend gegessen hätte ... Er war aus der Normandie, aus Canteleu wie ich. Oh, danken tue ich es ihm nicht, daß er mich in dieses Wolfsland gebracht hat. Guter Gott, wie haben wir uns gelangweilt in der ersten Zeit! Der arme Herr Pfarrer hat recht ärgerliche Geschichten erleben müssen bei uns ... Ei, Herr Mouret, haben Sie denn vergessen, Zucker in ihre Milch zu tun? Hier liegen ja die zwei Stücke.«

Der Priester stellte seine Tasse hin.

»Ja, mir scheint, ich hab's vergessen,« sagte er.

Achselzuckend sah die Teusin ihn an. Sie knüpfte eine Schwarzbrotsschnitte in die Serviette, die gleichfalls auf dem Tische verblieben war. Als sie darauf sah, daß der Pfarrer sich zum Gehen anschickte, lief sie zu ihm hin, warf sich vor ihm auf die Kniee und rief:

»Halt, nicht einmal Ihre Schubbänder sind gebunden; ich weiß nicht, wie Ihre Füße diesen Bauernschuhen Stand halten. Sie zartes Kerlchen sehen aus, als seien Sie nicht schlecht verwöhnt worden früher! ... Na, der Bischof wird wohl gewußt haben, was er tat, als er Ihnen die armseligste Pfarre des Departements gab.«

»Aber nein,« sagte der Priester, wiederum lächelnd, »ich selbst habe mir das Artaud ausgesucht ... Sie sind heute morgen arg griesgrämig, Teusin. Geht's uns denn nicht gut hier? Wir haben alles Notwendige und leben in paradiesischem Frieden.«

Da hielt sie an sich, mußte lachen und gab zur Antwort:

»Ein Heiliger sind Sie, Herr Pfarrer ... Kommen Sie und sehen Sie sich an, wie kräftig meine Lauge ist. Das ist besser, als wenn wir uns zanken.«

Er mußte ihr nachgeben, denn sie hätte ihn nicht fortgelassen, bevor er ihrer Lauge nicht Beifall spendete. So verließ er das Eßzimmer; im Gang stolperte er über Schuttgebröckel.

»Was bedeutet denn das?« fragte er.

»Nicht das geringste,« gab die Teusin zur Antwort mit beängstigender Miene. »Nur daß das Pfarrhaus zusammenfällt. Aber das macht Ihnen ja nichts aus; Sie haben alles, was Sie brauchen ... Ach Gott, an Rissen ist wahrlich kein Mangel; sehen Sie sich die Decke an. Ist sie noch nicht genügend gesprungen? Wenn wir nicht einen dieser Tage verschüttet werden, schulden wir unserem Schutzengel eine gehörige Kerze. Wenn es Ihnen recht ist, letzten Endes ... Gerade wie mit der Kirche. Vor zwei Jahren schon hätten die zerbrochenen Scheiben ersetzt werden müssen. Im Winter gefriert der liebe Gott. Außerdem kämen die spitzbübischen Spatzen dann nicht herein. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich sie eines schönen Tages eigenhändig mit Papier verkleben werde.«

»Ja, das ist ein Gedanke,« murmelte der Priester, »man könnte Papier einkleben ... Was die Mauern angeht, die sind fester, als man glaubt. In meinem Zimmer hat der Boden nur gerade am Fenster nachgegeben. Das Haus wird uns alle überleben.«

In dem kleinen Schuppen neben der Küche angelangt, begeisterte er sich über die ausgezeichnete Lauge, um der Teusin Vergnügen zu machen; sogar den Finger mußte er hineinstecken und schmecken. Darauf wurde die entzückte Alte mütterlich. Sie schimpfte nicht mehr, sondern lief nach einer Bürste mit den Worten:

»Sie wollen doch wohl nicht ausgehen mit Kotspritzern von gestern auf der Sutane! Hätten Sie sie abends herausgehängt, wäre sie sauber ... Sie ist noch gut, die Sutane. Aber heben Sie sie ordentlich auf, wenn Sie über Feld gehen – die Disteln zerreißen alles.« Und sie ließ ihn sich herumdrehen wie einen Jungen, bearbeitete ihn von Kopf bis zu den Füßen mit leidenschaftlichen Bürstenhieben.

»So, so, das genügt,« sagte er und ergriff die Flucht. »Sie geben auf Desiderata acht, nicht wahr? Ich will ihr sagen, daß ich ausgehe.«

In diesem Augenblick rief eine helle Stimme: »Sergius!«

Desiderata kam freudegerötet und ohne Hut angelaufen, ihre schwarzen Haare waren im Nacken zu mächtigem Knoten verschlungen, Hände und Arme bis zum Ellenbogen mit Unrat beschmiert. Sie säuberte ihr Federvieh. Als sie ihren Bruder, mit dem Brevier unter dem Arm, im Begriff sah, auszugehen, lachte sie noch lauter, hielt die Hände auf den Rücken, um ihn nicht anzurühren, und küßte ihn gerade auf den Mund.

»Nein, nein,« stammelte sie, »ich würde dich schmutzig machen ... Oh, was für ein Spaß! Wenn du wiederkommst, mußt du die Tiere ansehen.« Damit lief sie davon. Der Abbé Mouret sagte, um elf Uhr wäre er zum Essen zurück. Er war schon auf dem Wege, da rief ihm die Teusin, die ihn bis zur Schwelle begleitet hatte, noch letzte Ermahnungen nach.

»Vergessen Sie nicht, mit dem Bruder Archangias zu sprechen ... Gehen Sie auch bei den Brichets vorbei; die Frau war gestern da, immer wieder wegen der Heirat. Herr Pfarrer, hören Sie doch! Ich habe die Rosalie getroffen. Sie wünscht sich nichts Besseres, als den langen Fortunat zu heiraten, sie schon. Sprechen Sie mit dem alten Bambousse, vielleicht hört er auf Sie, jetzt ... und kommen Sie nicht erst um Mittag zurück, wie neulich. Um elf Uhr, nicht wahr? Aber der Priester sah sich nicht mehr um. Sie ging ins Haus zurück und sprach durch die Zähne:

»Als ob er auf mich hörte ... Das ist kaum sechszwanzig und will immer nach dem eignen Kopf handeln. Der Wahrheit die Ehre, was die Heiligkeit angeht, nimmt er es auf mit einem Sechzigjährigen; aber er kennt das Leben nicht, er weiß von nichts; für den Kleinen ist es nicht schwer, vernünftig zu sein wie ein Cherub.

Kapitel 4

Als der Abbé Mouret fühlte, daß die Teusin nicht mehr hinter ihm sei, blieb er stehen und freute sich, endlich allein zu sein. Die Kirche war auf einer sanft zum Dorf sich senkenden kleinen Anhöhe errichtet; sie erstreckte sich wie eine verlassene Schäferei mit großen Fenstern und lustigen roten Dachziegeln. Der Priester sah sich um und warf einen Blick auf das Pfarrhaus, graues Gebäu, das an der Flanke des Kirchenschiffes klebte. Dann, als fürchte er sich eingeholt zu werden von dem nie versiegenden Redestrom, der ihm seit früh in den Ohren klang, stieg er nach rechts in die Höhe und fühlte sich erst sicher vor der großen Eingangstüre, wo man ihn von der Pfarre aus nicht sehen konnte. Die kahle Vorderseite der Kirche, von Sonne und Regen zermürbt, war von einem schmalen, käfigartigen Gemäuer überragt, in dessen Mitte sich eine Glocke dunkel abzeichnete; das Strickende verlor sich in den Dachsparren. Sechs zerbrochene Stufen, an beiden Enden halb eingegraben, führten zu der verbogenen, zersprungenen Tür, die staub- und rostzerfressen, mit Spinnweben überzogen, so kläglich in ihren morschen Angeln hing, daß es schien, als ob der nächste Windstoß sie umreißen müßte. Den Abbé Mouret rührte diese Ruine; oben auf dem Treppenabsatz lehnte er sich an einen der Türflügel. Von dort aus konnte er mit einem Blick die ganze Landschaft umfassen. Die Hand vor den Augen, hielt er suchend Umschau am Horizont.

Im Mai brach ein mächtiges Wachstum aus dem steinigen Grund. Riesige Lavendelstauden, Wacholderbüsche, ganze Züge wilder Kräuter erkletterten die Stufen, und grüne Sträuße sproßten sogar aus dem Dachgeschiefer. Das erste Saftschwellen drohte die Kirche zu entwurzeln und im Getriebe starrer Pflanzlichkeit fortzudrängen. In dieser morgendlichen Stunde sprossender Anspannung schwirrte es von Wärme, und ein treibendes Schweigen durchzitterte das Gestein. Dem Abbé Mouret wurde nichts bewußt von der Glut dieser mühevollen Geburten; die Schwelle schien ihm zu schwanken, und so lehnte er sich gegen den anderen Türflügel. Zwei Meilen weit erstreckte sich das Land, begrenzt von einer gelben Hügelkette, die mit schwarzen Nadelhölzern hier und da bestanden war; trauriges Gebiet vertrockneter Heide, wo Felsgeäder den Boden durchgrätete. Das Wenige urbaren Landes breitete sich wie Lachen von Blut, rote Felder mit dünn gereihten Mandelbäumen, grauhäuptige Oliven, Weinspaliere, die knorrig das Land bestreiften. Es sah aus wie nach einer großen Feuersbrunst, die über die Höhen Asche verkohlter Wälder streute, die Wiesen versengte und ihren Glanz, ihre wütende Glut in den Vertiefungen zurückließ. Kaum daß hin und wieder das Blaßgrün eines Getreidefeldes Zartheit antönte. Nichts als Wildnis, so weit das Auge reichte, verdurstend, ohne jegliches Wassergerinsel, aufstiebig in großen Staubwolken beim leisesten Lufthauch. Und ganz in der Ferne sah man durch eine Bresche im Hügelgürtel feuchtfernes Grün, einen schmalen Streifen nachbarlicher Täler, befruchtend durchspült von der Biorne, eines vom Seiller Paß sich ergießenden Flusses. Geblendet ließ der Priester den Blick zum Dorfe hinabgleiten, dessen wenige Häuser kreuz und quer unterhalb der Kirche standen. Elende Häuser aus Backstein und Fachwerk,

ohne Straßenanlagen einen schmalen Weg entlang gestellt. Es waren ihrer dreißig; die geschwärmte Erbärmlichkeit mancher erstickte fast im Mist, andere größere sahen anheimelnd aus unter rosigen Schindeldächern. Kleine, den Felsen abgetrotzte Gartenwinkel wiesen Gemüsebeete, von bunten Hecken durchzogen. Zu dieser Stunde war das Artaud wie ausgestorben. Keine Frau, zeigte sich am Fenster, nicht ein einziges Kind wälzte sich im Staub; nur das Auf und Ab einer Schar Hühner war zu sehen, die im Stroh scharren und sich, rastlos auf der Suche, bis zu den Schwellen der Häuser vorwagten, deren offenstehende Türen der Sonne willig Einlaß gewährten. Ein großer schwarzer Hund saß aufrecht am Eingange des Dorfes, als hielte er Wache.

Mattigkeit überkam nach und nach den Abbé Mouret. Die steigende Sonne umspielte ihn so lau, daß er sich gegen die Kirchtüre sinken ließ, überwältigt von friedlichem Glücksgefühl. Er dachte an das Artaud, dieses Dorf, das aufgeschossen war wie eine der verschrobenen Pflanzenwucherungen des Tales. Alle Einwohner waren untereinander verwandt, alle trugen den gleichen Namen, so daß sie von der Wiege an einen Beinamen bekommen mußten, der Unterscheidung wegen. Ein Vorvater, Artaud genannt, kam eines Tages und siedelte sich in der Heide an wie ein Ausgestoßener; dann hatten die Seinigen sich vermehrt mit der hartnäckigen Lebensfähigkeit der Pflanzen, die aus den Felsen ihre Kräfte ziehen. Seine Familie wurde ein Stamm, eine Gemeinschaft, deren verwandtschaftliche Verknüpfungen sich im Nebel der Jahrhunderte verloren. Sie vermischten sich in schamlos nahen Heiraten. Kein Beispiel wäre dafür anzuführen gewesen, daß ein Artaud sich mit einer Frau aus einem anderen Dorf verehelicht hätte; nur die Mädchen heirateten manchmal nach auswärts. Verbunden mit diesem Erdenwinkel kamen sie zur Welt und starben, in ihrem Unrat stetig wuchernd, mit der Einfalt von Bäumen, die aus ihrem Gesäme neu erwachsen, ohne eine klare Vorstellung von der Weite der Welt zu gewinnen über die gelben Felsen hinaus, hinter denen sie ihr Leben fristeten. Und doch gab es auch bei ihnen Arme und Reiche; weil Hühner verschwanden, wurden die Hühnerställe nächtlicherweile mit schweren Vorhängeschlössern gesichert; ein Artaud brachte eines Abends hinter der Mühle einen anderen Artaud um. Eingeschlossen von dieser trostlosen Hügelumschnürung bildeten sie ein Volk für sich, eine aus der Scholle geborene Rasse, eine Menschheit von dreihundert Köpfen, die lebte wie zu Anbeginn der Zeiten.

Lähmend hing noch der Schatten der Seminare über dem Abbé Mouret. Jahrelang kannte er die Sonne nicht. Auch jetzt noch sah er sie kaum; geschlossenen Auges spähte er nach Seelischem, und für die fluchbelastete Natur hatte er nur Verachtung. Lange Zeit träumte er, in Stunden der Sammlung, wenn er sich in Betrachtungen löste, von einer wüsten Einsiedelei, irgendeinem Bergversteck, wo nichts Lebendiges, kein Geschöpf, keine Pflanze, keine Flut ihn von der Anschauung Gottes abzuziehen vermöchte. Eine Wallung reiner Liebesbegeisterung war es, Abscheu vor jeder sinnlichen Empfindung. Dort, vom Licht abgewandt, sich abtötend, hätte er seine Auflösung erwartet, das Aufgehen in herrlicher Seelenweiße. Ganz weiß erschien ihm der Himmel, in lichtvoller Weiße, als wenn Lilien ihm entschneiten, als ob alle Reinheit, alle Unschuld, alle Unberührtheit weiß aufleuchteten. Sein Beichtvater aber zankte ihn aus, als er ihm seine Einsamkeitsgelüste, seinen Drang nach göttlicher Klarheit darlegte; Er rief ihn auf, zu kämpfen für die Kirche, zur Notwendigkeit des Priestertums. Nach Empfang der Weihen später war der junge Priester auf seinen eigenen Wunsch nach dem Artaud gekommen in

der Hoffnung, sich hier der erträumten Vernichtung aller menschlichen Schwächen hingeben zu können. Inmitten dieses Elends, auf diesem unfruchtbaren Boden hoffte er seine Ohren den Geräuschen der Welt zu verschließen und in heiligem Schlummer dahinzuleben. Und wirklich, seit mehreren Monaten lebte er lächelnd dahin; kaum daß eine Unruhe vom Dorf her ihn einmal trübte, kaum daß er einen heißen Sonnenbiß im Nacken spürte, wenn er seine Straße zog, ganz dem Himmel zugetan, ohne die nicht endenden Wehen zu vernehmen, inmitten derer er wanderte.

Der große schwarze Hund, der das Artaud bewachte, entschloß sich, zum Abbé Mouret heraufzusteigen, zu dessen Füßen er sich dann aufrecht wieder niederließ. Der Priester aber dämmerte weiter in der Morgenlieblichkeit. Am Abend des vorhergehenden Tages hatte er die Exerzitien des Marianischen Rosenkranzes begonnen. Die große Freudigkeit in seinem Innern schrieb er gnädiger Fürbitte der Jungfrau bei ihrem göttlichen Sohne zu. Wie nichtig ihm die irdischen Güter erschienen! Wie erfüllte es ihn mit Dankbarkeit, arm sein zu dürfen. Als er die Weihen empfing, überließ er sein ganzes Vermögen seinem älteren Bruder; Vater und Mutter hatte er an dem gleichen Tage verloren, infolge eines Unglücksfalles, dessen ganzer Schrecken sich ihm noch nicht enthüllt hatte. Von irdischen Beziehungen war ihm nichts als die Schwester verblieben. Aus einer Art frommen Zärtlichkeit für ihre Einfalt hatte er sich ihrer angenommen. Die liebe Unschuld war so kindlich, so kleinmädchenhaft, daß sie ihm angetan erschien mit der Reinheit jener Armen im Geist, denen evangelische Worte das Himmelreich zusprechen. Seit einiger Zeit jedoch begann sie ihn zu beunruhigen. Sie wurde zu kräftig, zu üppig, zuviel Leben ging von ihr aus. Doch es kam kaum zu einem Unbehagen. Er verbrachte seine Tage in dem verinnerlichten Zustand, in den er hineingewachsen war, als er alles aufgab, um sich ganz hingeben zu können. Er verschloß dem Sinnenleben die Tür, versuchte der Natur des Leibes zu entrinnen und war nichts als eine in Beschaulichkeit selige Seele. Die Natur bedeutete ihm Fallstrick und Unflat; er setzte seine Ehre darein, ihr Gewalt anzutun, sie gering zu achten, sich zu entflecken von aller irdischen Unsauberkeit. Vor der Welt ist der Gerechte sinnlos. Er betrachtete sich als Erdverbannten. Nur die himmlischen Güter zog er in Betracht und begriff nicht, wie einige Stunden vergänglicher Freuden eine Ewigkeit aus Glückseligkeiten aufwiegen sollten. Seine Vernunft führte ihn irre und betrog ihn; seine Wünsche logen. Und nahm er zu an Tugend, war es vor allem seiner Demütigkeit, seines Gehorsams wegen. Der Letzte von allen wollte er sein, allen dienstbar, auf daß der Tau der Göttlichkeit auf sein Herz wie in starren Sand niederrieselte; er nannte sich schwach und schandbedeckt, bis ins Tiefste unwürdig, von der Erbsünde erlöst zu werden. Demütig sein heißt glauben, heißt lieben. Er war in nichts mehr von sich abhängig, blind, taub, irgendein Ding ohne Willen, Gottes Eigentum. Aus dieser Erniedrigung, in die er sich tief vergrub, trug ein Hosiana ihn weit hinaus über Glück und Macht, in den Glanz eines endelosen Glücks. So waren dem Abbé Mouret im Artaud die Entzückungen klösterlichen Lebens beschieden, die er einst so glühend erwünschte beim jedesmaligen Lesen der Nachfolge Jesu. Nichts in ihm kannte Kampf. Vom ersten Kniefall an war er fehlerfrei, ohne Widerstand, ohne Erschütterungen; es war, als ob der Blitzstrahl der Gnade sein Fleischbewußtsein endgültig zernichtet habe. Verzückung in Gottes Nähe, der einige junge Priester teilhaftig werden; glückselige Stunde, wo alles schweigt, wo im großen Schweigen die Begierden nichts mehr sind als ein maßloser Hang nach Reinheit. An keiner Kreatur wollte er Tröstung gewinnen. Wenn man glaubt, daß eines alles umfaßt, ist man unerschütterlich, und er glaubte an die Allheit Gottes, glaubte, daß seine eigene

Demut, sein Gehorsam, seine Keuschheit alles seien. Er erinnerte sich, von der Versuchung reden gehört zu haben als von einer schrecklichen Qual, die selbst die Heiligsten befällt. Hierüber mußte er lächeln. Ihn hatte Gott niemals verlassen. Im Glauben wandelte er wie in einem Panzer, der ihn gegen die kleinste schlimme Regung schützte. Mit acht Jahren, entsann er sich, weinte er in einem Winkel aus Liebe; er war sich nicht bewußt zu lieben; er weinte, weil er irgendwo in der Weite jemanden liebte. Diese Weichheit war ihm geblieben. Später hatte er Priester werden wollen, um dieser übermenschlichen Liebesehnsucht zu genügen, die einzig ihn quälte. So erfüllte er sein Wesen, seine Veranlagung, seine Jünglingsträume und Jungmännerwünsche. Sollte die Versuchung an ihn herantreten, er erwartete sie mit der ihm eignenden Kaltblütigkeit des unwissenden Seminaristen. Der Mann war ertötet in ihm; er fühlte es und war dessen froh, glücklich, sich besonders zu wissen als entmanntes Wesen, von der Art abweichend, durch die Tonsur gezeichnet als Lamm des Herrn.

Kapitel 5

Währenddem überschien warm die Sonne das große Kirchentor. Goldfliegen schwirrten um eine große Blume, die zwischen zweien der Vorplatzstufen hervorwuchs. Gerade als der Abbé Mouret, etwas betäubt, sich zum Gehen anschickte, stürzte der große schwarze Hund mit wildem Gebell auf das Gitter des kleinen, links von der Kirche gelegenen Friedhofes zu. Gleichzeitig schrie eine harte Stimme: Oh, du Taugenichts, die Schule schwänzest du, und dann findet man dich auf dem Kirchhof ... leugne nicht! Seit einer Viertelstunde beobachte ich dich.«

Der Priester trat näher. Er erkannte Vinzenz, den ein Bruder der christlichen Schule rauh bei den Ohren nahm. Der Junge hing über einer Schlucht, die den Kirchhof der Länge nach durchschnitt, in deren Tiefe der Mascle floß, ein Strom, dessen weißschäumende Flut sich zwei Meilen weiter in die Biorne ergoß.

»Bruder Archangias!« sagte der Abbé sanft, um den erbosten Mann zur Nachsicht zu bewegen. Der Bruder aber ließ nicht locker.

»Ach, Sie sind es, Herr Pfarrer,« grollte er. »Denken Sie sich nur, dieser Bengel steckt immer auf dem Kirchhof. Was er für schlimme Streiche hier aushecken kann, ist mir unklar. Loslassen sollte ich ihn, damit er sich den Schädel da unten zerschläge. Recht geschähe ihm das.«

Der Junge gab keinen Laut von sich, klammerte sich im Gestrüpp fest und kniff duckmäuserig die Augen zu.

»Nehmen Sie sich in acht, Bruder Archangias,« begann der Priester wieder, »er könnte ausgleiten.« Und eigenhändig half er Vinzenz beim Heraufklettern. »Nun sag' mal, kleiner Freund, was treibst du denn hier? Man darf doch nicht auf Kirchhöfen spielen!«

Der Lausbube machte die Augen auf, zog sich vorsichtig aus der Nähe des Bruders zurück und suchte Schutz beim Abbé Mouret.

»Ihnen will ich es sagen,« murmelte er und wendete ihm seine pfißige Miene zu. »In den Dornen ist ein Grasmückennest unter einem Felsvorsprung. Seit mehr als zehn Tagen belauere ich das ... Weil die Jungen nun ausgekrochen sind, bin ich heute morgen hergegangen, nachdem ich die Messe bedient hatte... «

»Ein Grasmückennest!« sagte Bruder Archangias. »Warte nur!« Er ging zur Seite, nahm ein Erdstück auf von einem Grab und schleuderte es ins Gebüsch. Aber er verfehlte das Nest. Ein zweites Wurfgeschloß traf die gebrechliche Wiege und warf die Vogeljungen in den Strom. Sich die Hände abklopfend, fuhr er fort: »So, jetzt wirst du es vielleicht unterlassen, dich wie ein Heide hier herumzutreiben ... die Toten werden dich bei den Füßen ziehen in der Nacht, wenn du noch einmal auf ihnen herumtrampelst.«

Vinzenz lachte auf, als das Nest sich überschlug, dann sah er sich mit dem Achselzucken eines Geistesstarken um: »Oh, ich fürchte mich nicht,« sagte er. »Die Toten,

die rühren sich nicht!«

Der Kirchhof hatte wirklich nichts Furchterregendes. Er nahm sich aus wie ein kahles Feld, auf dem sich die schmalen Wege unter den wuchernden Gräsern verloren. Kleine Erhöhungen des Erdreichs nahm man hin und wieder wahr. Ein einziger aufrechter, ganz neuer Stein in der Mitte, der Grabstein des Abbé Caffin, hob sich weiß ab. Sonst sah man nur zerbrochene Kreuze, vertrocknete Buchsbaumzweige, alte gesprungene, mit Moos überzogene Steinplatten. Kaum zweimal im Jahr gab es ein Begräbnis. Fast vermochte man zu übersehen, daß der Tod auf diesem verwilderten Gebiet hauste, von dem die Teusin allabendlich eine Schürze voll Kräuter holte für Desideratas Kaninchen. Eine riesenhafte Zypresse, die neben der Türe wuchs, warf einsam ihren Schatten über das verwahrloste Feld. Drei Meilen in der Runde war diese Zypresse zu sehen, und im ganzen Land gab man ihr den Namen: die Einsiedlerin. »Es wimmelt hier von Eidechsen,« berichtete Vinzenz, der die rissige Kirchenmauer betrachtete. »Lustig wäre es ... «

Mit einem Sprung aber zog er sich aus dem Bereich des Bruders zurück, der den Fuß hob. Der Bruder machte den Pfarrer auf den schlechten Zustand des Gitters aufmerksam. Es war vollkommen vom Rost zerfressen, eine Angel war ausgehoben und das Schloß zerbrochen.

»Das müßte ausgebessert werden,« sagte er. Der Abbé Mouret lächelte ohne zu antworten. Dann wendete er sich an Vinzenz, der sich mit dem Hund herumzerzte: »Sag', Kleiner!« fragte er, »weißt du, wo der Vater Bambousse heute morgen arbeitet?« Der Junge suchte mit einem Blick den Horizont ab. »Er wird wohl bei seinen Oliven sein,« antwortete er, nach links zeigend. »Packan kann sie führen, Herr Pfarrer. Der weiß sicher, wo sein Herr steckt.« Dann klatschte er in die Hände und rief: »Packan! Packan!«

Der große schwarze Hund blieb einen Augenblick schweifwedelnd stehen und suchte in dem Gesicht des Knaben zu lesen. Dann machte er sich mit Freudengebell auf den Weg nach dem Dorf. Der Abbé Mouret und Bruder Archangias gingen ihm nach. Hundert Schritte weiter machte Vinzenz sich aus dem Staub und schlich sich vorsichtig zur Kirche zurück, umsichtig und bereit, sich hinter einen Busch zu flüchten, sollten sie den Kopf wenden. Mit Schlangengewandtheit glitt er zurück auf den Kirchhof, jenem Paradies, wo es Nester, Eidechsen und Blumen gab. Während Packan auf der staubigen Straße ihnen vorauslief, sagte Bruder Archangias zu dem Priester: »Lassen Sie's gut sein, Herr Pfarrer, diese Kröten sind Teufelssame. Um sie Gott wohlgefällig zu machen, müßte man ihnen das Rückgrat zerbrechen. Ohne Glauben leben sie wie ihre Väter. Seit fünfzehn Jahren bin ich nun hier; nicht einen einzigen Christen habe ich heranwachsen sehen. Kaum sind sie aus meinem Griff, adieu; sie denken nur an ihr Land, ihre Weinstöcke und Oliven. Keiner setzt einen Fuß in die Kirche. Rohlinge sind sie, die sich mit ihren Kieseln herumschlagen! Stockschläge müssen sie haben, Herr Pfarrer, nur Stockschläge!« Er holte Atem und fügte hinzu mit einer wilden Bewegung: »Sehen Sie, die Leute im Artaud sind wie das Gestrüpp, das die Felsen zerfrißt. Eine Generation genügte, um das ganze Land zu vergiften. Das krallt sich fest, vermehrt sich, lebt allem zum Trotz. Feuer müßte vom Himmel fallen wie auf Gomorra, um das Land zu säubern.«

»Man darf nie an den Sündern verzweifeln,« äußerte der Abbé Mouret; seelenruhig wandelte er mit kleinen Schritten dahin.

»Ach was, die da sind des Teufels,« nahm der Bruder noch heftiger das Wort. »Ich war ein Bauer wie sie. Bis zu meinem achtzehnten Jahre habe ich die Erde bebaut. Und später im Institut mußte ich fegen, Kartoffeln schälen, alle groben Arbeiten verrichten. Ihre schwere Arbeit mach' ich ihnen nicht zum Vorwurf. Im Gegenteil, Gott hat eine Vorliebe für die in Niedrigkeit Lebenden... Die Leute im Artaud führen sich aber auf wie das Vieh, sehen Sie! Nicht besser wie ihre Hunde sind sie, die auch nicht zur Messe kommen und sich um die Gebote Gottes und der Kirche nicht kümmern. Sie lieben ihre Brocken Erde so, daß sie am liebsten mit ihnen Unzucht treiben möchten!«

Packan blieb mit erhobenem Schweif stehen und setzte sich wieder in Trab, nachdem er sich versichert hatte, daß die beiden Männer ihm immer noch folgten. »Ja, es kommt wirklich zu beklagenswerten Ausschreitungen,« sagte der Abbé. »Mein Vorgänger, Abbé Caffin ... « »Dieser Jammermann,« unterbrach ihn der Bruder. »Er wurde uns aus der Normandie geschickt, nach einer garstigen Geschichte. Hier hat er es sich lediglich angelegen sein lassen, ein löbliches Leben zu führen; alles ging, wie es wollte.«

»Nicht doch, der Abbé Caffin hat sicherlich getan, was er vermochte; allerdings muß man zugeben, daß seine Bemühungen fast ohne Nutzen blieben. Auch die meinen sind zumeist erfolglos.« Bruder Archangias zuckte die Achseln. Wortlos ging er kurze Zeit und warf seinen hageren großen Körper hin und her. Die Sonne strahlte auf seine verbrannte Nackenhaut, sein hartes, messerscharfes Bauerngesicht war beschattet.

»Hören Sie, Herr Pfarrer,« fing er endlich wieder an, »ich bin zu gering, um Ihnen Vorschriften machen zu dürfen; allein ich bin fast doppelt so alt wie Sie und kenne mich hier aus, und das berechtigt mich, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie mit Güte nichts erreichen werden ... Der Katechismus genügt, merken Sie sich das. Gott hat für die Ungläubigen keine Gnaden. Er läßt sie brennen. Daran halten Sie sich.«

Und da der Abbé Mouret den Kopf senkte und nichts erwiderte, fuhr er fort: »Auf dem Land wird man der Religion abtrünnig, weil sie zum alten Weib geworden ist. Man hatte Ehrfurcht vor ihr, solange sie sich als unnachsichtige Herrin gebärdete ... Ich weiß nicht, was euch in den Seminaren beigebracht wird. Die Pfarrer von heute weinen wie die Unmündigen mit ihren Pfarrkindern. Gott hat ein ganz anderes Ansehen bekommen ...

Ich möchte einen Eid darauf leisten, Herr Pfarrer, daß sie ihren Katechismus nicht mehr auswendig können?«

Den Priester verletzte dieser Wille, der so rauh sich ihm aufzudrängen suchte; er hob den Kopf und sagte mit einiger Kühle: »Lassen Sie's gut sein, Ihr Eifer ist sicher lobenswert, aber hatten Sie mir nichts zu sagen? Sie waren in der Pfarrei heute morgen, nicht wahr?«

Grob antwortete Bruder Archangias: »Ich hatte Ihnen zu sagen, was ich Ihnen eben sagte ... Die Leute leben hier im Artaud wie die Schweine. Gestern erst erfuhr ich, daß Rosalie, Vater Bambousses Älteste, schwanger ist. Sämtlich warten sie das ab, um sich zu verheiraten. Seit fünfzehn Jahren hab' ich keine gekannt, die nicht im Heu gewesen wäre vor der Trauung. Und lachend erklären sie dann, das sei nun mal so Sitte hierzuland!«

»In der Tat,« murmelte der Abbé Mouret, »es ist ein großes Ärgernis ... Gerade bin ich auf dem Wege zum Vater Bambousse, um diese Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Es wäre jetzt wünschenswert, die Hochzeit fände so bald als möglich statt ... Der Vater des

Kindes soll Fortunat, der älteste Brichet, sein. Unglücklicherweise sind die Brichets arm.«

»Die Rosalie!« fuhr der Bruder fort, »gerade achtzehn ist sie. Das ist auf der Schulbank schon gefallen. Es sind noch nicht vier Jahre her, da kam sie noch zu mir. Sie war schon damals lasterhaft. Jetzt ist ihre Schwester Katharina bei mir, ein Mädel von elf Jahren, die noch schamloser zu werden verspricht als die ältere Schwester. In allen Ecken trifft man sie mit dem Tunichtgut Vinzenz. Gehen Sie mir, man mag ihnen die Ohren noch so lang ziehen, das Weib regt sich schon in ihnen. Sie tragen die Verdammnis in den Röcken. Geschöpfe, die auf den Mist gehören in ihrem stinkenden Unwert! Wenn man gleich nach der Geburt allen Mädeln den Hals umdrehte, so wäre das eine tüchtige Entlastung.« Haß, Abscheu vor dem Weib ließen ihn fluchen wie ein Fuhrmann. Der Abbé Mouret, der ihm mit ruhigem Gesicht zugehört hatte, mußte schließlich über seine Heftigkeit lächeln. Er rief Packan, der in ein benachbartes Feld abgebogen war.

»Ei, sehen Sie wohl!« rief Bruder Archangias und deutete auf eine Kinderschar, die sich unten in einer Schlucht erging, »hier also sind die Taugenichtse, die die Schule versäumen unter dem Vorwande, ihren Eltern im Weinberg helfen zu müssen! ... Sie können sicher sein, daß die liederliche Kathrina mitten darunter ist. Es macht ihr Spaß, Abhänge hinabzurutschen; Sie werden sehen, wie die Röcke ihr über dem Kopf zusammenschlagen. Da! hab' ich es nicht gesagt! ... Auf heute abend, Herr Pfarrer ... Wartet nur, wartet, ihr Schlingel!«

Damit rannte er davon, die unsauberen Beffchen flatterten ihm über die Schulter, und die lange, schmierige Sutane entwurzelte die Disteln. Der Abbé Mouret sah zu, wie er sich mitten unter die Kinderbande stürzte, die nach allen Seiten auseinanderstob, wie eine Schar erschreckter Spatzen. Es war ihm aber gelungen, Katharina und irgendeinen Bengel bei den Ohren zu bekommen. Er führte sie in der Richtung des Dorfes ab, hielt sie fest mit seinen großen, behaarten Händen und überhäufte sie mit Scheltworten.

Der Priester setzte seinen Weg fort. Bruder Archangias gab ihm des öfteren Anlaß zu eigenartigen Skrupeln: in seiner Gewöhnlichkeit und Derbheit kam er ihm vor wie der wahrhafte Gottesmann, ohne irdische Bande, dem Himmel gegenüber botmäßig, demütig, herb gegen die Sünde aufgerichtet. Und er war verzweifelt, sich nicht mehr seiner Körperlichkeit entäußern zu können, nicht häßlich und ekelhaft zu sein, bedeckt mit dem Ungeziefer mancher Heiligen. Wenn der Bruder ihn durch zu rohe Worte in Harnisch brachte, ihn durch irgendwelche zu hitzige Grobheiten verletzte, warf er sich hinterher seine Empfindlichkeit und seinen angeborenen Stolz vor, wie ernstliche Verfehlungen. Müßte er nicht aller Menschenschwachheit abgestorben sein? Auch diesmal lächelte er traurig, als er bedachte, wie er sich fast über die heftigen Belehrungen des Bruders erzürnt hätte. Stolz war's, sagte er bei sich, der ihn zu Fall bringen wollte und ihm Verachtung gegen die Schlichtheit eingab. Aber gegen seinen Willen fühlte er sich erleichtert, allein zu sein, mit kleinen Schritten zu wandern, im Brevier zu lesen, von der harten Stimme befreit, die ihm seinen Traum reiner Zärtlichkeit trüben wollte.

Kapitel 6

Die Straße wand sich zwischen Felsstürzen, wo die Bauern hie und da vier, fünf Meter kreidigen Grund gewonnen hatten, der mit alten Olivenbäumen bestanden war. Leise knirschte unter den Schritten des Abbés der Sand. Traf ein wärmeres Wehen sein Antlitz, hob er manchmal die Augen vom Buch, um ausfindig zu machen, woher diese Liebkosung käme; aber sein Blick blieb verschleiert, streifte, ohne zu sehen, über den Horizont hin, über die verbogenen Linien dieser Passionslandschaft, die dürr und sonnenohnmächtig lag in der Hingestrecktheit einer glühenden und unfruchtbaren Frau. Er zog den Hut tiefer in die Stirne, um den lauen Lüften zu entgehen, nahm seine Lektüre wieder auf; wobei seine Sutane im Staub hinter ihm eine kleine Wolke aufwirbelte, die dicht über dem Boden zog.

»Guten Tag, Herr Pfarrer,« sagte ein vorübergehender Bauer. Hackenschläge den Feldflächen entlang scheuchten ihn aus seiner Sammlung. Er wandte den Kopf und sah in den Weinspalieren große knochige Greise, die ihn grüßten. Die Leute aus dem Artaud trieben mit der Erde Unzucht, wie Bruder Archangias sagte. Hinter dem Blätterwerk wurden schweißtriefende Stirnen sichtbar, keuchende Leiber richteten sich langsam auf, – ein heißes Bemühen um Befruchtung, das er mit seinem stillen Schreiten tiefsten Unwissens durchwanderte. Keinerlei Erregung der großen Liebesarbeit, die die Pracht des Morgens erfüllte, rührte sein Fleisch.

»Holla! Packan, man frißt die Leute doch nicht!« rief lustig eine kräftige Stimme, und suchte den Hund zu beschwichtigen.

Der Abbé Mouret hob den Kopf. »Sie sind es, Fortunat,« sagte der Abbé und trat an den Rand des Feldes, auf dem der junge Bauer arbeitete. »Gerade wollte ich mit Ihnen reden.« Fortunat stand im gleichen Alter wie der Priester. Ein stattlicher Bursche war er, dickfellig und dreist, gerade damit beschäftigt, ein Stück steiniger Heide urbar zu machen.

»Um was handelt es sich, Herr Pfarrer?« fragte er.

»Es handelt sich um das, was sich zwischen Rosalie und Ihnen zugetragen hat,« gab der Priester zur Antwort. Fortunat mußte lachen. Er fand es sehr merkwürdig, daß ein Geistlicher sich um so etwas kümmerte. »Gewiß, doch,« murmelte er. »Sie wollte es ja gern. Gezwungen habe ich sie zu nichts. Um so schlimmer, wenn der Vater Bambousse sie mir nicht geben will. Sie haben selbst gesehen, wie sein Hund mich eben beißen wollte, er hetzt ihn auf mich.«

Der Abbé Mouret wollte weiterreden, als der alte Artaud, Bricchet genannt, dessen er erst jetzt ansichtig wurde, aus dem Schatten eines Busches auftauchte, hinter dem er mit seiner Frau beim Essen saß. Er war klein, altersdürr und von bescheidenem Gebaren. »Sicher hat man Ihnen Lügengeschichten erzählt, Herr Pfarrer,« rief er. »Der Junge will ja gern die Rosalie heiraten. Die Kinder sind miteinander gegangen. Niemand kann dafür. Andere haben's ebenso wie sie gemacht und lebten darum später nicht weniger ehrbar zusammen. Die Angelegenheit hängt von uns nicht ab. Mit Bambousse müssen sie

sprechen. Er will nichts von uns wissen, weil er Geld hat.«

»Gewiß, zu arm sind wir,« jammerte die Mutter, eine große, weinerliche Frau, die nun ihrerseits erschien. »Wir besitzen nichts als dieses Stückchen Land, auf das der Teufel Steine hageln läßt, so wahr ich hier stehe; davon leben können wir nicht. Ohne Sie, Herr Pfarrer, wäre das Dasein nicht auszuhalten.«

Mutter Bricet war die einzige Betschwester des Dorfes. Nach der Kommunion strich sie um die Pfarrei, weil sie wußte, daß die Teusin ihr immer ein paar Brote aufhob vom letzten Backtag. Manchmal sogar zog sie mit einem von Desiderata geschenkten Huhn oder Kaninchen ab.

»Ärgernisse ohne Ende,« nahm der Priester den Faden wieder auf. »Die Hochzeit muß so schnell als möglich stattfinden.«

»Aber sofort, wenn's den anderen recht ist,« sagte die Alte, sehr beunruhigt, der Geschenke wegen. »Nicht wahr, Bricet, wir sind keine so schlechten Christen, daß wir dem Herrn Pfarrer zuwider sein wollen.« Fortunat grinste. »Ich will gleich,« erklärte er, »und die Rosalie auch... Ich habe sie gestern getroffen, hinter der Mühle. Wir sind gar nicht böse miteinander, im Gegenteil. Wir sind stehengeblieben und haben Spaß gemacht... « Der Abbé Mouret fiel ihm in die Rede:

»Es ist gut, ich will mit dem Vater reden. Er ist da drüben bei den Oliven, glaube ich.« Der Priester entfernte sich, da fragte ihn die Mutter Bricet nach dem Verbleib ihres jüngeren Sohnes Vinzenz, der seit früh unterwegs sei, um die Messe zu bedienen. Der Bengel habe die Ermahnungen des Herrn Pfarrers arg nötig. Und sie begleitete den Priester einige hundert Schritt, klagte über ihr Elend, den Mangel an Kartoffeln, über den Frost, der die Oliven zugrunde richtete, über die Hitze, die die spärliche Ernte versengte. Sie verließ ihn mit der Versicherung, ihr Sohn Fortunat spreche morgens und abends seine Gebete.

Packan überholte jetzt den Abbé Mouret. Plötzlich, an einer Straßenbiegung, lief er querfeldein. Der Abbé mußte einen schmalen Weg einschlagen, der einen Hügel hinauf führte. Er war bei den Olivettes, dem fruchtbarsten Gebiet der Gegend, wo Artaud, Bambousse genannt, Bürgermeister der Gemeinde, mehrere Kornfelder, Oliven und Weinberge besaß. Der Hund sprang an einem großen braunen Mädchen empor, die beim Anblick des Priesters breit lächelte.

»Ist Ihr Vater hier in der Nähe, Rosalie?« sprach der Priester sie an.

»Da, gleich nebenan,« sagte sie, die Hand ausstreckend und lächelte immerfort.

Dann trat sie vom Feldstreifen, den sie jätete und ging vor ihm her. Ihre noch wenig vorgeschrittene Schwangerschaft machte sich nur in einer stärkeren Rundung der Hüften bemerkbar. Sie hatte den stark wiegenden Gang hart arbeitender Frauen, ihr Nacken war gerötet und die schwarzen Haare wuchsen mähnendicht. Sie trug keine Kopfbedeckung in der Sonne. Ihre grün angelaufenen Hände rochen nach den Kräutern, die sie ausgerissen hatte.

»Vater,« rief sie, »der Herr Pfarrer will mit dir reden.« Und frech, kaum nach ihm sich umwendend, hielt ihr dreistes Lächeln voll Schamlosigkeit und Verstocktheit stand. Bambousse, rundköpfig, fett und schwitzend, ließ seine Arbeit im Stich und ging fröhlich

auf den Abbé zu.

»Wetten könnte ich, Sie wollen mit mir von der Ausbesserung der Kirche sprechen,« sagte er, sich die Erde von den Händen klopfend. »Unmöglich, Herr Pfarrer, da ist nichts zu machen. Die Gemeinde hat keinen Pfennig ... Wenn der liebe Gott Mörtel und Dachziegel liefert, stellen wir die Maurer.«

Diese Witzelei eines ungläubigen Bauern brachte ihn unbändig zum Lachen. Er schlug sich auf die Schenkel, hustete und erstickte fast.

»Nicht wegen der Kirche komme ich,« antwortete der Abbé Mouret. »Ich wollte mit Ihnen über Ihre Tochter Rosalie sprechen... «

»Rosalie? Was hat die Ihnen denn getan?« fragte Bambousse blinzelnd. Unverfroren ließ das Bauernmädchen ihre Blicke über den jungen Priester wandern, von den weißen Händen bis zu dem mädchenhaften Hals, der Versuch war spaßhaft, ihn zum Erröten zu bringen. Er aber sagte geradeaus mit unbewegtem Gesicht, als redete er von Dingen, die ihn nichts angingen: »Sie wissen, was ich sagen will, Vater Bambousse. In anderen Umständen ist sie. Sie muß heiraten.«

»Ach, darum,« murrte der Alte spöttisch. »Danke für die Bestellung, Herr Pfarrer. Die Brichets schicken Sie wohl, nicht wahr? Die Mutter Brichet kommt zur Messe, und Sie helfen ihr ein bißchen, ihren Sohn unterzubringen; versteht sich... . Aber ich mache da nicht mit. Das Geschäft lockt mich nicht, Punktum!«

Der erstaunte Priester erklärte ihm, das Ärgernis müsse beseitigt werden, er müsse dem Fortunat verzeihen, da der sein Unrecht ja gut machen wolle; zu guter Letzt, daß die Ehre seiner Tochter eine sofortige Heirat fordere.

»Ta, ta, ta, warum so viele Worte,« fing Bambousse kopfschüttelnd wieder an. »Ich behalte meine Tochter, verstehen Sie. Das alles ist mir gleich... Ein Bettler, der Fortunat. Keine zwei Heller. Das wäre bequem, wenn es genügte, mit einem Mädchen zu gehen, um es zu heiraten. Wahrhaftig! Dann gäbe es bei den Jungen nichts mehr als Hochzeit vom Morgen bis zum Abend ... Gott sei Dank! brauch' ich mir keine Sorge zu machen wegen Rosalie! Jedermann weiß, was ihr zugestoßen ist; davon wird sie weder krumm noch bucklig, und sie kann heiraten, wen sie sich aussucht in der Gegend.«

»Aber, das Kind?« unterbrach der Priester.

»Das Kind! Ist es etwa schon da? Vielleicht kommt es nie... Und wenn sie ein Kleines kriegt, kann man immer noch sehen.« Als Rosalie merkte, welche Wendung das Vorhaben des Pfarrers nahm, hielt sie es für geraten, die Fäuste in die Augen zu drücken und Jammerlaute von sich zu geben. Sie ließ sich sogar auf die Erde fallen und zeigte ihre blauen Strümpfe bis übers Knie.

»Wirst du schweigen, Hündin!« brüllte der plötzlich in Wut versetzte Vater.

Und er bedachte sie mit gemeinen Ausdrücken, die sie unter ihren vorgehaltenen Fäusten zum Lachen brachten.

»Find' ich dich mit deinem Kerl, so bind' ich euch zusammen und bring' euch so vor die Leute ... Willst du wohl still sein? Warte, ich will dich lehren!«

Er nahm eine Erdscholle und warf sie heftig nach ihr aus einer Entfernung von vier Schritten. Das Erdstück traf auf ihren Haarknoten, bröckelte ihr in den Halsausschnitt und bedeckte sie mit Staub. Betäubt sprang sie mit einem Satz in die Höhe und lief davon, den Kopf mit den Händen schützend. Aber Bambousse hatte noch Zeit, sie mit zwei weiteren Erdstücken zu treffen: das eine streifte sie nur an der linken Schulter; das andere prallte ihr gerade aufs Rückgrat, mit solcher Kraft, daß sie in die Knie brach.

»Bambousse!« schrie der Priester auf und entriß ihm eine Handvoll Steine, die er gerade aufgerafft hatte.

»Lassen Sie mich nur machen, Herr Pfarrer,« sagte der Bauer. »Es war weiche Erde. Ich hätte die Steine nach ihr werfen sollen ...

Man merkt, daß Sie von Mädels nichts wissen, die können schon was vertragen. Wenn ich die da in unseren Brunnen tunkte, ihr die Knochen mit Knüttelhieben zerschläge, sie würde deshalb nicht weniger zu ihren Schmutzereien laufen! Aber ich passe ihr auf, und erwisch' ich sie!... Sie sind nun alle mal so.«

Er begann sich zu trösten und nahm einen Schluck Wein aus einer großen umflochtenen Flasche, die auf dem heißen Boden lag. Dann, mit seinem alten Gelächter:

»Hätte ich ein Glas, Herr Pfarrer, böte ich Ihnen gerne etwas an.«

»Was ist also mit der Heirat? ... « fragte der Priester.

»Nein, damit ist es nichts, ausgelacht würde ich ... Rosalie ist ein tüchtiges Frauenzimmer. Sehen Sie, wie ein Mann kann sie arbeiten. Am Tag, wo sie geht, werde ich einen Knecht mieten müssen ...

Nach der Ernte kann man weiter darüber sprechen. Außerdem will ich nicht bestohlen werden. Gleiches zu Gleichen, nicht wahr?«

Der Priester hielt sich noch eine gute halbe Stunde damit auf, Bambousse zu ermahnen, ihm von Gott zu reden, und ihm alle Rücksichten, die die Lage forderte, klarzulegen. Der Alte hatte sich wieder an die Arbeit gemacht. Er zuckte die Achsel, machte Witze und wurde immer eigensinniger. Zu guter Letzt schrie er: »Schließlich, wenn Sie einen Sack Korn von mir wollten, würden Sie mich doch bezahlen ... Warum soll ich meine Tochter umsonst geben!«

Entmutigt ging der Abbé Mouret. Als er den Weg abwärts stieg, erblickte er Rosalie, die sich unter einem Olivenbaum mit Packan balgte, der ihr das Gesicht ableckte, worüber sie lachen mußte. Sie sagte zu dem Hund, mit fliegenden Röcken und unter lebhaftem Gezappel:

»Du kitzelst mich, großes Biest. Hör auf!« Dann, als sie den Priester sah, gab sie sich Mühe rot zu werden, strich ihre Kleider zurecht und heulte wieder los. Er versuchte sie zu trösten und versprach, ihrem Vater nochmals zuzureden, fügte hinzu, »daß sie bis auf weiteres folgsam sein und den Verkehr mit Fortunat aufgeben müsse, um ihre Sünde nicht noch zu erschweren.«

»Oh, jetzt,« flüsterte sie mit ihrem kecken Lächeln, »ist es ja ganz gleich, wo es doch mal so weit ist.«

Er verstand nicht und malte ihr die Hölle, in der die schlimmen Frauen brennen. Dann ließ er sie, seine Pflicht war getan, und verfiel wieder in die Seelenheiterkeit, die es ihm ermöglichte, ohne Erregung mitten durch den Sudel der Fleischlichkeit zu wandeln.

Kapitel 7

Immer heißer wurde der Morgen. Die weite Felsenrunde war vom ersten schönen Tag an von der Sonne mit Hochofenhitze durchglüht. An der Sonnenhöhe wurde dem Abbé Mouret klar, daß er gerade noch knapp Zeit hatte, um elf Uhr in der Pfarre zurück zu sein, um sich den Unwillen der Teusin nicht zuzuziehen. Sein Brevier hatte er gelesen, seine Pflicht bei Bambousse getan, so eilte er schnellen Schrittes zurück und hielt von weitem Ausschau nach dem Grau seiner Kirche, neben dem schwarzen Streifen, den die große Einsiedlerzypresse über das Blau des Horizontes zog. Im Hitzdämmern bedachte er die reichmöglicheste Art, wie er am Abend die Nische der Jungfrau ausschmücken könnte zu den Andachten des Maienmonats. Der Weg breitete vor ihm einen Staubteppich, weich zum beschreiten, von weißer, leuchtender Reinheit.

Als der Abbé beim *Croix-vert* den Weg einschlagen wollte, der von Plassans nach Palud führt, zwang ihn ein leichter Wagen, der die Steigung herabkam, hinter einem Steinhaufen Schutz zu suchen. Als er den Kreuzweg überschritt, rief eine Stimme ihn an.

»Hallo! Sergius, mein Junge!« Der Wagen hielt, ein Mann beugte sich heraus. Der junge Priester erkannte einen seiner Onkel, den Doktor Pascal Rougon, der von der Bevölkerung Plassans, wo er die armen Leute umsonst behandelte, kurzweg Herr Pascal genannt wurde. Trotzdem er kaum erst die Fünfzig überschritten hatte, war er schon schneeweiß, hatte einen großen Bart und lange Haare, aus denen die schöne Regelmäßigkeit seines Gesichtes gütig und vornehm strahlte.

»Zu dieser Stunde irrst du hier im Staub herum!« sagte er, beugte sich noch weiter vor und drückte dem Abbé beide Hände. »Hast du nicht Angst, einen Sonnenstich zu bekommen?«

»Nicht mehr als Sie, lieber Onkel,« gab der Priester lachend zur Antwort.

»Oh, mich schützt das Verdeck meines Wagens. Und dann, die Kranken können nicht warten. Gestorben wird bei jeder Witterung, mein Junge.«

Er sei auf dem Weg zu dem alten Jeanbernat, dem Verwalter des Paradeis, erzählte er; der habe in der Nacht einen Schlaganfall erlitten. Ein Nachbar Bauersmann, der nach Plassans auf den Markt fuhr, hatte ihn benachrichtigt.

»Zu dieser Stunde wird er wohl tot sein,« fuhr er fort. »Na, nachsehen muß man doch ... Diese alten Kerle haben ein zähes Leben.«

Er hob schon die Peitsche, als der Abbé Mouret ihn zurückhielt.

»Einen Augenblick ... Wieviel Uhr kann es sein, lieber Onkel?«

»Viertel vor elf.«

Der Abbé zauderte. In den Ohren klang ihm die grimmige Stimme der Teusin, die schimpfte, daß das Essen kalt würde. Aber er war mutig und sagte schnell: »Ich begleite

Sie, Onkel ... Der Arme möchte sich vielleicht mit Gott versöhnen in seiner Todesstunde.«

Der Doktor Pascal konnte das Lachen nicht zurückhalten.

»Der! Jeanbernat!« sagte er. »O du meine Güte! Wenn du's fertig bringst, den zu bekehren ... Das macht nichts, komm immer mit. Schon dein Anblick kann ihm auf die Beine helfen.« Der Priester stieg ein. Dem Arzt tat sein Heiterkeitsausbruch leid, er war voller Herzlichkeit, vergaß aber nicht das Pferd mit leichtem Zungenschmalzen anzutreiben. Neugierig betrachtete er seinen Neffen von der Seite, mit der Eindringlichkeit eines Gelehrten, der sich Bemerkenswertes bucht. Gutmütig stellte er ihm kleine Fragen über sein Leben, seine Gewohnheiten, das ruhige Glück seines Aufenthaltes im Artaud. Und bei jeder befriedigenden Antwort murmelte er beruhigt vor sich hin:

»Na also, desto besser, dann ist ja alles in Ordnung.« Mit besonderem Nachdruck beschäftigte er sich mit dem Gesundheitszustand des jungen Pfarrers. Verwundert versicherte ihm dieser, er fühle sich sehr wohl, leide weder an Schwindel, noch Übelkeiten und Kopfschmerz.

»Ausgezeichnet, ausgezeichnet,« sagte Onkel Pascal ein über das andere Mal. »Im Frühling, weißt du, regt sich das Blut. Aber du bist widerstandsfähig ... Beiläufig, ich sah deinen Bruder Ottokar vergangenen Monat in Marseille. Er übersiedelt nach Paris; er hat sich eine schöne Stellung dort im Großhandel gemacht. Ah! der Tausendsassa, ein nettes Leben führt er!«

»Was für ein Leben?« fragte der Priester naiv. Um der Antwort auszuweichen, schnalzte der Doktor mit der Zunge. Dann fuhr er fort:

»Auf jeden Fall geht es allen gut, deiner Tante Felizitas, deinem Onkel Rougon und den anderen. Das hindert aber nicht, daß wir deiner Fürbitten sehr bedürftig sind. Du bist der Heilige in der Familie, mein Bester! Ich zähle auf dich; du mußt die ganze Familie retten!«

Sein Lachen klang so freundschaftlich, daß selbst Sergius aufzutauen begann.

»Wir haben da Exemplare in der Sammlung,« fuhr er fort, »die man mit Leichtigkeit nicht wird ins Paradies schaffen können. Merkwürdige Beichten würdest du anhören müssen, kämen sie nacheinander zu dir, um ihr Herz auszuschütten ... Mir brauchen sie nicht zu beichten; ich verfolge ihr Leben von weitem, ihre Akten liegen bei mir, bei meinen Pflanzenbüchern und ärztlichen Aufzeichnungen. Eines Tages werde ich ein Bild von größtem Interesse aufzeigen können ... Wir werden sehen, wir werden sehen!« Er vergaß, zu wem er sprach, von jugendlicher Begeisterung entzündet für die Wissenschaft. Sein Blick streifte die Sutane des Neffen; er schnitt sich das Wort ab. »Du bist Pfarrer,« murmelte er; »recht hast du, glücklich ist man als Geistlicher. Du bist es mit Leib und Seele, nicht wahr? So daß du im Guten verankert bist... geh mir, nirgends anders wärest du zufrieden gewesen. Deine Eltern, die wie du alles verließen, fortgingen, sündigten nach Herzenslust; sie leben sich immer noch aus ... Das ist alles logisch, eines folgt aus dem andern, mein Junge. Ein Priester vervollständigt das Familienbild, außerdem mußte das so kommen. Unser Geschlecht mußte sich dahin entwickeln ... Um so besser für dich; du hast das beste Teil erwischt.« Dann, sich selbst widerlegend, mit sonderbarem Lächeln:

»Nicht doch, deine Schwester Desiderata hat es noch besser als du.« Er pfiff, ließ die Peitsche durch die Luft sausen und brachte die Unterhaltung auf andere Dinge. Nachdem das Gefährt einen ziemlich steilen Abhang hinaufgefahren war, rollte es zwischen traurigen Felsriffen, kam dann auf eine Hochebene, in einen Hohlweg und fuhr an einer endlosen Mauer entlang. Das Artaud war versunken; hier war völlige Wildnis.

»Nicht wahr, wir sind bald da?« fragte der Priester.

»Hier ist das Paradeis,« antwortete der Arzt, auf die Mauer deutend. »Bist du denn noch nie bis hierher gekommen? Es ist kaum eine Wegstunde vom Artaud ... Ein prachtvoller Besitz muß es gewesen sein, dies Paradeis. Die Parkmauer ist auf dieser Seite wohl zwei Kilometer lang. Doch seit mehr als hundert Jahren wächst hier alles aufs Geratewohl.«

»Was für schöne Bäume,« bemerkte der Abbé, der in die Höhe sah und sich wunderte über die unbändige Menge quellenden Grüns.

»Gewiß, dieser Winkel ist sehr fruchtbar. Der Park ist ein wahrer Wald, mitten in kahlen Felsen ... Hier entspringt übrigens der Mascle. Es soll drei oder vier Quellen geben, glaub' ich mich zu entsinnen.«

Und in abgerissenen Sätzen, unterbrochen von Randbemerkungen, die nicht dazu gehörten, erzählte er die Geschichte des Paradeis, eine Art Legende, die in der Gegend umging. Ein großer Herr hatte hier zur Zeit Ludwigs XV. einen prachtvollen Palast entstehen lassen mit weitläufigen, riesigen Gärten, Teichen, Wasserkünsten und Statuen, ein Versailles im Kleinen, verschollen im Gestein unter heißer südlicher Sonne. Aber jenes Schloß bewohnte er nur einen Sommer lang in Gesellschaft einer anbetungswürdigen Schönen, die zweifellos dort starb, denn niemand hatte sie jemals wieder gesehen. Im folgenden Jahre brannte das Schloß nieder, die Parktore wurden vernagelt, selbst die Mauerlücken wurden mit Lehm ausgefüllt; so kam es, daß seit jener fernen Zeit kein Auge das große Gebiet mehr erforschte, das hinter der Umfassungsmauer lag, und eine der Heidehochebenen vollständig bedeckte.

»An Brennesseln dürfte kein Mangel sein,« sagte lachend der Abbé Mouret. »Es riecht feucht die ganze Mauer entlang, finden Sie nicht, Onkel?«

Dann nach einem Schweigen fragte er: »Und wem gehört jetzt das Paradeis?«

»Wahrhaftig, niemand weiß es,« antwortete der Arzt. »Der Besitzer ist vor einigen zwanzig Jahren einmal hergekommen. Er ist aber so entsetzt gewesen über dies Natternest, daß er sich nicht wieder blicken ließ ... Der eigentliche Herr ist der Verwalter der Beszung, der sonderbare alte Jeanbernat; Mittel und Wege fand er, sich in einem Pavillon, dessen Steine noch zusammenhalten, einzunisten... Da, siehst du, dort, in jenem grauen Gemäuer mit den großen efeuverhangenen Fenstern.«

Der Wagen fuhr an einem großartig anmutenden, rostblutigen Gartentor vorbei, das von innen mit Latten vernagelt war. Die Wolfsgräben schimmerten schwarz von Brombeeren. Das von Jeanbernat bewohnte Gebäude stand hundert Meter weiter in den Park eingebaut; die eine Fassade überblickte ihn. Aber es sah aus, als hätte der Wächter seine Behausung auf dieser Seite verrammelt; neben der Straße auf der Südseite, hatte er einen schmalen Garten angelegt; hier lebte er und drehte dem Paradeis den Rücken, als wüßte er gar nichts vom Übermaß grünender Fülle hinter sich.

Der junge Priester sprang zur Erde, sah sich neugierig um und fragte den Arzt aus, der sich beeilte, das Pferd an einem in die Mauer geschmiedeten Ring anzubinden.

»Und der Greis lebt allein hier in dieser Einöde?«

»Ja, vollkommen allein,« antwortete Onkel Pascal. Aber er verbesserte sich.

»Eine Nichte ist bei ihm, die ihm irgendwie ins Haus, geschneit ist; ein merkwürdiges Mädchen, vollkommen wild ... Schnell. Das Haus sieht ausgestorben aus.«

Kapitel 8

Das Haus schlief in der Mittagssonne mit geschlossenen Läden, Hummeln umsurrt es bis unters Dach im Efeugerank. Die besonnte Ruine lag gebadet in friedlicher Glückseligkeit. Der Arzt stieß die Türe des schmalen Gärtchens auf, das eine sehr hohe grünende Hecke umzog. Dort im Schatten eines Mauerpfeilers, gegen den er seinen langen Körper lehnte, rauchte Jeanbernat ruhig seine Pfeife und sah dem Wachsen seiner Gemüse zu inmitten der großen Stille.

»Wie! Auf den Beinen sind Sie Spaßvogel,« rief der verblüffte Arzt.

»Sie wollten mich wohl schon begraben,« zürnte der Alte. »Ich gebrauche niemand. Ich habe mir zur Ader gelassen ... «

Als er den Priester gewahrte, blieb er wie angewurzelt stehen, in so zorniger Bewegung, daß es Onkel Pascal ratsam schien einzuschreiten.

»Dies ist mein Neffe,« sagte er, »der neue Pfarrer im Artaud; ein braver Junge ... den Teufel auch! Wir haben uns nicht in solcher Hitze auf den Straßen herumgetrieben, um Sie zu fressen, Vater Jeanbernat.«

Der Alte beruhigte sich etwas.

»Ich dulde keinen Pfaffen bei mir,« murrte er. »So was genügt, um die Leute zum Verrecken zu bringen. Hören Sie wohl, Doktor, keine Arzneien und keine Priester, wenn ich mal dran glauben muß; sonst werden wir Krach bekommen ... er mag trotzdem eintreten, der dort, weil er Ihr Neffe ist.«

Der bestürzte Abbé Mouret wußte nicht, was er sagen sollte. Er blieb stehen mitten in einer Allee und besah sich die seltsame Gestalt dieses verrunzelten Einsiedlers mit ziegelrotem Gesicht und vertrockneten, wie gewundenen, knorrigen Gliedmaßen, der seine achtzig Jahre zu tragen schien, mit spöttischer Lebensverachtung. Als der Arzt versuchte, ihm den Puls zu fühlen, wurde er neuerdings ärgerlich.

»Lassen Sie mich doch in Frieden! Ich sage Ihnen ja, daß ich mir zur Ader gelassen habe mit meinem Messer! Jetzt ist alles in Ordnung ... Welcher Bauernblödel hat Sie denn bemüht? Der Arzt, der Priester, warum nicht die Leichenbitter? Was will man machen gegen die Torheit der Leute. Doch das soll uns nicht hindern, einen Schluck zu trinken.«

Er setzte eine Flasche und drei Gläser auf einen alten Tisch, den er in den Schatten zog, füllte dann die Gläser bis zum Rand und wollte anstoßen. Sein Zorn löste sich in spöttische Heiterkeit.

»Das ist kein Gift, Herr Pfarrer,« sagte er. »Es ist nicht sündhaft, ein gutes Glas Wein zu trinken. Das erstemal, auf mein Wort, daß ich mit einem Schwarzrock anstoße, ohne Sie beleidigen zu wollen. Ihr Vorgänger, der bedauernswerte Abbé Caffin, lehnte es ab, sich mit mir zu unterhalten ... Angst hatte er.«

Und er lachte laut und redete weiter:

»Denken Sie sich, er versteifte sich darauf, mir die Existenz Gottes beweisen zu wollen ... Bei jedem Zusammentreffen legte ich ihn herein. Sie können's mir glauben, mit hängenden Ohren machte er sich aus dem Staub.«

»Wie, es gibt keinen Gott?« rief der Abbé Mouret aus, sein Schweigen brechend.

»Oh, wie Sie wollen,« sagte höhnisch Jeanbernat. »Wir fangen wieder von vorne an, wenn Ihnen das Spaß macht ... Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß ich sehr beschlagen bin. Da oben in einem der Zimmer sind einige tausend Bände, die beim Brand des Paradies gerettet wurden; alle Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, ein Berg von Schriften über die Religion. Nette Dinge habe ich aus denen gelernt. Seit zwanzig Jahren lese ich nichts anderes ... Wahrlich, Herr Pfarrer, Sie bekommen einen gefährlichen Gegner.«

Er war aufgestanden, mit einer weiten Geste wies er über den ganzen Horizont, Erde und Himmel und wiederholte feierlich:

»Nichts gibt es, nichts, nichts, nichts ... wenn die Sonne verlischt, ist's aus.«

Der Doktor Pascal hatte den Abbé Mouret leise mit dem Ellbogen angestoßen. Er kniff die Augen zusammen und beobachtete den Greis mit Wißbegierde, nickte beifällig mit dem Kopf, um ihn zum Reden zu ermuntern.

»Vater Jeanbernat, so sind Sie also ein Materialist?« erkundigte er sich.

»I, nichts bin ich als ein armer Mann,« gab der Alte zur Antwort und setzte seine Pfeife wieder in Brand. »Als der Graf von Corbierre, dessen Milchbruder ich war, durch einen Sturz vom Pferd ums Leben kam, gaben mir die Kinder diesen Dornröschenwald zu hüten, um mich los zu sein. Ich war damals sechzig Jahre alt und dachte, das Ende sei gekommen. Aber der Tod hat mich vergessen. Und ich mußte mich zurechtfinden ... sehen Sie, wenn man ganz alleine lebt, kommt man schließlich dazu, die Dinge sonderbar zu sehen. Die Bäume sind keine Bäume mehr, die Erde nimmt das Gehebe einer lebendigen Person an, die Steine erzählen Ihnen Geschichten, mit einem Wort: allerhand Dummheiten. Geheimnisse weiß ich, die Sie umwerfen würden. Was soll man denn auch anfangen in dieser verteufelten Öde? Ich hab' in den Büchern studiert – das hat mir mehr Spaß gemacht als die Jagd ... Der Graf, der wie ein Heide fluchte, sagte immer zu mir: Jeanbernat, mein Junge, ich rechne fest darauf, dich in der Hölle wiederzusehen, damit du mir da unten dienst, wie du es da oben getan hättest.«

Er machte wiederum die weite Bewegung über den Himmel hin und sagte nochmals:

»Nichts gibt es ... wenn Sie es wissen wollen ... ein Witz ist das Ganze.«

Der Doktor Pascal lachte.

»Ein guter Witz, auf alle Fälle,« sagte er, »Vater Jeanbernat, ein Geheimniskrämer sind Sie. Ich habe Sie im Verdacht, weichherzig zu sein trotz ihrer blasierten Mienen. Vorhin redeten Sie mit sehr viel Zärtlichkeit über die Bäume und Steine.«

»Nein,« murmelte der Alte, »ich kann Ihnen die feste Versicherung geben, daß es damit vorbei ist. Früher allerdings, als ich Sie kennenlernte und mit Ihnen botanisieren ging, war

ich dumm genug, mancherlei Dinge zu lieben auf dieser lügnerischen großen Erde. Es ist ein Glück, daß die Bücher mir das ausgetrieben haben ... ich wollte, mein Garten wäre kleiner; kaum zweimal im Jahre geh ich auf die Straße. Sehen Sie die Bank. Da verbringe ich meine Tage und sehe zu, wie der Salat ins Kraut schießt.«

»Und ihre Rundgänge im Park?« unterbrach ihn der Arzt.

»Im Park!« Sprach Jeanbernat mit einer ehrlichen Verwunderung nach. »Seit mehr als zwölf Jahren hab' ich schon keinen Fuß mehr hineingesetzt! Was soll ich denn auf dem Friedhof anfangen? Zu groß ist er. Diese Bäume ohne Ende, mit Moos überall; blöd ist das, zerhauene Figuren und Erdlöcher, in denen man sich bei jedem Schritt den Hals brechen kann. Das letztemal, als ich hineinging, war es so dunkel unter den Bäumen, die wilden Blumen rochen so giftig, und es wehte so seltsam in den Alleen, daß mir fast bange werden wollte. Und dann hab' ich mich hier eingeschlossen, damit der Park nicht hereinkann ... Ein Platz in der Sonne, drei Fuß breit Gemüse zu meinen Füßen, eine hohe Hecke, die mir den Ausblick gründlich versperrt, das ist schon mehr als genug, um zufrieden zu sein. Nichts möchte ich haben, gar nichts, etwas so Schmales, daß von außerhalb nichts Störendes an mich heran kann. Zwei Meter Grund, wenn Sie wollen, um sich auf den Rücken zu legen und zu verrecken.«

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, erhob plötzlich die Stimme und brüllte den Abbé Mouret an:

»Immer drauflos, Herr Pfarrer. Der Satan ist nicht auf dem Flaschenboden, sag' ich Ihnen.«

Dem Priester war ungemütlich zumut. Er fühlte sich unfähig, diesen wunderlichen Greis Gott zuzuführen. Jetzt erinnerte er sich an allerhand Klatsch, den die Teuse über den Philosophen auskramte; so nannten die Bauern vom Artaud Jeanbernat. Bruchstücke anstößiger Geschichten tauchten ungewiß in seiner Erinnerung auf. Er erhob sich und machte dem Arzt ein Zeichen, in der Absicht, dies Haus zu verlassen, in dem der Atem der Verdammnis ihn anhauchte. Aber unter seine dumpfe Beklommenheit mischte sich eine eigentümliche Neugier und ließ ihn zaudern. Er blieb und schritt bis zum Ende des kleinen Gartens und betrachtete die Vorhalle, als ob er durch die Mauern sehen wollte. Durch die weitgeöffnete Tür wurde er nur des düsteren Treppenhauses ansichtig. So schritt er zurück, nach irgendeiner Öffnung Ausschau haltend, irgendeiner Öffnung hinaus in die Blättermassen, deren Nähe er spürte am Wehen und Rauschen, das wie Wellengetön an das Haus brandete.

»Wie geht es der Kleinen?« fragte der Arzt und griff nach seinem Hut.

»Nicht übel,« antwortete Jeanbernat. »Sie ist nie da. Ganze Morgen lang verschwindet sie. Möglich ist es immerhin, daß sie sich in den oberen Stockwerken herumtreibt.«

Er hob den Kopf und rief:

»Albine! Albine!«

Dann achselzuckend:

»Das muß wahr sein, sie ist eine richtige Landstreicherin. Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer. Jederzeit stehe ich Ihnen zur Verfügung.«

Dem Abbé Mouret wurde nicht Zeit gelassen, die Herausforderung des Philosophen anzunehmen. Im Hintergrund des Hausflures ging mit Plötzlichkeit eine Türe auf; eine leuchtende Bresche war in die Mauerschwärze gelegt. Wie eine Urwaldvision war es, ein Andringen unergründlichen Hochwaldes, verklärt in der Sonne. In diesem kurzen Aufglänzen erfaßte der Priester deutliche Einzelheiten des fernen Bildes: eine große gelbe Blume inmitten einer Rasenfläche, einen breiten Wasserfall, der von hohem Gestein niederstürzte, einen riesenhaften, vogeldurchflogenen Baum; das Ganze flammend überflossen, verhangen von einer tollen Wirrnis von Grün, einem wilden pflanzlichen Überschwang; die ganze Weite entfaltete sich blühend. Die Türe fiel ins Schloß, alles verschwand.

»Die Spitzbübin!« rief Jeanbernat. »Schon wieder war sie im Paradeis!«

Albine stand lachend auf der Schwelle des Hausflurs. Sie trug einen orangefarbenen Rock und ein auf dem Rücken verschlungenes rotes Schultertuch; dies gab ihr das Ansehen einer sonntäglich geputzten Zigeunerin. Sie lachte fort mit zurückgebogenem Kopf; ihr Hals weitete sich im leisen Getön, froh ihrer Blumen, der wilden Blumen, die sie ihren blonden Haaren eingeflochten hatte, die ihren Hals, das Mieder und die bloßen goldbraun schlanken Arme umwanden.

Wie ein großer stark duftender Strauß war sie.

»Geh mir, du siehst nett aus!« schimpfte der Alte. »Du verpestest die Luft mit deinem Gemüse ... Würde man denken, daß sie schon sechzehn Jahre ist!«

Die kecke Albine lachte nur ärger. Der Doktor Pascal, dem sie sehr zugetan war, ließ sich von ihr küssen.

»Du also hast keine Angst vor dem Paradeis?« fragte er sie.

»Angst? Vor was denn?« fragte sie verwunderten Blicks. »Die Mauern sind zu hoch. Niemand kommt herein ... Nur ich bin da. Mein Garten ist es, mir gehört er ganz allein. Groß ist er schon; ans Ende bin ich nie gekommen.«

»Und das Getier?« unterbrach sie der Arzt.

»Die Tiere? Die sind nicht böse; sie kennen mich alle.«

»Ist es aber nicht dunkel unter den Bäumen?«

»Schatten gibt es wahrhaftig genug, sonst würde die Sonne mir das Gesicht verbrennen. Angenehm ist es im Schatten unter den Bäumen.«

Und sie machte eine Wendung und erfüllte den schmalen Garten mit dem Flug ihrer Röcke, dem herben Duft des Laubes, das sie an sich trug. Sie hatte dem Abbé Mouret zugelächelt ohne jegliche Scheu, ohne sich im geringsten an die verwunderten Blicke zu kehren, mit denen er sie betrachtete.

Der Priester war zur Seite getreten. Dies blonde Kind mit dem länglichen, lebensglühenden Antlitz erschien ihm wie die geheimnisvolle und beunruhigende Verkörperung dieses Waldes, die ihm aufgetaucht war in Sonnenströmen.

»Ich habe ein Amselnest gefunden, wollen Sie es haben?« fragte Albine den Arzt.

»Nein, danke schön,« gab dieser lachend zurück, »der Schwester des Herrn Pfarrers

müßtest du's geben; die liebt alle Tiere ... Auf Wiedersehen, Jeanbernat.«

Aber Albine stürzte sich auf den Pfarrer.

»Sie sind der Pfarrer von Artaud, nicht wahr? Sie haben eine Schwester? Ich will sie besuchen ... Nur dürfen Sie mir nicht von Gott reden. Mein Onkel will es nicht.«

»Du langweilst uns, mach' dich fort,« sagte Jeanbernat achselzuckend.

Mit einem Gementsprung verschwand sie in niederregnenden Blüten. Man hörte eine Tür schlagen, dann Gelächter hinter dem Haus, klingendes Gelächter, das sich allmählich verlor, wie entführt vom rasenden Lauf eines tollen Tieres, das auf den Rasengründen dahinstürmte.

»Zu guter Letzt wird sie noch im Paradeis schlafen,« brummte der Alte voller Gleichmut.

Und beim Herausbegleiten des Besuches:

»Doktor,« fing er wieder an, »wenn Sie mich eines Morgens tot finden, tun Sie mir doch den Gefallen, und werfen Sie mich in die Abfallgrube hinter meinen Gemüsebeeten. Guten Abend, meine Herren.«

Er ließ eine Holzschranke herunterfallen, die die Hecke verschloß. Das Haus stand wieder in glücklich sonnigem Mittagsfrieden, eingehüllt vom Gessumm der Hummeln, die den Efeu umschwebten bis hinauf unters Dach.

Unterdessen fuhr der Wagen wieder durch den Hohlweg und entlang an der endlosen Mauer des Paradeis. Schweigend hob der Abbé Mouret die Augen, besah die großen Äste, die sich über die Mauer streckten wie die Arme verborgener Riesen. Laute drangen aus dem Park, Flügelschwirren, Blätterwehen, flüchtige Sprünge im brechenden Gezweig, ein seufzendes Neigen junger Triebe, all das lebendige Atmen, das die Gipfel eines Baumvolkes durchspielt. Manchmal bei Vogelrufen, die einem menschlichen Lachen ähnelten, wandte der Priester den Kopf wie beunruhigt.

»Ein komisches Mädell!« sagte der Onkel Pascal, die Zügel etwas lockerer haltend. »Neun Jahre war sie, als sie diesem alten Heiden hereinschneite. Einer seiner Brüder richtete sich zugrunde; ich vergesse, mit was. Die Kleine war irgendwo in Pension, als sich der Vater das Leben nahm. Eine kleine Dame war sie, schon gelehrt und belesen; sie stickte, sprach Sprachen und bearbeitete Klaviere. Und voller Koketterie! Bei ihrem Kommen hab' ich sie gesehen: durchbrochene Strümpfe, gestickte Röcke, Spitzen, Rüschen und Krausen, Falbeln ohne Ende. Na! Die Rüschen haben nicht lange gedauert!«

Er lachte auf. Ein großer Stein brachte den Wagen fast zum Umkippen.

»Ich werde noch ein Rad verlieren auf diesem Lotterweg! Halte dich fest, mein Junge.«

Die Mauer war immer noch nicht zu Ende. Der Priester lauschte.

»Du kannst dir denken,« fing der Doktor wieder an, »das Paradeis mit seiner Sonne, seinen Kieswegen und Dornen vernichtete jeden Tag eine Robe. In kürzester Zeit war es mit den schönen Kleidern der Kleinen vorbei. Sie war nackt und bloß – jetzt zieht sie sich an wie eine Wilde. Heute ging es noch an. Es kommt aber vor, daß sie nichts an hat als Schuh und Hemd ... Hast du es gehört? Ihr gehört das Paradeis. Am nächsten Tag schon

nach ihrer Ankunft hat sie davon Besitz ergriffen. Dort verbringt sie ihre Tage, springt aus dem Fenster, wenn Jeanbernat die Türe zuschließt, geht auf und davon und versteckt sich, wer weiß wo, in einem Versteck, von dem nur sie weiß ... Nett muß sie hier hausen, in dieser Wüstenei.«

»Hören Sie nichts, Onkel?« unterbrach ihn der Abbé Mouret. »Wie der Lauf eines Tieres klingt es hinter der Mauer.«

Der Onkel Pascal horchte.

»Nein,« sagte er nach einer Pause, »es ist das Rollen des Wagens, das widerhallt von den Steinen ... das kannst du mir glauben, Klavier spielt sie nicht mehr, die Kleine ... mir scheint sogar, sie hat das Lesen vergessen. Stelle dir vor eine junge Dame, zurückverfallen in den Zustand einer Vagabundin, zum Vergnügen losgelassen auf einer einsamen Insel. Von früher ist ihr nichts geblieben, als das klug verführerische Lächeln (wenn ihr daran liegt ...). Laß dir sagen, wenn du je ein junges Mädchen zu erziehen hast, rat ich dir, vertrau' sie nicht Jeanbernat an. Er läßt die Natur ganz ungebunden walten. Als ich einmal den Versuch machte, über Albine zu reden, gab er mir zur Antwort, man dürfe die Bäume am freien Wachstum nicht hindern. Er ist, sagt er, für die natürliche Entwicklung der Gemütsanlagen ... Was liegt daran, sie sind beide höchst merkwürdig ... Ich komme nie in die Nähe, ohne ihnen einen Besuch abzustatten.« Endlich kam der Wagen aus dem Hohlweg heraus. Hier machte die Mauer des Paradeis eine Biegung, zog sich dann am Hügeldamm unübersehbar hin. In dem Augenblick, als der Abbé Mouret den Kopf drehte, um einen letzten Blick auf die graue Linie zu werfen, deren strenge Unnahbarkeit zuletzt eine eigenartige Gereiztheit in ihm hervorbrachte, ließ sich das Geräusch wild geschüttelter Äste vernehmen; gleichzeitig sah es aus, als ob eine Gruppe junger Birkenstämme die Vorbeikommenden begrüßen wollte von der Mauerhöhe aus.

»Ich wüßt es wohl, daß ein Tier da drüben lief,« sagte der Priester.

Ohne daß jemand zum Vorschein kam, ohne daß anderes sich gezeigt hätte als die immer wilder schaukelnden Birkenstämme, erklang eine helle Stimme, die, von Lachen unterbrochen, rief:

»Auf Wiedersehen, Doktor! Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer! ... Ich küsse den Baum, der Baum schüttelt meine Küsse über Sie.«

»Ach! Albine ist es!« sagte Doktor Pascal. »Sie wird im Trab neben unserm Wagen hergelaufen sein. Keine Hecke ist zu hoch für diese kleine Fee!«

Und er rief zurück:

»Auf Wiedersehen, Kleine! Du bist etwas zu groß für diese Art Begrüßung.«

Lauter tönte das Lachen, die Birken beugten sich tiefer und streuten Blätter weithin bis auf das Verdeck des Wagens.

»Ich bin so groß wie die Bäume; alle Blätter, die abfallen, sind Küsse,« hob die Stimme wieder an. Die Entfernung löste sie musikalisch auf und hüllte sie dergestalt in wehenden Atem des Parks, daß es den Priester durchschauerte. Die Straße wurde besser. An der Böschung tauchte das Artaud auf im Hintergrund der verbrannten Ebene. Als der Wagen die Dorfstraße kreuzte, litt der Abbé Mouret nicht, daß sein Onkel ihn an der Pfarre

absetzte. Er sprang zur Erde mit den Worten:

»Danke, nein, ich möchte lieber zu Fuß gehen; es wird mir guttun.«

»Wie du willst,« sagte der Arzt endlich. Dann ihm die Hand drückend:

»Wenn du mehr Pfarrkinder hättest wie diesen Tölpel von Jeanbernat, brauchtest du keine häufigen Störungen zu befürchten. Na, es war dein Wille. Und laß es dir gut gehen. Laß mich holen, wenn das geringste fehlt, tags wie nachts. Du weißt ja, ich behandle die ganze Familie umsonst ... Leb' wohl, mein Junge.«

Kapitel 9

Der Abbé Mouret fühlte sich wohler, als er sich wieder allein im Straßenstaub fand. Die steinigen Felder versetzten ihn wieder in seinen Traum von rauher Lebenshärte, von Verinnerlichung in der Wüste. Im Hohlweg hatten die Bäume ihm beunruhigende Erfrischung auf den Nacken geträuft; die glühende Sonne trocknete sie wieder auf. Die mageren Mandelbäumchen und die dürftigen Kornfelder, die kränklichen Weinstöcke zu beiden Seiten des Weges beruhigten ihn und befreiten ihn von dem Unbehagen, das ihm der zu fruchtige Atem des Paradies verursacht hatte. Und inmitten der blendenden Helle, die vom Himmel auf die kahle Erde herabströmte, warfen Jeanbernats Lästerungen nicht mehr den leisesten Schatten. Lebhaftige Freude wallte in ihm auf, als er, den Kopf erhebend, am Himmel den reglosen Streif der Einsiedlerzypresse wahrnahm, neben dem rosigen Flecken des Kirhdaches.

Je weiter er aber vorwärts schritt, um so mehr überkam ihn eine andere Unruhe. Die Teusin würde ihm einen netten Willkommen bereiten, des abgestandenen Frühstücks wegen, das seit mehr als zwei Stunden auf ihn wartete. Er stellte sich ihr böses Gesicht vor, die Flut von Worten, die ihm bevorstand, das aufgeregte Geschirrkloppern, das er den ganzen Nachmittag würde anhören müssen. Als er das Artaud durchschritten hatte, wurde seine Angst so groß, daß er sich in einem Anfall von Feigheit fragte, ob es nicht vorsichtiger sei, einen Umweg zu machen und durch die Kirche das Haus zu betreten. Aber während er noch mit sich zu Rate ging, erschien die Teusin in Person auf der Schwelle des Pfarrhauses, mit verschobener Haube und hüftgestemmt Armen.

»Ich glaube, ich habe mich verspätet,« stotterte er schon von weitem.

Die Teusin wartete, bis sie ihn ganz nah vor sich hatte. Dann sah sie ihm wütend zwischen die Augen, ohne ein Wort zu sagen, drehte sich auf dem Absatz um und ging vor ihm her bis ins Eßzimmer, unter dem Geklapper ihrer groben Sohlen und so zornessteif, daß sie kaum mehr hinkte.

»Ich habe so viel zu tun gehabt!« begann der Priester, den dieser stumme Empfang entsetzte. »Seit heute morgen bin ich unterwegs.«

Sie schnitt ihm das Wort ab durch einen so starren Blick, daß ihm die Knie zitterten. Er fing an zu essen; sie bediente ihn mit dem knackenden Gehabe eines Automaten; fast zerbrachen die Teller, mit solcher Wucht setzte sie sie nieder. Das Schweigen wurde so unerträglich, daß ihm schon beim dritten Bissen vor Aufregung die Kehle wie zugeschnürt war.

»Meine Schwester hat doch gegessen?« fragte er. »Das ist recht. Es soll immer mit dem Essen begonnen werden, wenn ich auswärts aufgehalten werde.«

Keine Antwort. Die Teusin wartete stehend das Leerwerden seines Tellers ab und trug ihn fort. Er fühlte, wie unmöglich es ihm sei, unter diesen Vernichtungsblicken etwas zu sich zu nehmen und schob sein Gedeck zurück. Diese Zornbewegung war wie ein

Peitschenschlag, der die Teusin aus ihrer eigensinnigen Frostigkeit schreckte.

Sie flog auf.

»So etwas,« schrie sie, »Sie wollen auch noch böse sein. Gut! Dann kann ich ja gehen! Sie werden mir die Rückreise in meine Heimat bezahlen. Ich habe das Artaud satt und Ihre Kirche! Und alles! und alles!«

Mit zitternden Händen löste sie ihre Schürzenbänder.

»Haben Sie nicht gemerkt, kein Wort wollte ich sagen... Ist denn das ein Leben so? Nur Seiltänzer treiben sich derartig herum, Herr Pfarrer! Ist es vielleicht elf Uhr? Schämen Sie sich nicht, etwas nach zwei Uhr noch bei Tisch zu sitzen? Ein guter Christ tut das nicht, ein guter Christ nicht!«

Sie pflanzte sich vor ihn hin.

»Wo sind Sie eigentlich gewesen? Wen haben Sie gesprochen? Was hat Sie so aufhalten können? ... Wenn Sie ein Kind wären, bekämen Sie die Rute. Ein Priester gehört nicht auf die Straße in der größten Sonnenhitze, wie die Bettelleute, die keine Unterkunft haben... In einer hübschen Verfassung sind Sie, Schuhe und Sutane weiß von Staub! Wer wird sie ihnen bürsten, Ihre Sutane? Wer besorgt Ihnen eine andere? ... Wüßte man nicht, wer Sie sind, käme man auf komische Gedanken. Und wenn Sie's wissen wollen? Für nichts stehe ich mehr ein. Wenn man zu so verrückten Stunden seine Mahlzeiten einnimmt, ist man zu allem fähig.«

Erleichtert ließ der Abbé Mouret das Gewitter über sich ergehen. Er empfand, wie seine Nerven sich entspannten bei den aufgeregten Reden der alten Dienerin.

»Lassen Sie es gut sein, meine liebe Teuse,« sagte er, »zuallererst werden Sie Ihre Schürze wieder umbinden.«

»Nein, nein,« schrie sie, »es ist aus, ich gehe.«

Er erhob sich und band ihr lachend die Schürze wieder um. Sie wehrte sich unter Gestammel:

»Nein, ich will nicht, sag' ich Ihnen ... Ein Schmeichler sind Sie. Ich durchschaue Ihr Spiel, ich merke wohl. Sie wollen mich beruhigen mit Ihrem zuckersüßen Gerede... Wo sind Sie gewesen? Nun, wir werden ja sehen.«

Vergnügt und mit Siegermiene setzte er sich wieder an den Tisch.

»Erst,« begann er, »muß man mir erlauben, etwas zu essen... Ich bin ganz ausgehungert.«

»Kein Wunder,« schnurrte sie gerührt. »Ist das denn auch vernünftig? Wollen Sie, daß ich noch zwei Spiegeleier mache? Das geht schnell. Nun, wenn Sie genug haben. Alles ist kalt geworden! Und ich hatte so achtgegeben auf die Eieräpfel! Wie sie jetzt aussehen. Alte Schuhsohlen könnte man meinen ... Ein Glück, daß Sie kein Feinschmecker sind wie der arme selige Herr Caffin ... Oh! darüber ist nicht zu streiten, gute Eigenschaften haben Sie... «

Sie bediente ihn mit mütterlicher Aufmerksamkeit unter anhaltendem Geschwätz. Dann, als er fertig war, lief sie nach der Küche, um nachzusehen, ob der Kaffee noch warm sei.

Sie ließ sich in der Versöhnungsfreude gehen und hinkte auf das abenteuerlichste. Gewöhnlich hütete sich der Abbé Mouret vor dem Kaffee, der ihm schlimme Nervenstörungen verursachte; bei dieser Gelegenheit aber nahm er die gebotene Tasse an, um den Frieden zu besiegeln. Und als er noch etwas am Tische sitzenblieb, nahm sie ihm gegenüber Platz und wiederholte sanft, von Neugierqualen überwältigt, ihre Fragen:

»Wo waren Sie, Herr Pfarrer?«

»Nun, ich war bei den Brichet, ich habe mit Bambousse verhandelt... « antwortete er lächelnd.

Hierauf mußte er erzählen, was die Brichet sagten, zu welchen Entschlüssen Bambousse gekommen war, und was für Gesichter sie machten und wo er sie aufgestöbert hatte. Als sie die Antwort von Rosaliens Vater hörte, rief sie aus:

»Potttausend! Wenn das Kleine stürbe, wäre die Schwangerschaft so gut wie nicht gewesen.«

Sie faltete die Hände mit einem Ausdruck bewundernden Neides:

»Wie Sie sich den Mund wund geredet haben müssen, Herr Pfarrer. Über einen halben Tag, um so wenig zu erreichen!... Sind Sie auch ganz langsam zurückgegangen? War es nicht höllisch heiß auf dem Weg?«

Der Abbé, der aufgestanden war, gab keine Antwort. Er wollte vom Paradeis anfangen, Näheres wissen. Aber aus Furcht vor zu stürmischen Fragen, einer Art Scham, die er sich selbst nicht eingestand, verschwieg er seinen Besuch bei Jeanbernat. Er umging jedes weitere Verhör mit der Erkundigung:

»Wo ist denn meine Schwester, ich höre sie gar nicht?«

»Kommen Sie mit, Herr Pfarrer,« sagte die Teusin lachend und legte einen Finger auf die Lippen.

Sie traten in das anliegende Zimmer, ein ländliches Wohngemach, beklebt mit einer grauverblaßten, großblumigen Tapete. Das Sofa und die vier Sessel waren mit Roßhaarstoff bespannt. Auf dem Sofa, der Länge nach ausgestreckt, schlief Desiderata, die Arme unter dem Kopf verschränkt. Ihre Röcke waren verschoben und ließen die Knie frei; dank der Haltung der bis zum Ellbogen entblößten Arme zeichnete sich die Brust in kräftigen Linien. Ihr Atem ging etwas schwer, zwischen den roten, halbgeöffneten Lippen blitzten die Zähne.

»Es ist nicht zu glauben, wie fest sie schläft!« flüsterte die Teusin, »nicht einmal gehört hat sie, wie Sie mich vorhin ausgezankt haben ... Sie hat guten Grund, müde zu sein. Fast bis zum Mittag hat sie ihre Tiere gesäubert, stellen Sie sich das vor. Nach dem Essen ist sie wie ein Bleiklotz dort hingefallen. Nicht mehr gerührt hat sie sich.«

Der Priester betrachtete sie einen Augenblick voller Zärtlichkeit.

»Wir müssen sie schlafen lassen, solange sie Lust hat,« sagte er.

»Versteht sich... ewig schade ist es, daß sie so kindisch ist! Sehen Sie nur die kräftigen Arme! Wenn ich ihr beim Anziehen helfe, muß ich immer denken, was für eine schöne Frau sie geworden wäre. Prächtige Neffen hätten Sie haben können, Herr Pfarrer. Finden

Sie nicht, daß sie der großen Dame aus Stein gleicht, vorn am Kornhaus in Plassans?« Hiermit meinte sie eine auf Garben ruhende Cybele, das Werk eines Schülers von Puget, am Giebelsims der Markthalle ausgemeißelt. Der Abbé Mouret zog sie leise aus dem Wohnzimmer und legte ihr ans Herz, so wenig Lärm wie möglich zu machen. Bis zum Abend blieb es still in der Pfarre. Die Teusin kam in der Scheune mit ihrer Wäsche zu Ende. Der Priester saß in der Tiefe des schmalen Gartens, frommer Beschaulichkeit hingegeben, das Brevier war ihm auf die Knie gesunken, rosig blätterte es von den Pfirsichbäumen.

Kapitel 10

Gegen sechs gab es ein plötzliches Erwachen.

Unter Gelächter wurden Türen aufgerissen und zugeworfen, und Desiderata kam zum Vorschein mit verwirrttem Haar und noch immer aufgekrempeelten Ärmeln, sie rief:

»Sergius! Sergius!«

Als sie ihres Bruders im Garten ansichtig wurde, kam sie angelaufen und ließ sich eine kurze Zeit zu seinen Füßen nieder, sie bat:

»Komm doch, die Tiere ansehen!... Du hast meine Tiere noch nicht gesehen, komm doch. Wenn du wüßtest, wie sie jetzt hübsch sind.«

Lange ließ er sich bitten. Vor dem Viehhof scheute er sich etwas. Als er aber Tränen in Desideratas Augen aufsteigen sah, gab er nach. Sie warf sich ihm an den Hals mit der freudigen Plötzlichkeit eines jungen Hundes, lachte lauter als zuvor mit noch nassen Augen.

»Ach, du bist lieb,« stammelte sie und zog ihn mit sich davon. »Du mußt die Hühner sehen, die Kaninchen und Tauben, meine Enten, die frisches Wasser bekommen haben und meine Ziege, die nun ein ebenso sauberes Zimmer hat als ich... Du mußt wissen, ich habe drei Enten und zwei Truthennen. Komm schnell, alles sollst du sehen.«

Desiderata stand jetzt im zweiundzwanzigsten Jahre, sie war auf dem Land bei ihrer Amme aufgewachsen, einer Bäuerin von Sankt Eutrope.

Ihr Hirn beschwerte kein ernsthaftes Denken irgendwelcher Art, sie zog Lebenskräfte aus der reichen Scholle, aus der reinen Landluft, entwickelte sich nur körperlich und wurde zu einem schönen, frischen, weißen Tier mit rosigem Blut und fester Haut. Es war, als sei einer Rasseeselin die Gabe des Lachens verliehen. Trotzdem sie von morgens bis abends herumwirtschaftete, blieben ihr die Zartheit der Gelenke, die Schlankheit der Glieder, die ganze bürgerliche Rasseverfeinerung ihres jungfräulichen Leibes erhalten; daß sie ein Sondergeschöpf geworden schien, – ein Wesen, nicht junge Dame, nicht Bäuerin, ein erdgespeistes Mädchen, schulterbreit und engstirnig, wie eine junge Göttin.

Die Zuneigung zu den Tieren war eine Folge ihrer Geistesarmut. Wirklich wohl fühlte sie sich nur in ihrer Gesellschaft; sie verstand ihre Sprache besser als die der Menschen, und pflegte sie mit mütterlicher Hingebung. Folgerichtige Gedankengänge waren bei ihr durch Instinkt ersetzt, der sie auf die gleiche Stufe der Tiere stellte. Beim ersten Wehschrei, den sie ausstießen, erkannte sie ihr Übel. Leckerbissen erfand sie, auf die sie mit Gier sich stürzten. Mit einer einzigen Bewegung schlichtete sie ihre Streitereien, schien auf den ersten Blick ihre gutartige oder schlimme Verfassung zu erraten, wußte lange Geschichten zu erzählen mit so genauen Einzelheiten über die Wesensbeschaffenheit des kleinsten Kükens, daß die Leute aufs tiefste erstaunten, für die das eine kleine Küken vom anderen kleinen Küken nicht zu unterscheiden ist. Ihr Viehhof hatte sich auf diese Art

zu einem ganzen Reich ausgeweitet, das sie als Alleinherrscherin regierte; ein Land von verwirrender Einteilung, erschüttert von Revolutionen, bevölkert von den verschiedenartigsten Geschöpfen, deren Lebenslauf ihr allein bekannt war. Diese Instinktsicherheit ging so weit, daß sie die tauben Eier einer Brut herausfand und die Anzahl der Jungen eines Wurfs Kaninchen vorhersagte.

Mit ihrem sechzehnten Jahre vollendete sich ihre Entwicklung. Desiderata litt in keiner Weise unter Schwindelanfällen und Übelkeiten, wie andere Mädchen. Sie bekam das Aussehen einer erwachsenen Frau, und das prächtige Erblühen ihres Fleisches sprengte die Kleider. Von da an eignete ihr die schwellend gerundete Büste und das feste Gliedergefüge eines antiken Bildwerkes, das ganze drängend tierhaft kräftige Wachstum. Es war, als ob sie der fruchtigen Erde ihres Viehhofes verbunden sei und Lebensäfte durch ihre weißen, kräftigen Beinsäulen emporstiegen. Keinerlei fleischliche Begierde entstand in dieser Fülle. Anhaltende Befriedigung gewann sie aus dem Gefühl, inmitten dieses Gewimmels zu leben. Zeugungsdünste entrauchten den sich paarenden Tieren und ihrer Mistschicht, hüllten sie ein und ließen sie die Freuden der Fruchtbarkeit genießen. Das Eierlegen der Hühner befriedigte sie. Sie trug ihre Stallhäsinnen zum Männchen, mit dem Gelächter eines schönen, gemütsruhigen Mädchens; sie empfand das Wohlbehagen einer Schwangeren beim Melken ihrer Ziege. Durch und durch gesund, unschuldig sog sie Leben, Wärme und Duft ein. Keinerlei neugierige Verdorbenheit gab ihr die Sorge um Fortpflanzung ein, angesichts der flügelschlagenden Hähne, der gebärenden Weibchen, des den engen Stall durchstinkenden Bockes. Sie bewahrte ihre schöne, tierhafte Ruhe, ihren klaren, gedankenlosen Blick und war glücklich, wenn ihre kleine Welt sich vermehrte, sie fühlte ein Wachsen ihres eigenen Leibes, befruchtet, so sehr verschmolzen mit all dieser Mütterlichkeit, daß sie zur Mutter aller wurde, wie die Mutter Natur selbst, deren nie erzitternden Fingern Zeugungsnaß entropft.

Seit Desiderata sich im Artaud aufhielt, zogen ihr die Tage in vollster Glückseligkeit dahin. Der einzige Traum ihres Lebens ging in Erfüllung, der einzigste Wunsch, der sie gequält hatte in ihrem kindlichen Hindämmern. Sie besaß einen Winkel, den man gänzlich ihr überließ, wo sie nach Herzenslust Tiere aufziehen konnte. Von dort wich sie nicht mehr, sie führte selbst die Ställe für die Kaninchen auf, grub den Enten ihren Pfuhl, schleppte Heu und schlug Nägel ein und duldet keine Hilfe. Die Teusin brauchte sich nur um ihre Säuberung zu kümmern. Der Wirtschaftshof lag hinter dem Kirchhof; öfters mußte Desiderata eine neugierige Henne, die über die Mauer geflattert war, auf den Gräbern einfangen. Am Hofende stand eine Scheune, in der sich der Kaninchenstall und das Hühnerhaus befanden; zur Rechten hatte die Ziege Unterkunft gefunden im kleinen Stall. Sonst lebten alle Tiere gemeinsam, die Kaninchen bei den Hühnern, die Gänse, Truthennen, Perlhühner und Tauben in brüderlichem Verein mit drei Katzen, die Ziege nahm ihr Fußbad neben den Enten. Als Desiderata an dem Lattenzaun, der diesem ganzen Treiben das Eindringen in die Küche verwehrte, in Sicht kam, begrüßte sie ohrenbetäubender Lärm.

»Oh! Hörst du sie,« sagte sie zu ihrem Bruder schon an der Eßzimmertüre. Als sie ihn hereingelassen hatte und die Schranke hinter ihm schloß, verschwand sie fast in dem Ansturm. Schnatternd und klappernd mit ihren Schnäbeln, zogen sie die Enten und Gänse an den Rücken; die gefräßigen Hühner hüpfen nach ihren Händen unter heftigem Gepick, die Kaninchen schmiegen sich um ihre Füße und sprangen ihr an den Knien herauf,

während drei Katzen ihre Schultern erkletterten und die Ziege aus dem Stallinnern blökte, weil sie nicht zu ihr hinkonnte.

»Laßt mich in Ruh', ihr Tiere,« rief sie, ganz durchschüttelt von frohem Gelächter und gekitzelt von der Berührung all der Federn, Pfoten und Schnäbel.

Aber sie tat nichts, um sich frei zu machen. Sie hätte sich fressen lassen, sagte sie, und süß war es ihr, dies Leben gegen sich prallen zu fühlen und in Flaumwärme gehüllt zu sein. Am Ende blieb nur eine der Katzen ihr eigensinnig auf dem Nacken liegen.

»Es ist Murr, mit den Sammetpfoten,« sagte sie.

Dann setzte sie stolz hinzu, ihrem Bruder den Hof zeigend:

»Sieh nur, wie sauber!«

Der Hof war in der Tat gekehrt, gescheuert und geharkt. Diesen trüben Wässern, der umgeschüttelten Streu entströmte ein so wildstarker Geruch, daß es dem Abbé Mouret den Atem verschlug. Der Mist war an die Kirchhofmauer zu einem ungeheuer rauchenden Haufen aufgeschichtet.

»Sieh, die Menge!« fuhr Desiderata fort und zerzte ihren Bruder in die beißenden Dämpfe. »Alles habe ich selbst hingetan, niemand hat mir geholfen ... Geh, es schmutzt nicht, reinigt sogar. Sieh dir meine Arme an.«

Sie streckte die Arme von sich, die sie nur in einem Wassereimer abespült hatte, königliche Arme von vollendeter Rundung, erblüht wie weiße große Rosen aus dem Mist.

»Doch, doch,« murmelte der Priester. »Du hast ordentlich gearbeitet. Sehr hübsch nimmt es sich jetzt aus.«

Er ging auf die Holzschranke zu; aber sie vertrat ihm den Weg.

»Warte doch! Du mußt alles betrachten. Du ahnst ja nicht... «

Sie zog ihn in den Schuppen vor den Kaninchenstall.

»In allen Abteilungen sind Junge,« sagte sie, vor Entzücken in die Hände klatschend. Sodann erklärte sie ihm lang und breit die einzelnen Familienzusammenhänge. Er mußte sich hinkauern und die Nase an das Gitter drücken bei der Erörterung genauester Einzelheiten. Die Mütter mit den bebenden großen Ohren warfen seitlich schielende Blicke und saßen furchtgebannt. Der nächste Kasten zeigte eine pelzige Höhlung und davor eine lebendig geknäulte, schwärzlich unbestimmbare Masse, die hörbar Atem holte, wie ein einziges Geschöpf. Nebenan wagten die Jungen mit ihren großen Köpfen sich bis an den Rand des Käfigs. Noch weiter waren sie schon ganz kräftig, glichen jungen, beweglich-spürenden Ratten, die Rückseite mit den weißen Schwanzfleckchen besteckt. Voll spielerischer Kinderanmut waren sie, rannten an den Abteilungen entlang, Weiße mit Augen aus mattem Rubin, Schwarze mit Augen wie Jettknöpfe. In wilder Angst stoben sie plötzlich davon, jeder Sprung ließ die zarten, von ihren Ausscheidungen geröteten Läufe sehen. Dann setzten sie sich in einen Haufen zusammen, so dicht, daß die Köpfe nicht mehr zu sehen waren.

»Vor dir haben sie Furcht, mich kennen sie genau,« sagte Desiderata.

Sie lockte sie und zog aus ihrer Tasche einige Brotkrusten. Die jungen Kaninchen

beruhigten sich und hoben sich eins nach dem anderen, schräg, mit gekräuselter Nase, am Gitter empor. Dort ließ sie sie ein wenig verbleiben, um ihrem Bruder das rosige Bauchfellchen zeigen zu können. Dann überließ sie dem Frechsten die Kruste. Daraufhin kam die ganze Bande angelaufen, sich stoßend und überkugelnd, aber ohne sich zu zanken, drei Junge bissen manchmal an der gleichen Kruste, einige flohen und duckten sich nach der Wand, um ungestört zu essen; im Hintergrund vernahm man immer noch das laute Atmen der Mütter, die mißtrauisch die Krusten verschmähnten.

»Oh, die Leckermäuler!« rief Desiderata, »bis morgen möchten sie so weiterfuttern. Nachts kann man hören, wie sie an den übriggebliebenen Blättern knuspern.«

Der Priester hatte sich erhoben; sie aber wurde nicht müde, den Kleinen zuzulächeln.

»Betrachte dir das große da hinten, das ganz weiße mit den schwarzen Ohren, denk dir nur! Mohnblumen liebt es. Mit Sicherheit sucht es sie unter den anderen Pflanzen heraus. Neulich bekam es Koliken davon. Es ging ihm recht übel. Da nahm ich es, hielt es warm in meiner Tasche. Seit der Zeit ist es wohl und munter.«

Sie steckte die Finger durch die Maschen des Gitterwerkes und streichelte den Tierchen den Rücken.

»Wie Atlas,« fuhr sie fort. »Sie sind fürstlich gekleidet. Und eitel obendrein! Dies dort zum Beispiel putzt sich immerwährend. Mit seinen Pfoten ... Wenn du wüßtest, wie komisch sie sind! Ich sage nichts, aber ich bemerke ihre Bosheiten wohl. So haßte beispielsweise das graue Männchen, das uns ansieht, ein kleines Weibchen; ich mußte es absondern. Gräßliche Geschichten haben sich zwischen ihnen abgespielt. Zu lang wäre es, alles zu erzählen. Das letztmal, vermutlich, nachdem es das Weibchen mißhandelt hatte, was muß ich sehen, als ich böse ankam? Diesen Spitzbuben da, flach an den Boden geschmiegt und anscheinend verröchelnd. Er wollte mich glauben machen, er habe sich über das Weibchen zu beklagen ... «

Sie unterbrach sich, zum Kaninchen gewandt:

»Hör' nur gut zu, ein Lump bist du.«

Und zum Bruder sich umdrehend:

»Alles versteht er, was ich sage,« flüsterte sie mit einem Augenblinzeln.

Der Abbé Mouret hielt es nicht mehr aus in der Wärme, die vom Kaninchenstall ausging. Das unterm ausgerissenen Bauchhaar der Mütter wimmelnde Leben wehte so Starkes zu ihm hin, daß die Schläfen ihm davon klopfen. Desiderata, wie berauscht nach und nach, wurde immer munterer, rosiger und körperlicher.

»Es ruft dich aber doch niemand!« rief sie, »es sieht immer aus, als ob du weglaufen wolltest. Und meine kleinen Küken! Von dieser Nacht sind sie.«

Sie nahm eine Handvoll Reis und warf sie vor sich hin. Die Glucke mit rufendem Gegacker kam würdig näher, gefolgt von der ganzen Kükenschar mit ihrem piepsenden Gezwitzcher und dem schwanken Flügelschlag verirrter Vögel. Als sie dann mitten in den Reiskörnern standen, teilte die Mutter wütende Schnabelhiebe aus und warf die Körner umher, die sie zerbrach, während die Jungen eilig vor ihr herpickten. Voll entzückender Kindlichkeit waren sie, erst halbgefiedert, mit rundem Kopf und scharfen Äuglein wie

Stahlspitzen. Der Schnabel saß ihnen so drollig und der Flaum so liebenswürdig gelupft, daß sie wie Zweisousspielzeuge anzusehen waren. Desiderata brach in vergnügtes Lachen aus bei ihrem Anblick.

»Lieblinge sind sie,« brachte sie hervor.

Zwei nahm sie, eines in jede Hand und bedeckte sie mit Küssen. Der Priester mußte sie von allen Seiten betrachten, während sie in aller Gemütsruhe sagte:

»Es ist gar nicht leicht, die Hähne herauszukennen. Ich irre mich aber nicht ... Das ist ein Hühnchen, und das ist auch ein Hühnchen.«

Sie setzte sie auf die Erde zurück. Die anderen Hennen kamen an, um den Reis zu vertilgen. Ein großer Hahn mit flammendem Gefieder folgte ihnen; er schritt hoch daher in majestätischer Umsichtigkeit.

»Alexander wird immer prächtiger,« sagte der Priester seiner Schwester zuliebe.

Der Hahn hieß Alexander. Er duckte den Kopf, breitete den Schweif und betrachtete glühenden Auges das junge Mädchen. Dann hielt er sich dicht an ihrem Rocksäum.

»Er hat mich sehr gerne,« sagte sie. »Von mir allein läßt er sich anfassen ... Ein tüchtiger Hahn ist er. Vierzehn Hennen hat er, und ich finde nie ein taubes Ei in der Brut, nicht wahr, Alexander?«

Sie hatte sich gebückt. Der Hahn entzog sich ihrer Liebkosung nicht. Man sah, wie das Blut ihm in den Kamm stieg. Mit schlagenden Flügeln und gestrecktem Hals stieß er einen langgezogenen Schrei aus, der aus stählerner Kehle zu kommen schien. Viermal krächte er; alle Hähne im Artaud antworteten von weither. Die erschreckte Miene ihres Bruders belustigte Desiderata höchlichst.

»Hoho, er zerreißt dir das Trommelfell,« sagte sie, »er hat eine ordentliche Stimme ... Aber ich versichere dir, böse ist er nicht. Die Hennen, die sind böse ... Entsinnst du dich der großen Sprengelhenne, die gelbe Eier legte? Vorgestern hat sie sich am Bein verletzt. Als die anderen das Blut sahen, waren sie wie toll. Alle liefen ihr nach, pickten nach ihr, wollten von ihrem Blute haben, so arg, daß ihr am Abend das Bein fast abgefressen war ... Ich fand sie mit dem Kopf hinter einem Stein, wie eine Blöde; ohne einen Laut ließ sie sich verschlingen.«

Die Gefräßigkeit der Hennen versetzte sie in heitere Stimmung. Friedvoll erzählte sie von anderen Greuelthaten: junge Hühnchen waren in Stücke gehackt, die Eingeweide ihnen herausgerissen worden; sie hatte nichts mehr von ihnen gefunden als Hals und Flügel; ein Wurf junger Katzen wurde im Stall in wenigen Stunden vertilgt.

»Gäbe man ihnen einen Christenmenschen,« fuhr sie fort, »sie würden ihn schon klein kriegen ... Und widerstandsfähig gegen Schmerzen! Sie können ganz bequem leben mit einem gebrochenen Glied. Wenn sie noch so große Wunden haben, faustgroße Löcher im Körper, so schlingen sie ihre Suppe darum nicht weniger gierig. Deshalb hab' ich sie gern; ihr Fleisch verwächst in zwei Tagen, ihr Körper ist immer warm, als ob ihnen ein Sonnenvorrat unter den Federn steckte ... Wenn ich ihnen ein Fest bereiten will, verabfolge ich ihnen rohes Fleisch. Und erst Würmer, sieh nur, wie sie die mögen.«

Sie lief zum Misthaufen, suchte nach einem Wurm und nahm ihn ohne Widerwillen auf.

Die Hühner warfen sich auf ihre Hände. Sie aber hielt den Wurm in die Höhe und machte sich über ihre Gefräßigkeit lustig. Schließlich ließ sie ihn fallen. Die Hühner stießen einander und machten sich über ihn her; dann enteilte ein Huhn, den Wurm im Schnabel, verfolgt von den anderen. Solcher Art wurde er erobert, verloren, zurückgewonnen, bis ein Huhn ihn mit einem heftigen Ruck verschlang. Da blieben alle plötzlich mit zurückgebogenem Hals stehen und warteten runden Auges auf einen weiteren Wurm. Desiderata, ganz beglückt, rief sie mit Namen und sagte ihnen Koseworte; der Abbé Mouret hingegen wich einige Schritte zurück vor der Heftigkeit dieses gefräßigen Lebens.

»Nein, lieber nicht,« sagte er zu seiner Schwester, die ihn ein Huhn, das sie mästete, heben lassen wollte. »Es ist mir unangenehm, lebende Tiere anzufassen.«

Er versuchte zu lächeln. Desiderata schalt ihn Hasenfuß.

»Nun, und meine Enten, Gänse, Truthühner! Was tätest du wohl, wenn du dich um die alle zu kümmern hättest? ... Enten, die sind dreckig. Hörst du, wie sie schnattern im Wasser! Und wenn sie tauchen, sieht man nichts mehr als kerzengerade ihren Schwanz. Auch die Gänse und Truthühner sind nicht leicht zu beaufsichtigen. Haha! Ist es nicht lustig, sie watscheln zu sehen, ganz weiß die einen, ganz schwarz die anderen, mit ihren langen Hälsen. Herren und Damen würde man sagen. Auch denen da, rat ich dir, keinen Finger anzuvertrauen. Mit einem einzigen Hieb würden sie ihn dir abbeißen ... Mir küssen sie die Finger, siehst du.«

Das Wort wurde ihr abgeschnitten durch ein Freudengemecker der Ziege, der es endlich gelungen war, die schlecht schließende Stalltüre aufzudrücken. Mit zwei Sprüngen war das Tier bei ihr, beugte die Vorderbeine und liebte sie mit den Hörnern. Der Priester fand ihr Aussehen teuflisch, mit dem Spitzbart und den schräg gestellten Augen. Desiderata aber nahm sie um den Hals, küßte sie auf die Stirn, tat, als ob sie davonlaufen wollte und sprach davon, sich von ihr Milch geben zu lassen. Sie täte das oft, bemerkte sie, wenn sie im Stall durstig würde, legte sie sich nieder und sog an den Eutern.

»Ei, voll von Milch,« fügte sie hinzu und hob die ungeheueren Euter des Tieres.

Der Abbé schlug die Augen nieder, als hätte man ihm eine Unanständigkeit gezeigt. Er entsann sich, im Kreuzgang von Sankt Saturnin zu Plassans eine Ziege als Wasserspeier gesehen zu haben, die mit einem Mönch Unzucht trieb. Die Ziegen mit dem Bocksgeruch, die dirnenhafte Launen und Lüste hatten und ihre hängenden Euter dem erstbesten boten, waren für ihn höllische, geilheitschweißende Kreaturen geblieben. Und er vermied, als er hinzutrat, die Berührung mit dem langen seidigen Behang des Tieres und hütete seine Sutane vor der Hörnernähe.

»Ach, geh nur, ich gebe dich frei,« sagte Desiderata, die sein wachsendes Unbehagen bemerkte. »Aber zuerst muß ich dir noch etwas zeigen ... Versprichst du, mich nicht auszuzanken? Ich habe dir nichts davon gesagt, weil du nicht gewollt hättest ... Wenn du wüßtest, wie froh ich bin!«

Sie begann zu schmeicheln, faltete die Hände und lehnte den Kopf an die Schulter des Bruders.

»Irgendeine neue Torheit,« murmelte dieser und konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

»Ich darf, nicht wahr?« fing sie wieder an, mit freudeglänzenden Augen. »Du wirst nicht böse sein ... Es ist so wunderhübsch!«

Sie lief und öffnete eine niedere Türe unter dem Schuppen. Ein kleines Schwein hüpfte mit einem Satz in den Hof.

»Oh, der süße Engel!« sagte sie mit dem Ausdruck tiefster Seligkeit und sah ihm nach.

Das kleine Schwein war allerliebste, ganz rosige, der Rüssel blankgewaschen vom fettigen Spülwasser, mit dem Schmutzring, den ihm sein unablässiges Schlammwühlen in Augenhöhe zeichnete. Es trabte umher, stieß die Hühner auseinander und fraß eilends weg, was man ihnen hingeworfen hatte; der enge Hof war ganz ausgefüllt von seinen plötzlichen Wendungen. Seine Ohren flatterten ihm über die Augen, sein Rüssel grunzte erdwärts; auf seinen dünnen Beinen nahm es sich wie ein Tier auf Rädern aus. Und von rückwärts betrachtet, schien sein Schwanz das anbindende Fadenendchen zu sein.

»Dies Tier dulde ich hier nicht,« rief der Pfarrer geärgert aus.

»Sergius, bester Sergius,« bat Desiderata aufs neue, »sei nicht böse ... Sieh doch, wie unschuldig es ist, das liebe Kleinchen. Abwaschen will ich es und sehr sauber halten. Die Teusin hat es sich für mich schenken lassen. Man kann es jetzt nicht mehr zurückgeben ... Wie es dich ansieht; es wittert dich. Hab' keine Angst, es tut dir nichts.«

Sie unterbrach sich; ein Lachanfall verschlang das übrige.

Das kleine Schwein, verdutzt, war der Ziege zwischen die Beine gefahren und brachte sie zu Fall. Es nahm seinen Lauf wieder auf, schrie, wälzte sich und jagte den ganzen Hof in Angst.

Desiderata mußte ihm zur Beruhigung einen ganzen Kübel mit Spülwasser hinstellen. Daraufhin verschwand es bis zu den Ohren in der Terrine; es gurgelte und schnarchte, während über seine rosige Haut kurze Schauer liefen. Sein Schwänzchen hing ungeringelt.

Dem Abbé Mouret war es äußerst ekelhaft, dies Geplätscher im schmutzigen Wasser zu hören.

Seit er im Hof war, ging ihm der Atem aus, Hitze flog ihm über Hände, Brust und Gesicht. Nach und nach begann der Kopf ihm zu schwimmen. In verpestetem Hauch schlug ihm entgegen der lauliche Gestank der Kaninchen und Hühner, der unzüchtige Geruch der Ziege, die fettige Schaltheit des Schweines. Wie eine mit Befruchtung geladene Luft war es, die zu schwer lastete auf seinen jungfräulichen Schultern. Desiderata erschien ihm größer, breiter in den Hüften; sie fuchtelte mit riesigen Armen und wirbelte in ihren Rockfalten vom Boden den starken Geruch auf, der ihm die Sinne vergehen ließ. Er fand gerade noch Zeit, die Lattentür zu öffnen. Seine Füße klebten am mistfeuchten Pflasterboden, so sehr, daß er sich zurückgehalten wähnte von einem Druck der Erde. Und plötzlich, ohne daß er sich dagegen zu wehren vermochte, kam ihm das Paradeis wieder in den Sinn mit seinen großen Bäumen, den schwarzen Schatten, dem kräftigen Duft.

»Jetzt wirst du ganz rot im Gesicht,« sagte Desiderata und kam ihm nach auf die andere Seite der Schranke. »Bist du nicht froh, alles gesehen zu haben? ... Hörst du sie rufen?«

Als die Tiere sie weggehen sahen, stießen sie sich an die Trennungswand unter kläglichem Wehgeschrei. Das kleine Schwein zumal gab ein langes, messerscharfes

Gekreisch von sich.

Sie machte ihnen Verbeugungen, warf ihnen Kußhände zu und lachte darüber, sie in verliebtem Gedränge zu sehen. Dann schmiegte sie sich an ihren Bruder und begleitete ihn in den Garten.

»Eine Kuh möchte ich haben,« sagte sie ihm ins Ohr und wurde ganz rot. Er sah nach ihr hin und machte schon eine abwehrende Bewegung.

»Nein, nein, jetzt nicht,« fing sie lebhaft an. »Später werd' ich dir wieder davon sprechen. Platz wäre genug im Stall. Eine schöne weiße Kuh mit rötlichen Flecken. Du würdest staunen über die gute Milch, die wir dann hätten. Eine Ziege ist zu klein ... Und wenn erst die Kuh kalbt!«

Sie tanzte herum, klatschte in die Hände. Der Priester fand den Hof, den sie in ihren Rücken mit sich trug, in ihr wieder. So ließ er sie hinten im Garten auf der Erde, mitten in der Sonne vor einem Bienenstock, dessen Bienen, ohne sie zu stechen, wie Goldkugeln ihren Hals umsurrt, ihre bloßen Arme, ihre Haare.

Kapitel 11

Bruder Archangias aß jeden Donnerstag in der Pfarre. Gewöhnlich kam er schon frühzeitig, um über Pfarreiangelegenheiten zu reden. Er war es, der den Abbé seit drei Monaten auf dem laufenden hielt und über das ganze Tal aufklärte. An diesem Donnerstag gingen sie, in Erwartung des Rufes zu Tisch, mit kleinen Schritten vor der Küche auf und ab. Der Priester war sehr erstaunt, als der Bruder nach Wiedergabe seiner Unterredung mit Bambousse die Antwort des Bauern ganz verständlich zu finden schien.

»Recht hat er, der Mann,« sagte der Bruder. »Man vergeudet sein Eigentum nicht so ... Die Rosalie ist nicht viel wert; aber es ist immer hart, mit ansehen zu müssen, wie die eigene Tochter sich einem Bettler nachwirft.«

»Immerhin«, fuhr der Abbé Mouret fort, »kann doch nur die Heirat dies Ärgernis aus der Welt schaffen.«

Der Bruder zuckte die klobigen Achseln und lachte höhnisch.

»Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mit dieser Heirat irgendeine Änderung schaffen im Land. Noch vor zwei Jahren ist die Kathrine trächtig, folgen die andern, alle kommen so weit. Vom Augenblick an, wo man sie verheiratet, machen sie sich lustig über alles. Die Leute vom Artaud wachsen und gedeihen in ihren unregelmäßigen Beziehungen wie in ihrem eigenen Mistbeet. Nur ein Gegenmittel gibt es, hab' ich Ihnen gesagt; man muß den Weibern den Hals umdrehen, wenn man will, daß das Land nicht vergiftet wird ... Keinen Ehemann sollte man ihnen geben, sondern Stockprügel, Herr Pfarrer, Stockprügel.«

Er beruhigte sich und fuhr fort:

»Lassen wir jeden sein Gut verwalten nach eigenem Ermessen.«

Und er sprach davon, die Katechismusunterweisungen neu einzuteilen. Der Abbé Mouret gab ihm zerstreute Antworten. Er betrachtete das Dorf zu seinen Füßen, beglänzt von der untergehenden Sonne. Die Bauern kehrten heim, schweigsame Männer, die langsam daherkamen mit dem Gang von Lastochsen, die zum Stall zurückfinden. Vor den Häusern stehende Frauen stießen Rufe aus, unterhielten sich laut von einer Türe zur anderen, während Rudel von Kindern, sich prügelnd, wälzend und überkugelnd, die Straße mit Schuhgeklapper erfüllten. Ausdünstung von Menschen stieg auf von diesem Haufen baufälliger Häuser. Der Priester fühlte sich immer noch in Desideratas Hof vor dem sich rastlos mehrenden Tiergewimmel. Hier fand er die gleiche Zeugungshitze, die gleichen unaufhörlichen Paarungen, die sein Gefühl beunruhigten.

Seit morgens in Rosaliens Schwangerschaftsgeschichte verstrickt, bedachte er zu guter Letzt die Umstände, den Schmutz des Lebens, die fleischliche Bedrängnis, die unvermeidliche Fortpflanzung der Art, die Menschen sät wie Getreidekörner. Die Leute vom Artaud waren wie eine Herde, zwischen vier den Horizont begrenzende Hügel eingepfercht, zeugend, sich ausbreitend über die Scholle, weiter und weiter bei jedem

Wurf der Weibchen.

»Halt, sag' ich's nicht,« schrie Bruder Archangias und unterbrach sich, um auf ein großes Mädchen aufmerksam zu machen, das sich von ihrem Schatz hinter einem Busch küssen ließ. »Da haben wir wieder so eine liederliche Dirne!«

Er fuchtelte so lange mit seinen langen schwarzen Armen, bis das Pärchen vertrieben war. Weithin über das rote Gelände, die kahlen Felsen brünstete die sterbende Sonne letztes Feuerflammen. Mählich kam die Nacht. Der warme, weiche Lavendelduft erfrischte sich, von leise erwachenden Winden getragen. Wie ein großes Seufzen klang es von Zeit zu Zeit, als käme dieses verscheidende, von Leidenschaft ganz verglühte Erdenland endlich zur Ruhe im grauen Rieseln der Dämmerung.

Der Abbé Mouret, den Hut in der Hand, froh der Kühle, fühlte Schattenfrieden über sich gleiten.

»Herr Pfarrer! Bruder Archangias!« rief die Teusin. »Schnell! Die Suppe ist da.«

Es gab eine Kohlsuppe; kräftig durchdampfte sie das Eßzimmer der Pfarrei.

Der Bruder setzte sich und löffelte bedächtig den Riesenteller leer, den die Teusin vor ihn hingestellt hatte. Er aß viel mit gurgelnden Kehllauten, aus denen man vernehmen konnte, wie die Speisen in den Magen trafen. Er richtete den Blick fest auf den Löffel und sagte kein Sterbenswort.

»Ist meine Suppe etwa nicht gut, Herr Pfarrer?« fragte die alte Dienerin. »Sie sitzen so da und rühren in Ihrem Teller.«

»Ich habe gar keinen Hunger, meine gute Teuse,« antwortete der Priester lächelnd.

»Ei der Tausend, das ist nicht zum Verwundern, wenn man so drauflos lebt!... Sie hätten schon Hunger, wenn sie nicht erst nach zwei Uhr gefrühstückt hätten.«

Bruder Archangias sagte gefaßt, nachdem er in seinen Löffel das wenige Suppengetropf vom Boden des Tellers geschüttet hatte:

»In seinen Mahlzeiten muß man regelmäßig sein, Herr Pfarrer.«

Währenddessen stand Desiderata auf und ging der Teusin nach in die Küche; auch sie hatte, ohne zu reden, ernsthaft ihre Suppe gelöffelt. Der Bruder, mit dem Abbé allein geblieben, schnitt sich lange Stücke Brot, die er schluckte in Erwartung des Kommenden.

»So sind Sie also heute weit herumgekommen?« fragte er.

Dem Priester blieb keine Zeit zur Antwort. Vom Hausgang an der Hofseite her vernahm man ein Geräusch von Schritten, Ausrufe, klingendes Gelächter. Dann tönte es wie ein kurzes Streiten. Eine trillernde Stimme, die den Abbé beunruhigte, ereiferte sich, redete hastig und verlor sich in einem Sturm von Heiterkeit.

»Was gibt es da?« sagte er und erhob sich von seinem Stuhl.

Desiderata war mit einem Satz im Zimmer zurück. Sie versteckte etwas unter ihrem umgeschlagenen Rock. Aufgeregt sagte sie:

»Wie drollig sie ist! Sie wollte nicht hereinkommen. Ich habe sie festgehalten am Kleid, aber sie hat tüchtige Kräfte und ist mir davongelaufen.«

»Von wem spricht sie?« erkundigte sich die Teusin, die aus der Küche gelaufen kam mit einer Kartoffelspeise, über der ein Stück Speck lag.

Das junge Mädchen hatte sich gesetzt. Mit unendlichen Vorsichtsmaßnahmen zog sie unter ihrem Rock ein Amselnest hervor, in dem drei junge Amseln schliefen. Kaum erblickten die Vogeljungen das Licht, reckten sie ihre zarten Hälse und öffneten verlangend die blutroten Schnäblein. Desiderata klatschte begeistert in die Hände in außerordentlicher Erregung angesichts dieser ihr fremden Tierchen.

»Das Mädchen aus dem Paradies war es!« rief der Abbé aus, dem plötzlich die Erinnerung kam.

Die Teusin war ans Fenster gegangen.

»Wahrhaftig, an ihrer Grillenstimme hätte ich sie erkennen sollen... Oh! die Zigeunerin. Seht nur, da hinten steht sie noch und spioniert uns aus.«

Der Abbé Mouret trat herzu. In der Tat war es ihm, als sähe er hinter einem Wacholderstrauch Albines orangefarbenen Rock aufleuchten.

Aber Bruder Archangias hob sich wild hinter ihm, drohte mit Fäusten, schüttelte sein grimmiges Haupt und donnerte:

»Der Teufel soll dich holen, Banditengeschmeiß. Bei den Haaren werde ich dich um die Kirche schleifen, fang' ich dich hier bei deinen Hexereien!«

Ein Gelächter, frisch wie nächtliche Lüfte, stieg vom Feld aus auf.

Dann hörte man ein leichtfüßiges Laufen und das Gleiten eines Kleides über Gras, wie ein Schlangengeschnellen. Der Abbé Mouret, am Fenster stehend, folgte mit dem Blick einer Blondheit, die zwischen Föhrenstämmen wie Mondschein leuchtete. Von den Wiesen wehte es ihn an, erfüllt mit dem zwingenden Duft des Laubes, dem Duft wilder Blumen, den Albine ihren nackten Armen, ihrer bewegten Büste, ihren entfesselten Haaren entwallen ließ.

»Verfluchte Tochter der Verdammnis!« grollte dumpf Bruder Archangias und setzte sich wieder an den Tisch.

Gierig aß er seinen Speck und verschlang, anstatt des Brotes, Kartoffeln in ganzen Stücken. Die Teusin vermochte Desiderata durch nichts zum Essen zu bewegen. Das große Kind blieb in Verzückung vor dem Amselnest, fragte, was die wohl fräßen, ob sie wohl Eier legten, woran man die Männchen erkennen könne bei diesen Tieren.

Aber die alte Dienerin durchfuhr es wie ein Verdacht. Sie stützte sich auf ihr gesundes Bein und sah dem jungen Pfarrer in die Augen.

»Sie kennen also die Leute im Paradies,« fragte sie.

Da berichtete er einfach wahrheitsgetreu seinen Besuch beim alten Jeanbernat. Die Teusin wechselte Entrüstungsblicke mit Bruder Archangias. Zuerst sagte sie nichts. Sie wackelte um den Tisch mit wütendem Gehumpel und Absatzgetrampel zum Bodenbersten.

»Sie hätten mir ganz gut von diesen Menschen reden können in diesen drei Monaten,« sagte endlich der Priester, »dann hätte ich wenigstens gewußt, wen ich aufsuchte.«

Die Teusin blieb regungslos stehen, als ob die Füße ihr versagten.

»Lügen Sie nicht, Herr Pfarrer, lügen Sie nicht,« stammelte sie endlich, »das erschwert noch die Sünde ... Wie können Sie es wagen, mir zu sagen, ich habe Ihnen nie vom Philosophen gesprochen, dem Heiden, der das Ärgernis der ganzen Landschaft ist! Wahr ist, daß Sie mir niemals zuhören, wenn ich Ihnen etwas sage. Bei einem Ohr herein, beim anderen heraus ... Ach, wenn Sie auf mich hören wollten, würden Sie sich manches Ungemach ersparen!«

»Auch ich habe Ihnen ein Wörtlein gesagt bezüglich dieser Greuel,« versicherte der Bruder.

Der Abbé Mouret zuckte leicht mit den Achseln.

»Nun, ich habe nicht mehr daran gedacht,« fuhr er fort. »Erst im Paradeis entsann ich mich dunkel, allerhand Geschichten gehört zu haben ... Übrigens hätte ich unter allen Umständen den Armen besucht; er war, wie ich glaubte, in Todesgefahr.«

Bruder Archangias, mit vollem Mund, stieß das Messer heftig auf den Tisch und schrie:

»Jeanbernat ist ein Hund; wie ein Hund soll er verrecken.«

Als er der Miene des Priesters Widerspruch ansah, schnitt er ihm das Wort ab.

»Nein, nein, für ihn ist Gott nicht da, keine Buße, keine Gnade – Es wäre besser, die Hostie den Schweinen vorzuwerfen, als sie zu diesem Schelm zu tragen.«

Er nahm sich nochmals Kartoffeln, stützte die Ellbogen auf den Tisch und kaute wie rasend, das Kinn dicht am Teller. Die Teusin begnügte sich mit eingekniffenen Lippen, weiß vor Wut, zu sagen:

»Lassen Sie ihn doch, der Herr Pfarrer will nur nach seinem eigenen Kopf handeln, der Herr Pfarrer hat Geheimnisse vor uns.«

Ein schweres Schweigen lagerte sich. Eine kurze Spanne Zeit hörte man nur das Kaugeräusch des Bruders und seine sonderbaren Schlucktöne. Desiderata legte ihre nackten Arme um das Amselnest auf ihrem Teller; sie neigte das Antlitz darüber, lächelte den Jungen zu, sprach lang zu ihnen, ganz leise ... in einem ihr eigenen Gezwitscher, das sie zu verstehen schienen.

»Man sagt, was man tut, wenn man nichts zu verbergen hat,« schrie die Teusin plötzlich. Dann wieder Schweigen. Daß der Priester ihr seinen Besuch anscheinend hatte geheimhalten wollen, brachte die alte Dienerin außer sich. Sie betrachtete sich als schändlich hintergangene Frau. Ihre Neugier war tief getroffen. Sie umkreiste den Tisch, sah den Priester nicht an, richtete an niemand das Wort, machte sich Luft, ganz für sich:

»Jawohl, darum ißt man so spät! ... Man macht sich davon ohne ein Wort und führt ein Bummelleben bis um zwei Uhr nachmittags. Man geht in derartig verrufene Häuser, daß man nachher nicht einmal den Mut hat, von seinen Erlebnissen zu erzählen. Man lügt und hintergeht seine Mitmenschen ... «

»Aber,« unterbrach sanft der Abbé Mouret, der sich Mühe gab, weiter zu essen, um die Teusin nicht noch mehr aufzubringen. »Niemand hat mich gefragt, ob ich im Paradeis gewesen sei; ich hatte es gar nicht nötig, zu lügen.«

Die Teusin fuhr fort, als habe sie nichts gehört:

»Man läßt seine Sutane nicht im Staub verkommen und schleicht sich heim wie ein Dieb. Und wenn eine wohlmeinende Person, der an einem liegt, einen zu seinem Besten ausfragt, stößt man sie zurück, behandelt sie als Nichtswürdige, die kein Vertrauen verdient. Man tut heimlich wie ein Falschspieler; man stürbe lieber, als daß man eine Silbe äußerte; man hat nicht einmal Aufmerksamkeit genug für seine Häuslichkeit, von seinen Erlebnissen erzählen zu wollen.«

Sie drehte sich zu dem Priester, sah ihm ins Gesicht. »Ja, Ihnen sage ich das alles ... Ein Geheimniskrämer sind Sie, ein schlimmer Mensch!«

Sie begann zu weinen. Der Abbé mußte sie trösten.

»Der selige Herr Caffin besprach alles mit mir,« wimmerte sie. Dann beruhigte sie sich. Bruder Archangias verschlang ein großes Stück Käse, ohne auch nur im geringsten von dieser Szene berührt zu werden. Nach seiner Meinung tat es dem Abbé Mouret gut, mit fester Hand geführt zu werden; die Teusin tat wohl daran, ihn die Zügel spüren zu lassen. Er leerte ein letztes Glas Kretzer, warf sich zurück in seinen Stuhl und verdaute.

»Was haben Sie denn nun zu sehen bekommen im Paradeis,« fragte die alte Magd, »erzählen Sie uns das wenigstens.«

Der Abbé Mouret schilderte mit wenigen Worten den sonderbaren Empfang, der ihm bei Jeanbernat wurde. Die Teusin stieß in einem Sturm von Fragen Entrüstungsrufe aus. Bruder Archangias ballte die Fäuste und schüttelte sie.

»Der Himmel soll über ihm einstürzen!« sagte er. »Brennen sollten sie alle beide, er und seine Hexe!«

Der Abbé versuchte seinerseits nun Einzelheiten über die Bewohner des Paradeis zu erfahren. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er dem Bruder, der Ungeheuerlichkeiten auskramte.

»Ja, und diese Satansbrut ist eines morgens zur Schule gekommen. Es ist schon lange her; sie war ungefähr zehn Jahre alt. Ich ließ sie gewähren; ich dachte, ihr Onkel schickte sie zur ersten Kommunion. Zwei Monate unterwühlte sie die Klasse. Sie ließ sich anschwärmen, die Lumpenprinzessin! Spiele wußte sie, allerhand Tand erfand sie aus Blättern und Stoffetzen. Und gescheit dabei, wie alle diese Höllenausgeburten ... Da eines Morgens bricht der Alte in die Schule ein. Er wollte alles kurz und klein schlagen, brüllte, die Pfaffen hätten ihm das Kind entführt. Der Feldhüter mußte kommen und ihn hinauswerfen. Die Kleine war ausgekniffen. Vom Fenster aus konnte ich sie in einem gegenüberliegenden Feld erblicken ... Sie war auf eigene Faust zur Schule gekommen, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hätte. Haarsträubende Geschichte!«

»Nie ist sie zur ersten Kommunion gegangen,« äußerte die Teusin halblaut mit einem leichten Schauer.

»Nein, niemals,« wiederholte Bruder Archangias. »Sechzehn Jahre muß sie jetzt sein. Wie ein Tier wächst sie auf. Auf allen Vieren habe ich sie laufen sehen in einem Dickicht bei Palud.«

»Auf allen Vieren,« flüsterte die Dienerin und wandte sich besorgt zum Fenster.

Der Abbé Mouret wollte einem Zweifel Ausdruck geben; der Bruder fuhr auf.

»Jawohl, auf allen Vieren! Und sie machte Sprünge wie eine Wildkatze mit bis übers Knie aufgeschürzten Röcken. Ich hätte sie schießen können, wäre ein Gewehr zur Hand gewesen. Man bringt Tiere um, die Gott wohlgefälliger sind ... Und dazu weiß man wohl, daß sie allnächtlich das Artaud ummauzt. Sie gibt Töne von sich wie eine läufige Katze. Wenn ihr jemals ein Mann in die Krallen kommt, die da wird ihm sicherlich keinen Fetzen Fleisch auf den Knochen lassen.«

Sein ganzer Frauenhaß kam zum Vorschein, seine Faust krachte auf den Tisch; er stieß seine gewohnheitsmäßigen Schimpfereien aus:

»Der Teufel steckt in ihnen. Der Teufel stinkt aus ihnen; überall, an Beinen, Armen, Leib. Das ist es, was die Dummköpfe bezaubert.«

Der Priester stimmte ihm durch Nicken bei. Die Heftigkeit Bruder Archangias', die geschwätzigten Vergewaltigungen der Teusin waren ihm wie Geißelhiebe, denen seine Schultern willig sich boten. Es verursachte ihm fromme Freude, wenn er sich in Niedrigkeiten vergrub, in die Roheit der Einfachen. Es schien ihm, Himmelsfrieden erwarte ihn in dieser Weltverachtung, in dieser Erniedrigung seines ganzen Seins. Es beglückte ihn, seinem Körper diese Mißhandlung zuzufügen, tat ihm wohl, seine zarten Anlagen durch diese Gosse zu schleifen.

»Alles Irdische ist Unrat,« flüsterte er und faltete seine Serviette.

Die Teusin deckte den Tisch ab. Sie wollte den Teller abnehmen, auf den Desiderata das Amselnest gelegt hatte.

»Sie werden da doch nicht schlafen, Fräulein Desiderata,« sagte sie. »Was haben Sie nur mit den garstigen Tieren?«

Desiderata hingegen verteidigte den Teller, schützte ihn mit ihren bloßen Armen; sie lachte nicht mehr und ärgerte sich über die Störung.

»Man wird doch diese Vögel nicht behalten wollen, hoffe ich,« rief Bruder Archangias aus. »Das brächte Unglück... Den Hals muß man ihnen umdrehen.«

Und schon streckte er seine großen Hände aus. Das junge Mädchen sprang auf, trat bebend zurück und drückte das Nest fest an sich. Sie starrte den Bruder an mit aufgeschürzten Lippen, dem Ausdruck einer kampfbereiten Wölfin.

»Rühren Sie die Tierchen nicht an,« stammelte sie. »Wie häßlich Sie sind.«

Sie betonte dies Wort so seltsam verächtlich, daß es den Abbé Mouret zusammenfahren ließ, als ob die Häßlichkeit des Bruders ihm zum ersten Male deutlich würde. Dieser beschränkte sich darauf, ein Gebrumm auszustoßen. Er nährte einen dumpfen Haß gegen Desiderata, deren tierhaft schönes Wachstum ihm zuwider war.

Nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, rückwärts, gehend und ohne ihn aus den Augen zu lassen, zuckte er die Schultern und zerbiß zwischen den Zähnen ein zotiges Wort, das niemand verstand.

»Es ist besser, sie geht schlafen,« sagte die Teusin, »in der Kirche nachher könnte sie uns stören.«

»Ist jemand gekommen?« fragte der Abbé Mouret.

»Eine ganze Weile schon sind die Mädchen draußen, mit Armen voll Grünzeug... Ich stecke die Lampen an. Wir können gleich anfangen, wenn Sie wollen.«

Einige Sekunden später hörte man sie in der Sakristei fluchen über die feuchten Streichhölzer. Bruder Archangias, mit dem Priester allein, erkundigte sich in verdrießlichem Ton:

»Für den Marienmonat?«

»Ja,« antwortete der Priester, »in den letzten Tagen konnten die Dorfmädchen wegen Arbeitsüberlastung nicht kommen, wie es der Brauch ist, um die Kapelle der Jungfrau zu schmücken. Die Zeremonie wurde auf heute abend verschoben.«

»Ein alberner Brauch,« krächzte der Bruder. »Wenn ich mit ansehen muß, wie sie ihre Zweige niederlegen, hab' ich Lust, sie auf die Knie zu zwingen, damit sie ihre Abscheulichkeiten wenigstens beichten, ehe sie den Altar berühren. Zu dulden, daß Frauen ihre Kleider in Berührung bringen mit den heiligen Reliquien, ist schändlich.«

Der Abbé machte eine entschuldigende Bewegung. Er war seit kurzem erst im Artaud, so mußte er den Gebräuchen folgen.

»Paßt es Ihnen jetzt, Herr Pfarrer?« rief die Teusin.

Bruder Archangias hielt ihn noch einen Augenblick zurück.

»Ich gehe,« redete er weiter. »Die Religion ist keine Dirne, die verlangt, daß man sie in Blumen und Spitzen hüllt.«

Er schritt langsam zur Türe. Blieb nochmals stehen, hob einen behaarten Zeigefinger und fügte hinzu:

»Hüten Sie sich vor Ihrer Andacht zur Jungfrau.«

In der Kirche fand der Abbé Mouret eine Zehnzahl großer Mädchen vor, die Olivenzweige, Lorbeer und Rosmarin trugen. Da Gartenblumen in den Felsen des Artaud kaum erblühten, war es Sitte, den Altar der Jungfrau mit haltbarem Grün auszusmücken, das den Maimonat überdauerte. Die Teusin fügte Berglevkoiien bei, deren Stiele in alten Glaskrügen weichten.

»Wollen Sie mich machen lassen, Herr Pfarrer?« fragte sie. »Sie sind es noch nicht gewohnt... Da, stellen Sie sich vor den Altar. Dann können Sie mir sagen, ob die Ausschmückung Ihnen gefällt.«

Er willigte ein, und so war in Wirklichkeit sie es, die das Ganze leitete. Sie war auf einen Schemel gestiegen und fuhr die großen Mädchen, die mit ihren Zweigen nacheinander vortraten, an:

»Nicht so schnell doch! Laßt mir doch Zeit, die Zweige anzubinden. Damit nicht all das Gestrüpp dem Herrn Pfarrer auf den Kopf fallen kann ... Nanu! Babette, du bist an der Reihe. Stier mich nur an mit deinen Glotzaugen. Hübsch sieht er aus, dein Rosmarin! Er ist gelb, wie die Disteln. Als ob alle Schindmähren der Gegend drauf gepißt hätten! ... Nun du, Fuchsige, dein Lorbeer ist wenigstens schön! Der kommt sicher von eurem Feld am Grünkreuz.«

Die großen Mädchen legten ihre Zweige auf den Altar, den sie küßten. Sie blieben einen Augenblick am Altar und reichten der Teusin die Zweige, und der verlogene Ausdruck von Sammlung, den sie angenommen hatten, um die Stufen zu ersteigen, verlor sich nach und nach; am Schluß kicherten sie, stießen sich mit den Knien, bogen die Hüften über den Altarrand und zerdrückten die Brust ohne Scheu am Sakramentshäuschen. Über ihnen neigte die große Jungfrau aus vergoldetem Gips ihr gemaltes Gesicht, lächelte mit rosigen Lippen den kleinen, splinternackten Jesus an, den sie auf dem linken Arm hielt.

»So ist's recht, Lisa!« rief die Teusin, »setz dich nur ganz auf den Altar. Willst du wohl deine Röcke herunterziehen, zeigt man so seine Beine!... Keine soll sich einfallen lassen, sich zu rekeln! Ich schlage ihr diese Zweige um die Ohren... Könnt ihr euch nicht anständig aufführen?«

Und sich umwendend:

»Gefällt es Ihnen so, Herr Pfarrer? Finden Sie, daß es so geht?«

Sie wölbte hinter der Jungfrau eine grüne Nische mit kleinem, überstehendem Blattwerk, das eine Wölbung, bildete und palmenartig niederfiel. Der Priester sagte ein lobendes Wort und erlaubte sich eine Bemerkung:

»Ich glaube,« murmelte er, »oben müßte ein Strauß zarteren Grüns sein.«

»Selbstverständlich,« knurrte die Teusin. »Lorbeer und Rosmarin bringen sie mir... Wer von euch hat Olivenzweige? Nicht eine, geht mir zu! Angst haben sie, die Heidinnen, ein paar Oliven könnten verloren gehen!«

Da stieg Katharina die Stufen empor mit einem riesigen Olivenzweig, unter dem sie fast verschwand.

»Oh, du hast ja genug, Mädels,« fing die Alte wieder an.

»Ach Gott,« sagte eine Stimme, »gestohlen hat sie ihn. Ich habe Vinzenz beim Abreißen des Zweiges gesehen, sie hielt Wache.«

Katharina, in Wut, schwur, das sei gelogen. Ohne ihren Zweig loszulassen, hatte sie sich umgedreht und reckte ihren braunen Kopf aus dem Blätterwerk, das sie trug; sie log mit außerordentlicher Gewandtheit und erfand eine lange Geschichte, um zu beweisen, der Olivenzweig stammte wirklich von ihr.

»Und überhaupt,« schloß sie, »alle Bäume gehören der heiligen Jungfrau.«

Der Abbé Mouret wollte sich einmischen. Aber die Teusin fragte, ob man sie zum besten haben wolle, daß man sie so lange stehen ließe, mit den Armen in der Luft. Sie befestigte den Olivenzweig gründlich, indessen Katharina sich auf den Schemel schwang und hinter ihrem Rücken die angestregten Gebärden nachäffte, mit denen sie ihre ungeheuerliche Masse mit Hilfe des gesunden Beines umherwälzte; selbst der Priester mußte lächeln.

»So,« sagte die Teusin, kletterte herunter und trat an seine Seite, um ihr Werk zu begutachten; »das Obere wäre fertig... Jetzt wollen wir darangehen, Büschel zwischen die Leuchter zu stecken, im Falle Sie nicht Girlanden vorziehen, die sich die Stufen entlang ziehen.«

Der Priester entschied sich für große Sträuße.

»Immerzu, rührt euch,« schnob die Alte wieder los, neuerdings auf dem Schemel. »Hier soll nicht geschlafen werden ... Willst du wohl den Altar küssen, Mette! Du glaubst wohl, du bist in eurem Stall? Herr Pfarrer, sehen Sie doch, was die da hinten treiben. Sie lachen wie die Blöden.«

Eine der zwei Lampen wurde in die Höhe gehoben, der dunkle Kirchenwinkel aufgehellte. Unter der Galerie belustigten sich drei große Mädchen damit, einander heranzustoßen; eine war mit dem Kopf in das Weihwasserbecken gefallen, was die anderen derart zum Lachen brachte, daß sie sich auf die Erde fallen ließen, um sich nach Herzenslust auszulachen. Sie kamen hervor, sahen den Pfarrer verstohlen an, ließen sich beglückt ausschelten, standen mit hängenden Armen, die ihnen an die Schenkel schlugen.

Dies aber brachte die Teusin gründlich auf, sie gewahrte plötzlich Rosalie, die wie die anderen zum Altar heraufstieg mit ihren Ästen.

»Hinunter mit dir,« schrie sie, »an Frechheit mangelt es dir nicht, mein Töchterchen! ... Nur zu, etwas eilig, mach', daß dein Gemüse verschwindet.«

»Nun, warum nicht gar!« meinte Rosalie unverschämt. »Man wird mich doch vielleicht nicht im Verdacht haben, es gestohlen zu haben.«

Die großen Mädchen drängten herzu, stellten sich dumm und tauschten glänzende Blicke.

»Mach', daß du fortkommst,« wiederholte die Teusin, »du gehörst nicht her, verstehst du mich!«

Dann verlor sie ihr wenig an Geduld und sagte ein sehr starkes Wort, das zufriedenes Gelächter unter den Bauernmädchen entfesselte.

»Nun, und?« sagte Rosalie. »Wissen Sie etwa, was die anderen tun? Sie sind nicht nachsehen gegangen, nicht wahr?«

Und sie glaubte in Tränen ausbrechen zu müssen, warf die Zweige hin und ließ sich einige Schritte vom Abbé Mouret beiseite führen, der sehr streng mit ihr sprach. Er hatte den Versuch gemacht, die Teusin zum Schweigen zu bringen; es begann ihm ungemütlich zu werden inmitten der kecken Schar großer Mädchen, die sich in die Kirche drängten mit ihren grünen Wedeln. Bis vorne zum Altar hin standen sie, umgaben ihn als lebendiger Wald, der den kräftigen Hauch duftender Hölzer ihm zutrug wie ein Wehen von dem Gliedergefüge stark arbeitender Frauen.

»Beeilen wir uns, beeilen wir uns,« sagte er und klatschte leicht in die Hände.

»Tausend! Ich wär' auch lieber in meinem Bett,« murrte die Teusin, »Sie glauben wohl, daß es bequem ist, all dies Gestänge festzubinden!«

Indessen wurde sie damit fertig, zwischen den Leuchtern hohe Sträuße aus Grün festzuknüpfen. Dann klappte sie den Schemel zusammen, den Katharina hinter den Hochaltar trug. Jetzt galt es nur noch dichte Gebüsch zu beiden Seiten des Altartisches aufzurichten. Die letzten grünen Garben genügten für diesen kleinen Pflanzenstand; es blieben sogar Zweige übrig, mit denen die Mädchen den Boden bestreuten bis vor die

hölzerne Balustrade. Der Altar der Jungfrau war anzusehen wie ein froher Hain, eine grün umbuschte Waldnische mit grünendem Rasen davor.

Die Teusin war jetzt bereit, dem Abbé Mouret ihren Platz einzuräumen. Dieser stieg zum Altar empor und klatschte nochmals leicht in die Hände.

»Meine Damen,« sagte er, »wir fahren morgen fort mit den Exerzitien des Marienmonats. Die am Kommen verhindert sind, müssen wenigstens für sich den Rosenkranz beten.«

Er kniete nieder, die Bauernmädchen sanken mit viel Röckerauschen auf die Erde, setzten sich auf ihre Hacken und begleiteten sein Gebet mit unbestimmtem Geplapper, aus dem Gelächter brach. Ein Gequiek ließ sich vernehmen, das durch einen Hustenanfall verdeckt werden sollte; dies gab Anlaß zu derartiger Heiterkeit, daß alle sich nach dem Amen vor Lachen wanden, mit den Nasen fast auf den Fliesen, ohne die Kraft aufzustehen.

Die Teusin entließ die Schlimmen, während der Priester sich bekreuzte und vertieft vor dem Altar stand, als höre er nicht mehr, was sich hinter ihm zutrug.

»Vorwärts, macht jetzt, daß ihr fortkommt,« knurrte sie. »Eine nichtsnutzige Bande seid ihr, die nicht einmal vor dem lieben Gott Respekt hat. Eine Schande ist es, noch nicht dagewesen, Mädchen, die sich in der Kirche auf der Erde wälzen wie unvernünftige Tiere auf der Weide. Was treibst du da hinten, Fuchsige? Wenn ich sehe, daß du eine kneifst, bekommst du's mit mir zu tun! Ja, ja, streck' mir nur die Zunge heraus; ich sage alles dem Herrn Pfarrer. Fort, weg mit euch liederliches Gesindel!«

Sie drängte sie langsam zur Türe, umkreiste sie aufgeregt unter wütendem Gehink. Endlich war es ihr gelungen, die Mädchen alle hinauszutreiben; da erblickte sie Katharina, die sich friedlich mit Vinzenz im Beichtstuhl eingenistet hatte; sie aßen irgend etwas und sahen entzückt aus. Die Teusin warf sie hinaus. Als sie vor dem Verschließen der Türe den Kopf aus der Kirche steckte, sah sie, wie Rosalie sich dem großen Fortunat, der auf sie wartete, an den Hals hing; beide verloren sich in die Nacht, nach dem Kirchhof zu; die Entfernung dämpfte das Geräusch der Küsse.

»Und so etwas stellt sich vor den Altar der Jungfrau!« stammelte sie beim Vorschieben des Riegels. »Die anderen sind nicht mehr wert, ich weiß es nur zu gut. Lose Dirnen, alle, wie sie da heute abend waren mit ihren Reisigbündeln, unterhalten wollten sie sich hier und nachher von den Burschen küssen lassen beim Nachhausegehen! Keine wird morgen einen Schritt hierher tun. Der Herr Pfarrer wird seine Aves ganz allein aufsagen müssen ... Nur die Schlampen wird man zu sehen bekommen, die ein Stelldichein verabredet haben.«

Sie rückte die Stühle, schob sie an ihre Plätze, sah nach, ob nichts Verdächtiges herumliege. Im Beichtstuhl hob sie eine Handvoll Kartoffelschalen auf, die sie hinter den Hauptaltar schmiß. Auch ein Endchen Band fand sie, von irgendeiner Haube abgerissen, samt einer schwarzen Haarsträhne, woraus sie sich ein kleines Bündel machte, zwecks Eröffnung einer Untersuchung. Bis auf dies schien ihr die Kirche in Ordnung. Die ewige Lampe war mit Öl versehen für die Nacht, die Fliesen im Chor brauchten vor Samstag nicht aufgewaschen zu werden.

»Es ist fast zehn Uhr, Herr Pfarrer,« sagte sie und näherte sich dem immer noch

knienden Priester. »Sie täten gut daran, hinaufzugehen.«

Er antwortete nicht, beschränkte sich darauf, sanft das Haupt zu neigen.

»Wohl, ich weiß, was das heißt,« fuhr die Teusin fort. »In einer Stunde knien Sie noch immer da auf dem Stein und erkälten sich den Magen. Ich gehe, weil ich Sie langweile. Immerhin, einen Sinn hat das nicht: frühstücken, wenn die anderen zu Mittag essen, zu Bett gehen, wenn die Hühner aufstehen! ... Ich störe Sie, nicht wahr, Herr Pfarrer? Guten Abend. Glauben Sie mir's. Sie sind wirklich nicht vernünftig!«

Die Teusin entschloß sich zum Abzug, kam aber zurück, um die eine der beiden Lampen auszulöschen mit dem Gemurmeln, daß so spätes Beten dem Öl den Garaus machen müßte. Endlich verschwand sie; vorher wischte sie noch mit dem Ärmel über die Decke des Hauptaltars, die ihr staubgrau erschien. Der Abbé Mouret mit erhobenem Blick und über der Brust gekreuzten Armen blieb allein.

Kapitel 12

Von einer einzigen Lampe erleuchtet, die auf dem Altar der Jungfrau inmitten der grünenden Zweige brannte, füllte die Kirche sich zu beiden Seiten mit schwankenden Schatten. Die Kanzel zog einen Streifen Finsternis bis zu den Deckenbalken. Der Beichtstuhl stand dunkelmässig, unter dem Chor zeigte sich wie seltsamer Schattenriß zerborstenen Wachturmes. Das ganze Licht, gedämpft, grün widerscheinend vom Blattwerk, ruhte über der hohen goldenen Jungfrau, die mit königlicher Gebärde auf der von geflügelten Engelsköpfen durchspielten Wolke niederzuschweben schien. Sah man das Lampenrund so aus Zweigesmitten leuchten, konnte man es als blassen Mond ansprechen, der am Waldesrand aufsteigt und die Herrlichkeit einer Erscheinung überleuchtet, einer Himmelsfürstin, goldgekrönt, goldumwallt, die die Blöße ihres Götterkindes in geheimnistiefe Alleen geleitet. Durch Blättergrün, entlang am hohen Buschkranz, entlang der spitzbogigen Laube, sogar über die Streuzweige, ergossen sich sternhafte Strahlen, gedämpft, jenem milchigen Geriesel ähnlich, das in klaren Nächten die Gesträuche tränkt. Unbestimmte Laute, Knirschen, Krachen, tönte aus den beiden Dunkelwinkeln der Kirche. Die große Uhr zur Linken des Chores schien langsam Atem zu holen im starken Ticken schläfrigen Uhrwerks.

Und das Strahlengebilde der Mutter in der Schmale kastanienbrauner Scheitelhaare neigte sich tiefer wie verklärt durch den Nachtfrieden im Kirchenschiff, kaum daß sich die Gräser der Lichtung unter dem leisen Flug ihres Gewölkes neigten.

Der Abbé Mouret betrachtete sie. Zu dieser Stunde liebte er die Kirche. Er vermochte den Leidens-Christus zu vergessen, den gequälten, ocker- und lachsrot beschmierten Gepeinigten, der hinter ihm zu Tode kam in der Totenkapelle. Er wurde nicht mehr abgelenkt von der nüchternen Fensterhelle, der Morgenfrühe, die mit der Sonne hereinschien, dem Außenleben, den Sperlingen und Ästen, die in die Kirche drangen durch zersprungene Scheiben. In dieser nächtlichen Stunde war die Natur erstorben, das Dunkel behängte mit Kreppschleiern die geweißten Mauern, die Kühle warf ihm über die Schultern ein heilsames Büßergewand; er konnte gänzlich aufgehen in Liebesunumschränktheit, ohne daß der Mutwillen eines Tagesstrahls, die Liebkosung eines Windhauches oder eines Duftes, das Auffunkeln eines Käferflügels ihn seiner Liebesfreude entreißen konnte. Seine Morgenmesse hatte ihm nie so übermenschliche Beglückungen bescheren können wie die abendlichen Gebete.

Mit zuckenden Lippen sah der Abbé Mouret auf die große Jungfrau. Sie drang auf ihn ein aus der Tiefe ihres Nischengrüns in immer strahlenderer Pracht. Es war nicht mehr wie Mondesgleiten über den Wipfeln der Bäume. Sonnenbehängt erschien sie ihm, gebietend kam sie daher, ruhmestwürdig, riesenhaft und so allmächtig, daß er für Augenblicke versucht war, sich auf den Boden zu werfen, um dem Gleißeln dieses in den Himmel aufstehenden Tores zu entgehen.

Da kam ihm in der Hingabe seines ganzen Wesens, die ihm das Wort auf den Lippen

vergehen ließ, Erinnerung an den letzten Ausspruch des Bruders Archangias wie an eine Gotteslästerung. Oftmals warf der Bruder ihm seine besondere Andacht zur Jungfrau vor, die er hinstellte als offenbaren Raub an der Andacht zu Gott. Nach ihm verweichlichte sie die Seelen, verweibte die Religion, ließ eine Gefühlsduselei entstehen, die unwürdig sei der Starkgeistigen. Er konnte der Jungfrau nicht verzeihen, daß sie Frau war, schön und mütterlich; er war auf der Hut vor ihr, von dumpfer Furcht erfaßt, ihre Gnade könnte ihm Anfechtung bringen, er könnte ihrer süßen Verführung erliegen. »Ihre Anbetung wird Sie weit führen,« hatte er den jungen Priester eines Tages angeschrien; er erblickte in ihr einen Beginn irdischer Leidenschaft, einen abschüssigen Weg zur Schönheit kastanienbrauner Haare, klarer großer Augen, zu dem Geheimnisvollen gerade abfallender Gewänder. Es war die Auflehnung eines Heiligen, der heftig trennte die Mutter vom Sohn, wie dieser fragend: »Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?« Aber der Abbé Mouret sträubte sich, neigte sich anbetend nieder und versuchte die Grobheiten des Bruders zu vergessen. Er war ganz erfüllt von jener Entzückung in die unbefleckte Reinheit Marias, die ihn aus der Niedrigkeit hob, mit der er sich demütigte. Wenn in der Einsamkeit angesichts der großen Goldjungfrau sich seine Sinne verwirrten bis zu der Vorstellung, sie neige sich, um ihm ihren Scheitel zum Kuß zu bieten, wurde er wiederum ganz jung, ganz gut, ganz stark, ganz ergriffen von lebendiger Zärtlichkeit.

Die Andacht des Abbé Mouret zur Jungfrau stammte von Jugend her. Als ganz kleines Kind war er etwas scheu und versteckte sich in den Ecken; es gefiel ihm, sich zu denken, daß eine schöne Dame über ihm wache, daß zwei blaue, sehr sanfte Augen und ein Lächeln ihm überallhin folgten. Öfter fühlte er des Nachts einen leichten Hauch über sein Haar streifen; dann erzählte er, die Jungfrau sei gekommen und habe ihn geküßt. Er war erwachsen unter dieser fraulichen Liebkosung, in dieser Luft belebt vom Rauschen himmlischer Schleppen. Vom siebenten Jahre an befriedigte er seine Zärtlichkeitsbedürfnisse durch das Erstehen von Heiligenbildchen, für die er alle Groschen verausgabte, die ihm geschenkt wurden; eifersüchtig verbarg er sie, um sich ganz allein ihrer zu freuen. Niemals lockten ihn die Darstellungen des lammtragenden Jesus, des gekreuzigten Christus, Gottvaters, der sich langbebartet über einen Wolkenrand beugt; immer fand er zurück zu den sanften Marienbildern, zu ihrem schmal lächelnden Mund, den zart ausgestreckten Händen. Nach und nach wurde die Sammlung vollständig: Maria mit Lilien und Spinnrocken, Maria, die wie eine große Schwester das Jesuskind trägt, Maria rosengekrönt, Maria im Sternenkranz. Sie waren ihm eine Familie schöner junger Mädchen, sich ähnelnd in ihrer Anmut, mit dem gleichen sanftmütigen Antlitz, so jugendlich unter ihren Schleiern, daß er trotz der Benennung »Gottesmutter« keine Scheu vor ihnen empfand wie vor erwachsenen Personen. Sie erschienen ihm gleichalterig, waren ihm die kleinen Mädchen, mit denen er sich gerne zusammengefunden hätte, die kleinen Himmelsmädchen, die in der Ewigkeit spielen mit den kleinen siebenjährig verstorbenen Knaben in einer Paradiesecke. Und er war schon ernst; heranwachsend hütete er das Geheimnis seiner heiligen Liebe, von den holden Schamhaftigkeiten des Jünglingsalters befallen. Maria wuchs mit ihm heran, blieb immer ein oder zwei Jahre älter als er, wie es einer gebietenden Freundin zukommt. Sie war zwanzigjährig, als er achtzehn Jahre war. Sie küßte ihn nachts nicht mehr auf die Stirne; in einiger Entfernung stand sie, mit über der Brust gekreuzten Armen, in anbetungswürdiger Süße, gehüllt in die Keuschheit ihres Lächelns. Er sprach sie nur noch ganz leise an und fühlte sein Herz vergehen, wenn der geliebte Name ihm beim Gebet über die Lippen kam. Er erträumte

sich nicht mehr Kinderspiele im himmlischen Gartengrund, sondern ein unablässiges Versenken in dies so reine blasse Antlitz, dem er sich nicht hätte nähern wollen, auch nur mit dem Hauch seines Mundes. Selbst seiner Mutter verheimlichte er die Innigkeit seiner Neigung.

Einige Jahre später, als er sich im Seminar befand, trübte sich unruhvoll diese schöne, ehrliche und natürliche Zärtlichkeit zu Maria. Diente der Marienkult notwendig zum Heil? Hieß es Gott nicht berauben, wenn er Maria einen Teil seiner Liebe, den größten, zuwandte, sein Denken, sein Herz, sein Alles? Schwere Fragen, innerer Kampf, der ihn leidenschaftlich in Anspruch nahm, ihn noch mehr band. Er vertiefte sich in die Feinheiten seiner Zuneigung, verschaffte sich unerhörte Wonnen bei den Versuchen, die Berechtigung seiner Gefühle klarzulegen. Die Bücher der Andacht zur Jungfrau entschuldigten ihn, nahmen ihn in Schutz mit Beweisgründen, die er sich in Gebeten der Sammlung wiederholte.

Aus ihnen lernte er, Jesu leibeigen zu sein durch Maria. Er kam zu Jesus durch Maria und fand allerhand Beweisgründe, Unterschiede, zog Folgerungen: auf der Erde gehorchte Jesus Maria, so mußten alle Menschen ihr gehorsam sein; Maria behielt in den Himmeln ihre mütterliche Macht; sie war dort die gewaltige Verwalterin der göttlichen Güter, die einzige, die ihm fürbittend nahen durfte, die einzige, die Throne zu vergeben hatte; Maria, einfache Wesenheit vor Gott, aber zu ihm erhoben, wurde so die menschliche Bindung zwischen Himmel und Erde, die Mittlerin aller Gnaden, aller Barmherzigkeiten. Und die Schlußfolgerung blieb immer: sie mußte geliebt werden über alles, von allen, um Gottes willen. Dann kam es zu theologischen Spitzfindigkeiten steilerer Art: die Hochzeit des himmlischen Bräutigams, der Heilige Geist, der das erwählte Gefäß besiegelt und die jungfräuliche Mutter in unendliches Wunder verpflanzt und ihre untrübbare Reinheit der Anbetung der Menschheit aussetzt; sie war die über alle Irrlehre siegreiche Jungfrau, des Satans unversöhnliche Gegnerin, die neue Eva, von der geweissagt ist, daß sie den Kopf der Schlange zertreten müsse, die erhabene Gnadenpforte, durch die der Erlöser ein erstes Mal den Weg gefunden hat, durch die er ein anderes Mal eingehen würde am letzten Tag, dunkle Weissagung, Ankündigung einer erhöhteren Machtrolle Mariens, die Sergius erträumen ließ, irgendein übermenschliches Liebeserblühen. Dieser Einzug des Weiblichen in den eifersüchtigen, grausamen Himmel des Alten Testaments, die Weiße dieses Antlitzes zu Füßen der furchtbaren Dreifaltigkeit war für ihn die versichtbarte Gnade, das von den Glaubensschrecknissen Erlösende, die Zuflucht seiner Menschlichkeit in Geheimnismitten des Dogmas. Und als er sich bewiesen hatte, Punkt für Punkt, in aller Ausführlichkeit, daß sie der Weg zu Jesus sei, der sanfte, kürzeste, vollkommenste und sicherste Weg, lieferte er sich ihr neuerdings aus, rückhaltlos und ohne Gewissensqualen. Und er war bestrebt, in Wahrheit ihr andächtiger Knecht zu sein, sich selbst abzutöten und in Unterwerfung sich zu ergeben.

Stunden heiliger Lust. Die Andachtsbücher zur Jungfrau brannten in seinen Händen. Sie redeten eine Liebessprache zu ihm, aufwallend wie Weihrauch. Maria war nicht mehr das verschleierte Mädchen, das mit gekreuzten Armen in einiger Entfernung am Kopfende seines Lagers stand; sie tauchte auf im Glanz, wie Johannes sie erschaute, in Gewändern aus Sonne, mit zwölf Sternen bekrönt, unterm Fuß den Mondbogen. Sie erfüllte ihn mit ihrem Wohlgeruch, entflammte ihn mit Himmelsverlangen, entzückte ihn in der Glut der ihre Stirne umflammenden Gestirne. Er warf sich hin vor ihr, rief sich ihren Sklaven, und

größte Süßigkeit barg das Wort Sklave; er wiederholte es, empfand es immer köstlicher auf seinen stammelnden Lippen, je mehr er sich zu ihren Füßen zerknirschte, um ihre Sache zu werden, ein Nichts, Staub, berührt vom Schleier ihres blauen Gewandes. Mit David sagte er: »Maria ist mir erfunden.« Mit dem Evangelisten: »Ich habe sie mir erkoren als einzigstes Gut.« »Seine teure Herrin« nannte er sie; die Worte fehlten ihm; er stammelte wie ein Kind, wie ein Liebhaber, nichts blieb ihm als der erregte Atem seiner Liebesglut. Sie war die Selige, die Himmelskönigin, von den neunfachen Engelschören besungen, die Mutter der Liebesschöne, die Köstlichkeit des Herrn. Die lebendigen Bilder breiteten sich aus, verglichen sie einem Paradies jungfräulichen Geländes, mit blühenden Tugendbeeten, grünenden Hoffnungswiesen, uneinnehmbaren Türmen der Kraft, zauberischen Wohnungen des Vertrauens. Dann war sie ein Brunnen, verschlossen vom Heiligen Geist, ein Heiligtum, da die hochheilige Dreifaltigkeit sich niederließ, der Thron Gottes, die Stadt Gottes, der Altar Gottes, der Tempel Gottes. Und er wandelte in diesem Garten, im Schatten, in der Sonne, in grünender Bezauberung, er seufzte nach den Wässern dieses Brunnens; er hatte Wohnstatt in der inneren Schönheit Marias; dort konnte er sich stützen, verstecken, rückhaltlos verlieren und die niedersickernde Liebesmilch schlürfen, die Tropfen auf Tropfen diesem jungfräulichen Busen entströmte.

Jeden Morgen im Seminar, gleich beim Aufstehen, begrüßte er Maria mit hundert Verneigungen, das Antlitz zugewandt dem Streifen Himmel, der durch sein Fenster schien; abends nahm er von ihr Abschied mit der gleichen Zahl von Verneigungen, den Blick nach den Sternen gerichtet. Oftmals, angesichts der ruhevollen Nächtlichkeit, wenn Venus die lauen Lüfte durchblondete, geschah es ihm unversehens, daß seinen Lippen das *Ave maris stella* entströmte wie leiser Gesang, jene rührende Hymne, die in Fernen vor ihm bläuliche Gestade aufdämmern ließ, ein sanftes Meer, kaum gekräuselt von Zärtlichkeitsschauern, überstrahlt vom Lächeln eines sonnengroßen Sternes. Er sprach auch das *Salve Regina*, das *Regina coeli, o gloriosa Domina*, alle Gebete, alle Lobgesänge. Er las den Dienst der Jungfrau, die Erbauungsbücher zu ihren Ehren, den kleinen Psalter des heiligen Bonaventura, durchdrungen von so frommer Zärtlichkeit, daß Tränen ihn am Weiterlesen hinderten. Er fastete, kasteite sich, um wunde Leiblichkeit ihr darzubringen. Seit seinem zehnten Jahre trug er ihre Abzeichen, das geweihte Skapulier mit dem Bildnis Marias, auf Tuch genäht, dessen Wärme er mit heißem Erzittern auf Brust und Rücken spürte, an der nackten Haut. Später hatte er die Kette angelegt, um seine Liebesleibeigenschaft zu erweisen. Das wichtigste Ereignis aber blieb immer der englische Gruß, das Ave-Maria, das vollkommenste Gebet seines Herzens:

»Gegrüßet seist du, Maria!«

und er sah sie auf sich zukommen, voller Gnaden, unter den Weibern gebenedeit; er warf ihr sein Herz zu Füßen, daß sie in Sanftmut darauf trete. Diesen Gruß vervielfachte er, wiederholte ihn in immer anderer Weise, mühte sich, ihn immer wirksamer zu gestalten. Zwölf Aves sprach er zum Gedächtnis der zwölfgesterntten Krone um Marias Stirn; vierzehn weitere Aves sagte er zum Angedenken ihrer vierzehn Freudenerhebungen; sieben mal zehn sagte er zu Ehren der erdverbrachten Jahre. Stundenlang ließ er die Perlen des Rosenkranzes rollen. Und an manchen Tagen mystischer Vereinigung hob ein nicht endenwollendes Geflüster der Rosenkranzgebete an.

Wenn er allein in seiner Zelle sich die Liebeszeit nehmen konnte, kniete er auf dem Boden nieder, und der ganze Mariengarten wuchs um ihn her in der hohen Blüte seiner Keuschheit. Der Rosenkranz ließ das Avegebilde durch seine Finger gleiten, von Vaterunsern unterbrochen, wie ein Gewinde weißer Rosen, vermischt mit den Lilien der Verkündigung, den Blutblumen des Kalvarienberges, den Sternblüten der Krönung. Langsam wandelte er durch die duftreichen Wege und hielt an bei jeder Zehnreihe der fünfzehn Ave, ruhte sich aus in dem Mysterium, das ihr entsprach; er fühlte sich durchschüttelt von Freude, Schmerz, empfand sich in der Verklärung mit den sich entfaltenden Mysterien, die dreifach sich teilen, in freudige, schmerzhaft, verklärte. Unvergleichliche Legende, Lebensgeschichte Marias, menschlich vollständiges Leben mit seinem Lächeln, seinen Tränen, seiner Überwindung, und das er durchlebte von Anfang bis Ende in wenigen Augenblicken. Vorerst ging er ein in die Freude, die fünf lächelnden Mysterien, gebadet in Klarheit der Morgenröte; es waren die Begrüßung des Erzengels, ein leuchtender Strahl, der aus Himmeln glitt und mit sich trug anbetungswürdige Ohnmacht der fleckenlosen Einigung; der Besuch bei Elisabeth an einem klaren Hoffnungsmorgen, zur Stunde, da die Frucht ihres Leibes Marien erstmalig die Erschütterung brachte, die Mütter erleichen läßt; die Geburt im Stall zu Bethlehem, dicht umreicht von der Hirtenschar, die kam, um die göttliche Mutterschaft zu grüßen; das Neugeborene im Tempel, auf dem Arme der Entbundenen, die lächelt, müde noch, aber schon beglückt, ihr Kind der Gerechtsamkeit Gottes darzubringen, der Umarmung Simeons, der Sehnsucht der Welt; endlich der heranwachsende Jesus, der vor den Schriftgelehrten sich offenbart, unter denen die geängstigte Mutter ihn wiederfindet, voller Stolz und getröstet, dann, nach diesem Morgen, so lichtbeschieden, war es Sergius, als ob der Himmel sich plötzlich umwölke. Er ging nur noch über Dornen, verwundete sich die Finger an den Perlen des Rosenkranzes, bog sich unter dem Entsetzen der fünf Mysterien des Schmerzes: Maria, die mit ihrem Sohn leidet im Olivengarten, mit ihm die Peitschenhiebe der Geiselung erduldet, fühlt, wie die Dornenkrone ihre eigene Stirne zerreißt; die schreckensvolle Kreuzeslast trägt, zu seinen Füßen auf dem Kalvarienberge stirbt.

Diese Leidensnöte, diese schauerliche Marter einer angebeteten Königin, für die er sein Blut gegeben hätte, wie Jesus, brachten in ihm schreckhafte Empörung hervor, die zehn Jahre der gleichen Gebete, der gleichen Übungen nicht hatten ersticken können. Aber weiter rollten die Perlen, plötzlich lichtete sich die Finsternis der Kreuzigung, die leuchtende Verklärung der fünf letzten Mysterien tat sich auf mit der Freudigkeit eines befreiten Sternes. Maria, verklärt, sang das Halleluja der Auferstehung, den Sieg über den Tod, das ewige Leben; sie wohnte bei mit ausgebreiteten Armen, bewundernd zurückgebogen, dem Sieg ihres Sohnes, der zum Himmel aufstieg in purpurbehangenen Goldgewölken; sie versammelte um sich die Apostel, wie am Tag der Empfängnis berührt vom zündenden Liebesgeist, niedergefahren in flammender Glut; nun wurde sie entführt von einem Engelzug, enthoben auf weißen Fittichen gleich einer fleckenlosen Arche, sänftiglich niedergesetzt inmitten der Pracht göttlicher Throne; und hier als höchste Verklärung, in einer so blendenden Gloriole, daß neben ihr die Sonne erlosch, krönte Gott sie mit den Sternen des Firmamentes. Die Liebesleidenschaft kennt nur wenige Worte. Reihte Sergius die hundertfünfzig Ave aneinander, so wiederholte er sich nicht ein einziges Mal. Dies eintönige Geflüster, dies sich unablässig wiederholende Wort, dem »ich liebe dich« der Liebespaare vergleichbar, nahm jedesmal eine tiefere Bedeutung an;

er sprach sich endlos aus, mit Hilfe des einzigen lateinischen Satzes, ganz erkannte er Maria, bis er sich vergehen fühlte, wenn die letzte Perle des Rosenkranzes seiner Hand sich entwand, im Gedanken an die Trennung.

Viele Male hatte der junge Mann derart die Nächte hingebracht, zwanzigmal erneuerte er die zehnfachen Aves und schob den Augenblick hinaus, der ihn Abschied nehmen hieß von seiner teuren Herrin. Der Tag brach an, noch immer murmelte er vor sich hin. Der Mond ließ die Sterne erblassen, redete er sich vor, um sich selbst zu betrügen. Seine Vorgesetzten mußten ihn zur Rede stellen wegen dieser Nachtwachen, er ging aus ihnen hervor so ermattet, so weißen Gesichts, daß er Blut verloren zu haben schien. Lange Zeit bewahrte er an der Wand seiner Zelle eine buntfarbene Darstellung des heiligen Herzens Maria. Die Jungfrau schob ruhevoll lächelnd ihr Kleidergefalt über der Brust auseinander und wies eine rote Wunde auf ihrer Brust, in der ihr Herz brannte, schwertdurchbohrt, mit weißen Rosen gekrönt. Dieses Schwert brachte ihn zur Verzweiflung, es verursachte ihm das unerträglichste Entsetzen vor dem Leiden der Frau, nur der Gedanke daran riß ihn aus aller frommen Unterwerfung. Er löschte es aus und ließ nur stehen dies bekränzte und flammende Herz, halb entrissen dem erlesenen Körper, um ihm dargeboten zu werden. Da fühlte er sich geliebt. Maria schenkte ihm ihr Herz, ihr lebendiges Herz, wie es schlug in ihrer Brust, von rosigem Blut durchtropft. Hier war nicht mehr ein Sinnbild verehrenden Gefühls, sondern eine Greifbarkeit, ein Wunder von Zärtlichkeit, das ihm beim Beten vor dem Bildwerk die Hände breitete, um in Frömmigkeit das der nackten Brust entsteigende Herz entgegenzunehmen. Er konnte es sehen, er hörte es schlagen. Und geliebt war er, das Herz schlug für ihn. Wie ein Ergriffensein seines ganzen Wesens war es, ein Drang, das Herz zu küssen, in ihm zu vergehen, sich mit ihm in der Tiefe dieser geöffneten Brust zu betten. Tätig liebte sie ihn, daß sie ihn sogar in der Ewigkeit in ihre Nähe erwünschte, ihr immerdar zugehörig. Wirksam liebte sie ihn, ohne Unterlaß nahm sie sich seiner an, geleitete ihn überall, half ihm die kleinste Untreue vermeiden. Sie liebte ihn zärtlich, mehr als alle Frauen zusammen, mit einer blauen, tiefen, wie der Himmel endlosen Liebe. Wo hätte er jemals eine gleich begehrenswerte Geliebte zu finden vermocht? Welche Erdenliebkosung war vergleichlich diesem Marienhauch, in dem er dahinging? Welche elende Verschmelzung, welcher ekle Genuß konnte in die Wagschale gelegt werden mit dieser Blume ewigen Begehrens, die, immer höher strebend, nie sich entfaltet. Dann atmete er das Magnifikat aus, wie eine Weihrauchwolke. Er sang den Freudensang Mariä, ihr bebendes Entzücken beim Nahen des himmlischen Bräutigams. Er lobte den Herrn, der die Mächtigen von ihren Hochsitzen stieß, und der ihm Maria sandte, ihm, dem armen, bloßen Kinde, das in Liebe erstarb auf der eisigen Diele seiner Zelle.

Und als er alles Maria hingegeben hatte, seinen Leib, seine Seele, sein irdisches Gut, als er nackt vor ihr stand, am Ende aller Gebete, traten über seine verbrannten Lippen die Litaneien zur Jungfrau mit ihren sich wiederholenden, hartnäckigen, eifernden Anrufungen. Es war ihm, als erklöme er eine Stufenleiter des Verlangens; bei jedem Springen seines Herzens stieg er eine Stufe empor. Erstlich nannte er sie heilig. Dann rief er sie Mutter, reinste, sehr keusche, liebenswerte, bewunderungswürdige. Und mit neuerlichem Schwung begann er, rief sechsfach ihre Jungfräulichkeit über sie aus, bei jedem Sprechen des Wortes »jungfräulich« war ihm der Mund wie erfrischt, er fügte Vorstellungen hinzu von Macht, Güte, Treue. Je mehr sein Herz ihn nach oben entführte, auf überlichteten Stufen, ließ eine Stimme sich in ihm vernehmen, die in glühendem

Blühen sich entfaltete. In Dülte hätte er sich auflösen mögen, in Klarheit dahinziehen, verhauchen in tönendem Seufzer. Indem er sie Spiegel der Gerechtigkeit, Tempel der Weisheit, Quelle seiner Freuden nannte, erblickte er sich, bleich vor Ekstase in diesem Spiegel, kniete nieder auf den wohligen Fliesen dieses Tempels, trank in langen Zügen den Rausch dieser Quelle. Und noch anders wandelte er sie und ließ seinem zärtlichen Wahnsinn die Zügel schießen, um sich ihr immer enger verbinden zu können. Ein gotterlesenes Gefäß war sie ihm, ein auserlesener Schoß, in den er sein Wesen zu ergießen wünschte zu ewiger Ruhe. Sie war die mystische Rose, eine große Blume, im Paradies erstanden, aus den Engeln gebildet, die ihre Königin umgeben, so rein und duftvoll, daß er sie eratmete aus der Tiefe seines Unwertes mit schwellender Beglücktheit, die seine Rippen erklimren ließ. Sie verwandelte sich in ein goldenes Haus, Davids Turm, Turm aus Elfenbein, von unschätzbbarer Kostbarkeit, von einer Reinheit, die die Schwäne neiden, hochgerundet, stark, aus seinen Armen hätte er ihr einen Gürtel umlegen wollen aus Unterwerfung. Aufrecht hielt sie sich am Horizont, Himmelspforte war sie, die er hinter ihren Schultern wahrnahm, wenn ein Wehen ihren Schleier hob. Sie ging auf hinter dem Gebirge, zur Stunde der Nachtbleiche, als Morgenstern, Hilfe der verirrtten Wanderer, Liebesdämmerung. In diesen Höhen sodann, versagenden Atems, noch ungesättigt, wurden Worte zu klein für die Gefühlskraft seines Herzens, es blieb ihm nichts mehr als die Verherrlichung der Königin, wie neunmaliges Schwingen des Weihwasserkessels streute er sie neunmal aus. Sein Lobgesang erstarb in Fröhlichkeit bei den Ausrufen höchster Erhebung: Königin der Jungfrauen, aller Heiligen Königin, ohne Schmach empfangene Königin. Sie erglänzte in immer höherer Höhe, er, auf der letzten Stufe, der Stufe, die einzig erklimmen wird von Marias Vertrauten, zauderte dort einen Augenblick, seiner Sinne kaum mächtig in der Dünne dieser Luft, die ihn betäubte. Zu weit noch entfernt, um den Saum ihres blauen Kleides zu küssen, fühlte er sich schon zurücktaumeln mit dem immer neuen Begehren, wiederum diesen übermenschlichen Genüssen zuzustreben.

Wie oft nach den gemeinsam gesprochenen Rezitationen der Litanei war der junge Mann in diesem Zustand verblieben, mit zitternden Knien und brennendem Kopf, wie nach einem schweren Sturz. Nach seinem Austritt aus dem Seminar hatte der Abbé Mouret gelernt, die Jungfrau noch inniger zu lieben. Er weihte ihr jene leidenschaftliche Verehrung, in der Bruder Archangias den Atem der Irrlehre witterte. Nach seiner Anschauung mußte sie die Kirche retten, durch irgendein unermeßliches Wunder, dessen bevorstehende Erscheinung die Erde bezaubern werde. Das einzig Wunderbare war sie in unserer ungläubigen Zeit, die blaue Dame der kleinen Hirten, nächtliche Weiße zwischen Gewölk, deren Schleiersäume über Hüttendächer schleiften. Fragte Bruder Archangias ihn grob, ob er sie je gesehen habe, begnügte, er sich zu lächeln mit aufeinandergepreßten Lippen, wie um sein Geheimnis zu bewahren. In Wahrheit erblickte er sie allnächtlich. Nicht als schwesterliche Gespielin zeigte sie sich ihm mehr, nicht als hingebendes junges Mädchen; bräutliche Gewänder trug sie, weiße Blumen im Haar, aus ihren halbgeschlossenen Augen flossen hoffnungsfeuchte Blicke, die die Wangen überlichteten. Und er fühlte genau, sie kam zu ihm, sie versprach ihm, nicht länger zu verziehen, sie sagte zu ihm: »Hier bin ich, nimm mich auf.« Dreimal des Tages beim Läuten des Angelus, im Morgengrauen, in der Mittagreife, in der Zeit des sinkenden Abends, entblößte er sein Haupt, sprach ein Ave, ließ den Blick in die Runde wandern, um zu sehen, ob nicht endlich die Glocke Mariens Ankunft eingeläutet habe. Fünfundzwanzig

Jahre zählte er nun, er erwartete sie.

Im Maimonat war die Erwartung des jungen Priesters voll hoffenden Glücks. Selbst das Gezänk der Teusin belastete ihn nicht mehr. Wenn er so spät noch in der Kirche betete, war es in der irren Hoffnung, die große übergoldete Jungfrau stiege doch einmal nieder. Und trotzdem empfand er Scheu vor ihr, dieser prinzessinnenhaften Gestalt. Nicht gleichermaßen liebte er alle Bildnisse der Jungfrau. Diese ließ ihn erstarren in höchster Ehrfurcht. Sie war die Gottesmutter; sie hatte die Fruchtweite, das erhabene Antlitz, die kraftvollen Arme der Gottgemahlin, die Jesus trägt. So stellte er sie sich vor inmitten des himmlischen Hofhaltes, wie sie zwischen Sternen hinschweifen läßt den schleppend königlichen Mantel, für ihn zu hoch, zu machtvoll, in Staub zerfiele er, geruhte sie den Blick in den seinen abgleiten zu lassen. Sie war die Jungfrau seiner schwachen Tage, die strenge Jungfrau, die ihm inneren Frieden verlieh zum schreckhaften Betrachten des Paradieses.

An diesem Abend verbrachte der Abbé Mouret mehr als eine Stunde kniend in der leeren Kirche. Mit gefalteten Händen, den Blick auf die Goldjungfrau gerichtet, die sternhaft im Grünen stand, suchte er ekstatische Dämpfung, Beruhigung der merkwürdigen Beschwerde, die er tagsüber empfunden hatte. Aber er glitt nicht in den Gebethalbschlaf mit jener glücklichen Leichtigkeit, die er gewöhnt war. Die Mutterschaft Marias, so rein und verklärt sie sich auch darbot, die Gestaltfülle der reifen Frau, das nackte Kind auf ihrem Arm beunruhigten ihn, schienen ihm im Himmel weiterzutragen das überquellende Zeugungsdrängen, das er seit morgens auf Schritt und Tritt an seinem Wege fand. Gleich den Weinstöcken der steinigen Halden, gleich den Bäumen im Paradies, gleich der Herde Menschen im Artaud wies sie Entfaltung, zeugte Leben. Und träge wurde das Gebet auf seinen Lippen; er ließ sich ablenken und sah Dinge, die er noch nicht beachtet hatte, den Bogen des kastanienbraunen Haares, das zart geschwellte Kinn. Da mußte sie größere Strenge zeigen, mußte ihn vernichten mit dem Glanz ihrer Allmacht, um ihn zur unterbrochenen Gebetzeile zurückzuführen. Ihr goldener Mantel, ihre goldene Krone, all das Gold, das ihr das Ansehen gab einer furchtgebietenden Fürstin, vermochte schließlich ihn in knechtischer Unterwerfung niederzubiegen, das Gebet entfloß eintönig seinen Lippen. Der Geist verlor sich in ungeteilten Anbetungen. Bis elf Uhr schlief er wachend in Entzückenslähmung, fühlte seine Knie nicht mehr; ihm war, als schwebte er, als würde er gewiegt wie ein Kind, das man einschläfert; er ließ sich gleiten in die Ruhe, doch blieb er sich bewußt einer Last, die ihm das Herz bedrückte. Die Kirche um ihn füllte sich mit Dunkel, die Lampe schwelte, die hohen Gewächse überdüsterten das glänzend übermalte Antlitz der großen Jungfrau.

Als die Uhr gepreßt knirschte vor dem Stundenschlag, durchschauerte es den Abbé Mouret.

Er hatte nicht gefühlt, wie die Kirchenkühle ihn überfiel. Jetzt aber zitterte er vor Kälte. Als er sich bekreuzte, durchfuhr ein jähes Erinnern die Betäubung seines Erwachens. Sein Zähneklappern rief ihm die auf den Steinen seiner Zelle verbrachten Nächte ins Gedächtnis zurück, fieberdurchschüttelt angesichts des heiligen Herzens Mariä. Schwerfällig stand er auf, zerfallen mit sich. Gewöhnlich wandte er sich vom Altar, beruhigten Blutes, die Stirne von der Süßigkeit Mariä umweht. Als er die Lampe nahm, um in sein Zimmer hinaufzusteigen, war ihm in dieser Nacht zumut, als müßten die

Schläfen ihm springen; das Gebet war ohne Wirkung geblieben; nach kurzer Erleichterung fand er sich wieder in der Hitze, die seit morgens ihm vom Herzen zum Gehirn drängte. Als er an der Sakristeitüre angelangt war, wendete er sich beim Herausgehen und hob die Lampe hoch mit einer mechanischen Bewegung, ein letztes Mal versuchte er die große Jungfrau zu sehen. Sie war in Finsternissen versunken, die aus den Gewölben niederdrangen, umdichtet von Blättern, über die nur das Goldkreuz ihrer Krone sich erhob.

Kapitel 13

Das Zimmer des Abbé Mouret, ein Eckzimmer des Pfarrhauses, war ein weiter Raum, auf zwei Seiten von zwei sehr großen quadratischen Fenstern durchbrochen; eines von diesen Fenstern öffnete sich auf Desideratas Hof, das andere überblickte das Dorf Artaud, weiterhin Tal und Hügel und den ganzen Horizont. Das Bett mit den gelben Vorhängen, die Nußbaumkommode, die drei strohgeflochtenen Stühle standen verloren unter der hohen weißkalkigen Decke. Ein leisescharfer Geruch, jener etwas herbe Duft alten ländlichen Gebäus, hob sich vom steinbelegten, rotbemalten Boden, der spiegelnd glänzte. Auf der Kommode dämmerte grauweiß ein großes Bildnis der unbefleckten Empfängnis zwischen zwei irdenen Behältnissen, von der Teusin mit weißem Flieder gefüllt.

Der Abbé Mouret stellte die Lampe vor die Jungfrau, an den Rand der Kommode. Er fühlte sich so schlecht, daß er sich entschloß, das Feuer aus fertig vorbereitetem Rebholz zu entzünden. Er verweilte davor und besah sich die Feuerbrände, in der Hand die Feuerzange, das Gesicht hell überflammt. Unter seinen Füßen schlief das Haus. In der Stille, die ihm in den Ohren summt, begannen sich flüsternde Stimmen zu regen. Langsam, unaufhaltsam erfüllten ihn diese Stimmen, verdoppelten die Bedrängnis, die er schon am Tage würgend am Hals verspürt hatte. Woher kam die Bedrängnis? Wie entstand diese ungekannte Unruhe, die unversehens angewachsen, unerträglich geworden war? Gesündigt hatte er doch nicht. Es kam ihm vor, als hätte er gestern erst das Seminar verlassen, in voller Glaubensstärke, so gestärkt gegen die Welt, daß er unter den Menschen wandelte und doch nur Gott sah.

Er glaubte sich in seine Zelle zurückversetzt, frühmorgens um fünf Uhr, zur Aufstehenszeit.

Der Diakon vom Dienst ging vorbei und tat einen Stockschlag gegen die Türe mit dem vorschriftsmäßigen Ruf:

»*Benedicamus Domino!*«

»*Deo gratias!*« antwortete er, halbwach und mit schlafgeschwollenen Augen.

Er sprang auf den schmalen Teppich, wusch sich, machte sein Bett, fegte das Zimmer, erneuerte das Wasser seines Kruges. Die kleinen häuslichen Arbeiten waren ihm eine Freude in der Morgenkühle, die seine Haut überlief. Die Spatzen in den Platanen des Hofes erwachten zur selben Zeit wie er; er lauschte ihrem ohrenbetäubenden Geschrei und Geflatter. Sie beteten wohl nach ihrer Weise, dachte er.

Er ging hinunter in den Saal der Meditationen, wo er nach den Gebeten eine halbe Stunde kniend zubrachte und über den Gedanken des heiligen Ignatius nachdachte: »Wozu dient es dem Menschen, den Erdkreis zu erobern, wenn er seine Seele verliert.« Dies war ein Vorwurf, der die Früchte guter Entschlüsse trug. Auf alles irdische Besitztum ließ er ihn verzichten und den oft liebevoll betrachteten Wunsch hegen, sein Leben in der Wüste zu verbringen, als einzigen Reichtum über sich die blaue Himmelsweite. Nach zehn

Minuten fingen seine von den Fliesen wunden Knie an derart zu schmerzen, daß er sein ganzes Wesen nach und nach hinschwinden fühlte, eine Verzückung, in der er sich sah als großen Eroberer, Herrscher eines unermesslichen Reiches, der seine Krone verschleudert, seine Zepter zerbricht, unerhörte Kostbarkeiten mit Füßen tritt, Goldhaufen, Geriesel edler Steine, juwelenbenährte Stoffe, um sich zu vergraben in Wüstengründen, in härene Gewänder gekleidet, die das Rückgrat ihm aufrieben. Die Messe entriß ihm diesen Vorstellungen, denen er sich entwand wie einer schönen wirklichen Begebenheit, ihm in Vorzeiten zugestoßen. Er kommunizierte, sang den Tagespsalm voller Eifer, ohne eine andere Stimme zu vernehmen als seine eigene, kristallrein und so klar, daß er fühlte, wie sie aufflog vor Gottes Thron. Und wenn er hinaufging, zurück in seine Kammer, erstieg er eine Stufe nach der anderen, wie der heilige Bonaventura und der heilige Thomas d'Aquin es anraten; er ging langsam, leicht gesenkten Hauptes, mit gesammelter Miene und fand unbeschreibliche Wonne in der Befolgung der mindesten Vorschriften. Dann kam das Frühstück. Im Refektorium machten ihm die Schwarzbrote, die aufgereiht lagen neben den Gläsern mit weißem Wein, Vergnügen; denn es schmeckte ihm, und er war gut gelaunt. Über den Wein äußerte er zum Beispiel, er sei ein guter Christ; sehr gewagte Anspielung auf das Wasser, das man den Ökonomen beschuldigte in die Flaschen zu füllen. Das hinderte ihn nicht, seine würdige Miene wieder aufzusetzen, um die Klasse zu betreten. Er schrieb sich Anmerkungen auf den Knien, während der Professor mit am Kathederrand aufgestützten Händen im gebräuchlichen Latein vortrug; er unterbrach sich meistens mit einem französischen Wort, wenn kein anderes ihm einfiel. Es erhob sich eine Erörterung; die Schüler äußerten sich in einem sonderbaren Kauderwelsch, ohne zu lachen. Dann gab es um zehn Uhr während zwanzig Minuten eine Vorlesung aus der Heiligen Schrift. Er ging und holte das reicheingebundene Buch mit den goldenen Ecken, küßte es mit einer besonderen Verehrung, las unbedeckten Hauptes und neigte sich grüßend alle Male, wenn die Namen Jesus, Maria oder Josef vorkamen. Die zweite Meditation fand ihn dann wohl vorbereitet um der Liebe Gottes willen, ein neues Knien zu ertragen, länger als das erste. Er vermied es, sich auch nur einen Augenblick auf die Hacken zu setzen, er genoß diese dreiviertelstündige Gewissensforschung, strengte sich an, Sünden in sich aufzudecken, kam dazu, sich verdammt zu wähnen, weil er abends zuvor vergessen hatte, die zwei Bildlein seines Skapuliers zu küssen, oder weil er auf der linken Seite eingeschlafen war; scheußliche Vergehungen, die er gerne wieder gutgemacht hätte durch Knien bis zum Abend, beglückte Verfehlungen, die ihn in Anspruch nahmen, ohne die er kaum gewußt hätte, was anzufangen mit seinem ehrlichen Herzen ohne Falsch, eingeschläfert vom weißen Leben, das er führte.

Er betrat das Refektorium wie erlöst, als ob er sich ein schweres Verbrechen von der Brust gewälzt hätte. Die dienenden Seminaristen mit aufgestreiften Sutanenärmeln und blauen Zwillischürzen um den Leib trugen die Nudelsuppe auf, das in kleine Vierecke geschnittene Rindfleisch, die Portionen von Hammelfleisch und Erbsen. Im hungrigen Schweigen hörte man erschreckliche Kaugeräusche, ein eifriges Gabelgeklapper, nur aussetzend, wenn neidische Seitenblicke nach dem hufeisenförmigen Tisch geworfen wurden, an dem die Vorsteher zarteres Fleisch, röteren Wein zu sich nahmen; während die breiige Stimme irgendeines Bauernsohnes mit gesunden Lungen, über die Eßwut hin, ohne Satzzeichen zu beachten, etwas aus frommen Schriften blökte, aus Missionsbriefen, Hirtenbriefen, Aufsätzen religiöser Zeitschriften. Zwischen zwei Bissen merkte er auf. Diese Bruchstücke von Streitereien, Erzählungen weiter Reisen setzten ihn in

Verwunderung, erschreckten ihn sogar, weil sie ihm über die Mauer des Seminars hinaus Bewegung, unermessliche Horizonte zeigten, die er nie bedachte. Wenn ein Klingelzeichen die Erholungsstunde anzeigte, war man noch bei Tisch. Der Hof war sandbestreut, mit acht großen Platanen bestanden, die im Sommer kühlen Schatten spendeten; an der Mittagsseite erhob sich eine fünf Meter hohe Mauer, mit Flaschenböden bespickt, über die man von Plassans nur den obersten Turmgiebel der Markuskirche sehen konnte, eine gedrungene Steinspitze im Blau des Himmels. Von einer Hofseite zur anderen ging er langsam auf und ab, mit einer Schar Kameraden in einer Reihe, und jedesmal, wenn er wieder die Wendung der Mauer zu nahm, ruhte der Blick auf dem Kirchturm, der für ihn die ganze Stadt versinnbildlichte, die ganze Erde unter freien Wolkenzügen.

Unter den Platanen teilten sich lärmende Gruppen; zu zwei und zwei sonderten Freunde sich ab in den Winkeln, beobachtet von einem hinter Fenstervorhängen stehenden Vorsteher, hitzige Ball- und Kegelspieler störten friedliche Lottospieler, halbgelagert vor ihren Spielbrettern, die von zu wild geschleuderten Bällen oder Kugeln mit Sand beworfen wurden. Wenn die Glocke tönte, versiegte der Lärm, eine Sperlingschar entflatterte den Platanen, die Schüler begaben sich noch ganz außer Atem zur Unterweisung im Gregorianischen Kirchengesang mit gekreuzten Armen und gesenktem Kopf. Und der Tag endigte inmitten dieses Friedens; er ging zurück in die Klasse, vesperte um vier Uhr und nahm die endlose Wanderung wieder auf angesichts der Turmspitze von St. Markus, aß zu Abend, von dem gleichen Kaugeräusch umgeben, beim Tönen der gleichen behäbigen Stimme, die am Morgen Begonnenes zu Ende las; dann stieg er zum Abendseggen hinauf in die Kapelle und begab sich um acht ein Viertel Uhr zur Ruhe, nachdem er sein Bett mit Weihwasser besprengt hatte zum Schutz gegen schlimme Träume.

Wie viele schöne gleichmäßige Tage waren derart vergangen in jenem ehrwürdigen Kloster zu Plassans, ganz erfüllt vom jahrhundertealten Hauch andächtiger Frömmigkeit!

Fünf Jahre lang hatten die Tage sich so aneinandergereiht, dahinfließend mit dem gleichmäßigen Rauschen klarer Gewässer. In dieser Stunde fielen ihm immer mehr Einzelheiten ein, die ihn rührten.

Er erinnerte sich seiner ersten Ausstattung, die er mit seiner Mutter eingekauft hatte: die beiden Sutanen, die beiden Binden, die sechs Priesterkragen, acht Paar schwarze Strümpfe, sein Dreispitz und Chorhemd. Wie hatte sein Herz geklopft an jenem milden Oktoberabend, als das Tor des Seminars hinter ihm ins Schloß fiel! Zwanzigjährig kam er dorthin, nach der Schulzeit, ergriffen von Glaubens-, von Liebesehnsüchten. Gleich am nächsten Tag war ihm alles entschwunden, wie entschlafen auf dem Grund des alten stillen Hauses. Er sah die enge Zelle vor sich, in der er seine zwei Jahre philosophischer Studien zubrachte, ein mit Stuhl, Bett und Tisch bestandener Verschlag, von nachbarlichen Verschlägen durch undichte Wandungen getrennt, in einem riesigen Saal fünfzigmal gleichartig aufgeteilt. Er sah wieder im Geist die Zelle vor sich, die er in der Zeit seiner theologischen Studien während drei weiterer Jahre innegehabt hatte; geräumiger war sie, einen Sessel gab es, einen Waschtisch, ein Büchergestell; glückliche Kammer, erfüllt von seinen Glaubensträumen. Die endlosen Gänge, auf den weiten Steintreppen, an gewissen Windungen waren ihm plötzliche Erleuchtungen zuteil geworden, unerhoffter Beistand. Von der hohen Deckenwölbung klang die Stimme der Schutzengel nieder. Es gab keine Bodenplatte, keinen Mauerstein, nicht einen einzigen Platanenzweig, der ihm nicht von

den Beseligungen gesprochen hätte seines beschaulichen Lebens, seinem Liebesgestammel, seiner langsamen Einführung, den Liebkosungen, die ihm wurden als Gegengabe für die Auslieferung seines ganzen Wesens, das ganze Glück seiner ersten himmlischen Liebe. Eines Morgens hatte er beim Erwachen ein lebendiges Leuchten wahrgenommen, das ihn ganz einhüllte in Freudigkeit. Eines Abends beim Schließen der Zellentüre hatte er gespürt, wie wohlige Hände um den Hals ihm griffen, so innig, daß er, als er wieder zur Besinnung kam, sich am Boden fand, aufgelöst in Schluchzen.

In einem kleinen Gewölbe, das zur Kapelle führte, hatte er sich weichen Armen überlassen, die ihn trugen. Dazumal nahm die ganze himmlische Welt sich seiner an, hielt sich um ihn, verlieh seinen unwichtigsten Handlungen einen besonderen Sinn, einen erstaunlichen Duft, der für immer seinen Hüllen, seiner Haut wundersam anzuhaften schien. Und die Ausflüge am Donnerstag fielen ihm wieder ein. Um zwei Uhr brach man auf nach irgendeinem grünen Winkel im Meilenumkreis von Plassans. Am öftesten ging man ans Ufer der Biorne, zu einem Wiesengrund, wo knorrige Weiden ihre Blätter ins Wassergerinnsel hingen. Er sah nichts, weder die großen gelben Wiesenblumen, noch die im Flug trinkenden Schwalben, die den Wasserspiegel mit den Flügeln überglitten. Bis um sechs Uhr in Gruppen unter den Weiden gelagert, sprachen seine Kameraden und er im Chor das englische Amt der Jungfrau oder lasen zu zwei und zwei im kleinen Stundenbuch, dem freiwilligen Brevier junger Seminaristen.

Der Abbé Monret lächelte und fachte die Glut an. In diesen Vergangenheiten war nichts zu finden als große Reinheit, vollkommener Gehorsam. Er war eine Lilie, deren Duft seine Lehrer entzückte. Keiner schlechten Handlung konnte er sich entsinnen. Niemals hatte er die gänzliche Freiheit der Spaziergänge dazu benutzt, um hinter Hecken zu rauchen oder eilends irgendwo mit einem Freunde Bier zu trinken. Niemals versteckte er Romane unter seiner Matratze oder verbarg tief unten im Nachttisch Anisettflaschen. Lange Zeit hatte er nichts geahnt von all der Sündhaftigkeit, die ihn umgab, von den Hühnchen und Kuchen, die in der Fastenzeit eingeschmuggelt wurden, den verbotenen Büchern, die von den Bedienern besorgt wurden, abscheulichen Flüsterunterhaltungen in gewissen Hofwinkeln. Heiße Tränen hatte er geweint an dem Tage, da er entdeckte, wie wenige seiner Kameraden Gott liebten um Gottes willen. Bauernsöhne gab es, die geistlich wurden, aus Angst vor der Militäraushebung, Faulpelze, die sich ein nichtstuerisches Dasein erträumten. Ehrgeizige, die schon jetzt der Gedanke an Krummstab und Mitra nicht ruhen ließ; aber als er diesen Schmutz am Altar auffand, hatte er sich ganz auf sich selbst zurückgezogen, sich immer mehr noch Gott hingegeben, um die Vernachlässigungen anderer wieder gutzumachen.

Eines Tages zwar, fiel dem Abbé ein, hatte er beim Schulunterricht mit übergeschlagenen Beinen gesessen. Als der Lehrer ihn darob tadelte, war er sehr rot geworden, als wäre er wirklich bei einer Unanständigkeit ertappt worden. Er war einer der besten Schüler, gab keine Widerreden, lernte alles auswendig. Er bewies das Sein und die Ewigkeit Gottes mit Gründen, die er aus der Heiligen Schrift gewann, aus der Lehre der Kirchenväter, aus dem allumfassenden Übereinstimmen des Weltkreises. Die Schlüsse dieser Art erfüllten ihn mit einer unerschütterlichen Sicherheit. Während der ersten Jahre seiner philosophischen Studien folgte er mit solchem Eifer der Unterweisung in Logik, daß sein Lehrer ihm Einhalt geboten hatte und ihm einschärfte, daß die Gelehrtesten nicht die Gottgefälligsten sind. Von seinem zweiten Lehrjahre an unterzog er sich dann dem

Studium der Metaphysik, wie einer vorgeschriebenen Übung, die nur eine untergeordnete Rolle innehatte im Pflichtenlauf des Tages. Er begann die Wissenschaft zu verachten; unwissend wollte er bleiben, um sich die Glaubenseinfalt zu bewahren. Später, in der Zeit theologischer Unterweisung, nahm er nur aus Gehorsam teil an den Unterweisungen über die Kirchengeschichte von Rorbacher; er drang vor bis zu den Argumenten Goussets, bis zu der theologischen Lehre Bouviers, wagte sich aber nicht an Bellarmin, Liguori, Suarez, an den heiligen Thomas d'Aquin. Einzig die Heilige Schrift begeisterte ihn. Dort fand er das erwünschte Wissen, die Geschichte unermesslicher Liebe, die allen gutwilligen Menschen der einzige genügende Unterricht sein mußte. Er nahm die Bestätigungen seiner Lehrer an; durch sie ließ er sich der Sorge der Nachprüfung überheben, benötigte nichts von all dem Wortplunder, um zu lieben, und beschuldigte die Bücher, dem Gebet die Zeit zu kürzen. Es war ihm sogar gelungen, seine Schuljahre zu vergessen. Er wußte nichts mehr, nichts blieb ihm als Unschuld, als Katechismus lallende Kindlichkeit.

Schritt für Schritt ging es zum Priestertum. Hier drängten sich Erinnerungen, lebendig noch durchpulst von himmlischer Fröhlichkeit. Mit jedem Jahr kam er näher zu Gott. Die Ferien verbrachte er in Zucht bei einem Onkel, beichtete alltäglich, kommunizierte zweimal in der Woche. Er legte sich Fasten auf, auf dem Boden seines Koffers verbarg er eine Dose mit grobem Salz; darauf lag er mit den bloßen Knien stundenlang. Die Erholungspausen verblieb er in der Kapelle oder begab sich hinauf in das Zimmer eines der Vorsteher, der ihm fromme anekdotische Außerordentlichkeiten erzählte. Als dann das Fest der Heiligen Dreifaltigkeit herannahte, wurde er über alle Maßen belohnt, überströmt von Rührungen, wie sie die Seminare an Vorabendenden der Einkleidungen erfüllen. Es war das große Fest, der Himmel tat sich auf, und die Auserwählten erklimmen eine höhere Stufe. Vierzehn Tage vorher lebte er von Wasser und Brot. Er schloß die Vorhänge vor seinen Fenstern, um den Tag nicht einmal mehr zu sehen, warf sich nieder in der Finsternis und flehte zu Jesus um die Annahme seines Opfers. Während der vier letzten Tage ergriffen ihn Ängste, Bedenken schrecklicher Art, die ihn mitten in der Nacht aus dem Bett trieben und ihn die Türe bestürmen ließen irgendeines Karmeliters, der die Retraite leitete, öfter ein bekehrter Protestant, über den Wunderbares geraunt wurde. Umständlich legte er ihm die Generalbeichte seines Lebens ab, Schluchzen unterbrach seine Rede. Erst die Absolution beruhigte ihn, erfrischte ihn wie ein Gnadenbad. Am Morgen des großen Tages war er ganz weiß; er empfand diese Weiße so lebhaft, daß es ihm schien, als ginge ein Schimmer von ihm aus. Klarstimmig läutete die Seminarglocke, und der Juniduft der blühenden Wicken, Reseden und Heliotropen klomm über die steile Hofmauer. Die Verwandten warteten in der Kapelle, festlich gekleidet und so gerührt, daß die Frauen unter ihren Schleiern schluchzten. Dann kam der Zug Diakone, der die Priesterschaft empfangen sollte, im goldenen Meßgewand; die Unterdiakone in der Dalmatika, Tonsurierte mit schulterüberwallendem Chorhemd, das schwarze Barett in der Hand. Die Orgel dröhnte, erhob sich zu Flötengetön eines Jubelsanges. Am Altar waltete der Bischof seines Amtes, den Krummstab in der Hand, unterstützt von zwei Domherren. Das Domkapitel war zugegen, die Priester aller Pfarreien drängten sich in ungeheuerem Reichtum von Gewändern, Gefunkel von Gold, das aufglitzerte im bunten Sonnenstreif, der durch ein Fenster des Seitenschiffes fiel. Nach dem Verlesen der Epistel begann die Weihe.

Noch in dieser Stunde entsann sich der Abbé Mouret der Scherenkälte, als er mit der

Tonsur gezeichnet wurde im Beginn des ersten Jahres seiner theologischen Studien. Ein leichter Schauer hatte ihn überrieselt. Aber damals war die Tonsur ganz klein, kaum von der Größe eines Zweigroschenstückes. Bei jeder späteren Weihe hatte sie sich erweitert, immer mehr, bis sie als weißer Flecken von Hostiengröße auf seinem Scheitel lag. Und sanfter tönte die Orgel, die Räucherfässer schaukelten silberklirrend an ihren Ketten; weißes Rauchgewölk entquoll ihnen, das sich wie Spitzenmuster entfaltete.

Er sah sich im Chorhemd als junger Tonsurierter vom Zeremonienmeister zum Altar geleitet; er kniete nieder, neigte tief das Haupt, während der Bischof mit goldener Schere ihm drei Haarflochten abschnitt, eine über der Stirne, die beiden anderen über den Ohren.

Ein Jahr später erblickte er sich wieder in der weihrauchgefüllten Kirche bei Empfang der vier weiteren Weihen: von einem Erzdiakon geführt, schloß er krachend die große Pforte und öffnete sie dann zum Zeichen, daß er zum Wächter der Kirche eingesetzt sei; ein silbernes Glöcklein läutete er mit der rechten Hand, um zu verkünden, es sei ihm zur Pflicht gemacht, die Gläubigen herbeizurufen zum Gottesdienst; er schritt zurück zum Altar, wo der Bischof ihm neue Gerechtsame übertrug, die Lehren vorzutragen, das Brot zu segnen, die Kinder zu unterweisen, den Teufel auszutreiben, die Diakonen zu bedienen, die Kerzen anzuzünden und auszulöschen. Weiter kam ihm die Erinnerung an die folgende Weihe, feierlicher, erschreckender, vom gleichen Orgellied umweht, dessen Dröhnen Gewitter Gottes selbst zu sein schien; an diesem Tage lag auf seiner Schulter die Dalmatika der Unterdiakonen; er versprach sich unwiderruflich durch das Keuschheitsgelübde, Zittern befahl ihm seiner Gläubigkeit zum Trotz beim schreckerregenden »*Accedite*« des Bischofs, das zwei seiner Kameraden erblassend von seiner Seite in die Flucht trieb. Seine neuen Pflichten waren, den Priester am Altar zu bedienen, die heiligen Gefäße vorzubereiten, die Epistel zu singen, den Kelch abzutrocknen, das Kreuz zu tragen bei Prozessionen. Endlich zog er ein letztes Mal in die Kapelle ein beim Scheinen der Junisonne; diesmal aber ging er an der Spitze des Zuges, das Chorhemd war ihm um die Mitte gegürtet, die Stola auf der Brust gekreuzt, über seinen Schultern hing das Meßgewand. Tiefbewegt blickte er auf in das blasse Gesicht des Bischofs, der ihm die Priesterweihe gab, die Fülle priesterlichen Amtes, durch dreimaliges Handauflegen. Nach Leisten des Schwures kirchlichen Gehorsams war ihm, als würde er von den Steinen emporgehoben, während die volle Stimme des Prälaten die lateinische Formel sprach:

»*Accipe Spiritum sanctum: quorum remiseras peccata, remittuntur eis, et quorum retineris, retenta sunt.*“

Kapitel 14

Alles Heraufbeschwören der großen Glückseligkeit seiner Jugend hatte den Abbé Mouret in leichtes Fieber versetzt. Es war ihm nicht mehr kühl. Er ließ die Feuerzange fallen, ging auf das Bett zu, wie wenn er sich niederlegen wollte, dann ging er zurück ans Fenster, lehnte die Stirn gegen die Scheiben und sah blicklos hinaus in die Nacht. War er denn krank, daß ihm solche Schwere in den Gliedern lag, das Blut ihm siedend durch die Adern schoß. In seiner Seminarzeit war es zweimal vorgekommen, daß ähnliches Übelbefinden ihn ergriff, eine Art körperlicher Gejagtheit, die ihn sehr unglücklich machte; einmal hatte er sich sogar zu Bett legen müssen in heftigen Delirien. Eine junge Besessene fiel ihm ein; Bruder Archangias gab an, er habe sie mit einem einfachen Kreuzzeichen geheilt, als sie eines Tages in Starre vor ihm verfiel. Das brachte ihm die geistigen Beschwörungsmittel ins Gedächtnis, die einer seiner Lehrer ihm früher anempfohlen hatte. Gebet, Generalbeichte, häufiges Kommunizieren, die Wahl eines weisen, geistigen Führers, der eine große Macht hätte über den Geist seines Beichtkinds. Dann, ohne Übergang mit einer Unvermitteltheit, die ihn erschreckte, trat aus den Tiefen seiner Erinnerung das pausbäckige Antlitz eines seiner früheren Freunde, eines Bauernjungen, der mit acht Jahren schon Chorknabe wurde und dessen Unterhalt im Seminar eine Gönnerin bezahlte. Er war immer vergnügt, genoß im voraus in aller Einfachheit die kleinen Vorteile des Berufes: die zwölfhundert Franken Gehalt, den gartenumhegten Pfarrhof, die Geschenke, Einladungen, kleinen Nebeneinnahmen bei Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen. Ach, er war wohl glücklich in seiner Pfarre. Das trübe Bedauern, das ihn bei dieser Erinnerung beschlich, setzte den Priester in äußerstes Erstaunen. War er denn nicht auch glücklich? Bis zu diesem Tag hatte er nichts vermißt, nichts ersehnt, nichts beneidet. Und selbst in dieser Stunde befragte er sich und fand in sich keinerlei Anlaß zu Bitterkeit. Er glaubte genau so zu sein wie in der Frühzeit seines Diakonats, als die Pflichten des Tages, zur bestimmten Zeit Brevier zu lesen und anhaltende Gebete seine Tage füllten. Seit jener Zeit verstrichen Wochen, Monate, Jahre, ohne daß er Muße zu schlechten Gedanken gefunden hätte. Zweifel quälten ihn nicht; er schloß sich ab vor Geheimnissen, die er nicht verstehen konnte, brachte mit Leichtigkeit seinen Verstand, den er verachtete, zum Opfer. Beim Austritt aus dem Seminar hatte es ihn mit Freude erfüllt, sich als Fremder unter den Menschen zu fühlen, einen anderen Gang zu haben als sie, anders den Kopf zu tragen, Gesten, Worte, Gefühle eines Ausnahmewesens zu besitzen. Er fühlte sich verweiblicht, Engeln verwandt, erlöst von seinem Geschlecht, den männlichen Dünsten. Fast stolz machte es ihn, der Art nicht mehr anzugehören, Gott auferzogen zu sein, durch strengste Erziehung von aller menschlichen Untat sorgfältig frei gehalten worden zu sein. Noch jetzt war ihm, als sei er jahrelang in geheiligten Spezereien aufbewahrt worden, die seine Körperlichkeit mit beginnender Verklärung getränkt hätten. Gewisse Organe waren ihm geschwunden, nach und nach aufgelöst: sein Gehirn, seine Glieder entledigten sich des Stofflichen, erfüllten sich mit Seele, mit einer feinen Luft, die ihn in eine schwindelnde Berauschtigkeit versetzte, als ob die Erde plötzlich unter ihm wiche. Furchtsamkeit, Einfachheit, Unwissenheit eines Nönnchens waren ihm eigen. Manchmal äußerte er lächelnd, seine

Kindheit erlebe er weiter, er bilde sich ein, ganz klein geblieben zu sein, die gleichen Gefühle, die gleichen Einfälle, die gleichen Ansichten sich bewahrt zu haben; sechsjährig kannte er Gott ebenso wie im Alter von fünfundzwanzig Jahren, in seinen Gebeten fand er die gleichen Stimmbiegungen; es machte ihm die gleiche Freude, in aller Richtigkeit die Hände zu falten. Die Welt schien ihm die gleiche Welt, die er sah, wenn er an der Hand seiner Mutter spazierte. Er war als Priester erzogen, als Priester aufgewachsen. Wenn er in Gegenwart der Teuse Beweise gab von grober Lebensunkenntnis, sah sie ihm verblüfft in die Augen und sagte mit einem eigenen Lächeln, »daß er in Wahrheit der Bruder sei von Fräulein Desiderata«. Nur einer beschämenden Erschütterung konnte er sich in seinem Leben erinnern. In den sechs letzten Seminarwochen war es gewesen, zwischen Diakonat und Priesterschaft. Man hatte ihm das Werk des Abbé Cruisson, Prior des großen Seminars in Valenciennes, zu lesen gegeben: »*De rebus veneris ad usum confessoriorum*«. Schluchzend, entsetzt ging er aus der Lektüre hervor. Diese gelehrte Einteilung des Lasters, die Darlegung menschlicher Greuel, die hinabstiegen bis zu den Fällen widernatürlicher Leidenschaften, vergewaltigte gröblich seine körperliche und geistige Unberührtheit. Er blieb betrübt wie eine Braut, die von einer Stunde zur anderen in die Liebesgewaltsamkeiten eingeführt wird. Und selbstverständlich mußte er jedesmal zurückgreifen auf diese beschämenden Schandfragen, wenn er Beichte hörte. Wenn die Unklarheiten des Dogmas, die priesterlichen Pflichten, das Absterben jeglicher freien Willensäußerung ihn nicht aus dem Gleichgewicht brachten, ihn in seiner beglückten Gotteskindschaft ließen, so war doch ihm selbst zum Trotz die Sinneserschütterung verblieben von jenem Schmutz, den er durchwühlen mußte; er blieb sich bewußt einer unauslöschlichen Befleckung, irgendwo, in der Tiefe seines Wesens, die eines Tages anwachsen könnte und ihn im Morast ersticken.

Hinter Garrigues hob sich der Mond. Der Abbé Mouret im wachsenden Fieber öffnete das Fenster, stützte sich mit den Ellbogen auf, um sein Gesicht zu baden in nächtlicher Kühle. Er entsann sich nicht mehr genau, wann dies Übelbefinden ihn überkommen hatte. Wohl aber entsann er sich, daß er am Morgen bei der Messe sich wohl und ausgeruht fühlte. Es war wohl später gekommen, vielleicht bei dem langen Weg in der Sonne oder unterm Baumrauschen des Paradeis, der Stickluft von Desideratas Wirtschaftshof. Er ließ den Tag an sich vorüberziehen. Vor ihm erstreckte sich die weite Ebene, trauervoller noch unter den blassen Mondesstrahlen. Die Oliven, Mandelbäume, mageren Baumstämme bildeten graue Inseln inmitten der Wüstenei grauer Felsblöcke bis zum dunklen Streif der horizontbegrenzenden Hügelkette. Weite Schattenflächen waren zu sehen, gebuckelte Steinaderungen, blutigrote Erdlachen, die rote Sternblicke zu spiegeln schienen, kreidige Weiße, wie ausgezogene weibliche Kleidungsstücke, die in Finsternis gebadete Körper entblößten, eingebettet in Geländesenkungen. Bei Nacht bekam dies glühende Land das Aussehen einer eigenartig leidenschaftlichen Hingegossenheit. In Zerrissenheit, Verrenkung und Wirnis schlief es mit gespreizten Gliedern, und lautief entströmten ihm schwere Düfte einer heißen Schläferin. Wie eine kraftvolle Cybele, rücklings niedergestreckt mit vorgereckter Brust, den Leib unterm Mond, trunken von Sonnengluten und immer noch von Befruchtung träumend. In der Ferne, entlang an diesem großen Körper, verfolgte der Blick des Abbé Mouret den Weg nach den Olivettes, dessen blaßschmales Band sich dahinwand wie die flatternden Schnürsenkel eines Mieders. Er sah wieder, wie Bruder Archangias den Mädchen nachlief, ihnen die Röcke hob und sie blutig schlug, sah ihn dann den Mädchen ins Gesicht spucken, selbst den Gestank eines

Bockes, der sich befriedigt, verbreitend. Er sah die Rosalie versteckt lächeln mit tierhaft unzüchtigem Ausdruck, während Vater Bambousse ihr Erdschollen nachwarf. Auch da noch war es ihm gut gegangen, kaum daß der sonnige Tag ihm den Nacken hitzte. Er spürte nichts als eine unbestimmte Bewegung hinter seinem Rücken, jenes Lebensraunen, das er undeutlich vernommen hatte vom Morgen an, bei der Messe, als die Sonne durch die geborstenen Fenster drang. Nie wie jetzt zu dieser nächtlichen Stunde hatte ihn die Landschaft bedrängt, mit ihrer Riesenbrust, den weichen Schultern, dem bernsteinfarbenen Hautglanz, der ganzen göttinnenhaften Nacktheit, kaum verhüllt von sanft silbrigen Mondmusselinen.

Der junge Priester senkte den Blick und betrachtete das Dorf Artaud. Es lag im Schlaf schwerer Ermüdung, der gänzlichen Ausgelöschtheit bäuerlichen Schlafes. Nirgends ein Licht. Die Baulichkeiten standen als schwarze Massen, durchschnitten von den sich kreuzenden weißen Stegen, durch die das Mondlicht floß. Sogar die Hunde schnarchten wohl auf den Schwellen der geschlossenen Türen. Hatte das Artaud vielleicht die Pfarre verpestet mit schauderhafter Seuchenplage? Hinter sich hörte er stetig anwachsend jenes Rauschen, dessen Näherkommen ihn so mit Angst erfüllte. Jetzt war es ihm wie das Getrappel einer Herde, ein Staubwirbel, der ihm die Ausdünstungen einer Tierschar zutrug. Seine morgendlichen Überlegungen kamen ihm wieder, über diese Handvoll Leute, die wie im Anbeginn der Zeiten lebten, zwischen dem Felsgetümm wuchernd, gleich einer Handvoll Disteln, von Winden gesät; es war ihm, als sei er Zeuge des langsamen Erwachens einer Rasse. Als Kind erstaunte und entsetzte ihn nichts mehr als die Myriaden Insekten, die er den Spalten entkriechen sah, beim Aufheben feuchten Gesteins. Das Artaud, schlafend sogar, in Schattentiefen ermattet, beunruhigte ihn mit erdrückendem Atem, den er aus der Luft um sich einsog.

Er hätte sich unter seinem Fenster nichts als Felsen gewünscht. Das Dorf war nicht erstorben genug, die Hüttendächer blähten sich wie Brüste, aus den rissigen Türen drang Seufzen, leises Knirschen, ein lebenerfülltes Schweigen, das von wimmelnder Anwesenheit in diesen Verstecken kündete, nachtschwarz gewiegt. Zweifelsohne war es dieser Schwaden, der ihm Übelkeit verursachte. Er hatte ihn zwar oft gleich stark eingeatmet, ohne anderes zu bedürfen als Gebeterfrischung.

Mit feuchten Schläfen ging er zum anderen Fenster und öffnete es, im Drang nach bewegter Luft. Links unten zog sich der Kirchhof hin mit der hohen Zeile der Einsiedlerzypresse; kein Lufthauch erhob sich, vom kahlen Acker stieg der Geruch frischgemähter Wiese. Die große, graue Kirchhofsmauer, eidechsenüberlaufen und levkoienüberwachsen, wurde vom Mondlicht angekältet; während eines der großen Fenster aufglänzte, und die Scheiben schienen wie Stahlplatten. In der schlafenden Kirche lebte zu dieser Stunde wohl nur das außermenschliche Sein des Hostiengottes, verschlossen im Tabernakel. Er gedachte des goldenen Scheins der ewigen Lampe, den die Schatten bedrängten, und war versucht herunterzusteigen, um seinen schmerzenden Kopf inmitten dieser reinen makellosen Finsternis zu kühlen. Aber eine seltsame Furcht hielt ihn zurück: er vermeinte plötzlich, nach den monderleuchteten Scheiben schauend, zu sehen, wie die Kirche von innen heraus zu leuchten begann in der Gluthitze höllischen Festglanzes. Der ganze Mai, Pflanzen, Tiere zeigte sich dort, die Mädchen aus Artaud, Bäume wild mit nackten Armen umschlingend. Dann sah er, sich vorbeugend, in Desideratas Hof, der in Schwärze dampfte. Er vermochte nicht deutlich die

Kaninchenställe zu unterscheiden, die Hühnerställe, das Entenhaus. All dies war aufgeschichtet in dem Gestank und ruhte in der gleichen verdorbenen Luft. Unter der Stalltüre drang der scharfe Geruch der Ziege hervor. Das kleine Schwein, auf den Rücken gewälzt, schnarchte fett neben geleertem Trog. Aus seiner Kupferkehle stieß der große, fahlrote Hahn Alexander einen Schrei aus, der in der Ferne, einen nach dem anderen, die leidenschaftlichen Anrufe sämtlicher Dorfhähne weckte.

Urplötzlich fiel es dem Abbé Mouret ein: das Fieber, dessen Verfolgung er spürte, hatte ihn überfallen in Desideratas Hof, angesichts der brutwarmen Hennen und der Kaninchenmütter mit ausgerissenem Bauchflaum. Das Gefühl eines Atems in seinem Nacken war so deutlich, daß er sich wenden mußte, um endlich zu sehen, wer ihm derart im Nacken fauchte. Und Albine kam ihm in den Sinn, wie sie dem Paradeis entsprang, wie die Türe zuschlug vor dem auftauchenden Zaubergarten; er entsann sich ihres Laufes an der endlosen Mauer entlang, dem Wagen nach, Birkenblätter in den Wind streuend, wie ebenso viele Küsse; weiter fiel ihm ein, wie sie in der Dämmerung über die Flüche Bruder Archangias' gelacht hatte, am Boden hinstreifend mit den Röcken, einer kleinen Staubwolke vergleichbar, vom Abendwind aufgetrieben. Sechzehn Jahre war sie alt; eigenartig war sie mit ihrem etwas langen Gesicht; sie duftete nach frischer Luft, Grün und Erde. Und so genau war sie ihm im Gedächtnis, daß er sich einer Schramme erinnerte an einem ihrer geschmeidigen Handgelenke, rosig auf der weißen Haut. Warum lachte sie denn derart, als sie ihn blauäugig betrachtete? Er war gefangen in ihrem Lachen wie in einer klingenden Flut, die gegen ihn brandete; er atmete sie ein, fühlte sie in sich erzittern. Ja, all sein Elend kam von dem Lachen, das er getrunken hatte.

In der Mitte des Zimmers stehend, bei offenen Fenstern, schlugen ihm die Zähne aufeinander, von einer Furcht ergriffen, die ihn den Kopf in den Händen bergen ließ. Der ganze Tageslauf gipfelte in dieser Beschwörung eines blonden Mädchens mit länglichem Gesicht und blauen Augen. Und die ganzen Tagerlebnisse drangen zu den Fenstern hinein. Da waren in der Ferne die heißroten Erden, die leidenschaftlichen Felsstürze, steinentsproßten Oliven, Rebenstöcke, die ihre Äste an den Wegwänden wanden, in größerer Nähe dann menschliche Dünste, die die Luft vom Artaud herauftrug, die faden Gerüche des Kirchhofes, die Weihrauchdüfte der Kirche, durch die Ausdünstungen der Mädchen mit ungewaschenen Haaren verändert; noch anders hob sich vom Misthaufen der Brodem vom Wirtschaftshof, die betäubenden Gärungskeime. Und alle diese Ausatmungen strömten zusammen in schweren Qualm, so übermächtig sich verdichtend, daß er zu ersticken glaubte. Er verschloß seine Sinne, versuchte sie abzutöten. Aber Albine tauchte wieder vor ihm auf wie eine große Blüte, schön erstanden aus diesem Fruchtboden. Sie war die natürliche Blüte dieser Unsauberkeiten, sonnenart, ihre jungknospende Schulterweiße erschließend, so lebensfroh, daß sie von ihrem Stengel sprang und seinen Lippen zuflog, ihn mit ihrem hallenden Lachen überduftete.

Der Priester stieß einen Schrei aus. Er hatte einen Brand an seinen Lippen gespürt. Wie ein Feuerstrahl war es ihm durch die Adern gezuckt. Da warf er sich schutzsuchend auf die Knie vor der Figur der unbefleckten Empfängnis und rief mit gefalteten Händen:

»Heilige Jungfrau der Jungfrauen, bitte für mich!«

Kapitel 15

Die unbefleckte Empfängnis auf der Nußbaumkommode lächelte zärtlich mit schmalgewundenen, karmin gezeichneten Lippen. Sie war klein und ganz weiß. Ihr großer weißer Schleier, der vom Kopf bis zu den Füßen niederfiel, war mit kaum sichtlichen Goldstreifen gerandet.

In langen Falten umwogte ihr Gewand den geschlechtslosen Körper, war bis zum Hals geschlossen, ließ aber den anmutigen Hals frei. Nicht eine einzige Locke ihrer kastanienbraunen Haare kam zum Vorschein. Ihr Gesicht war rosig, helle blaue Augen sahen himmelwärts; rosige Hände faltete sie, Kinderhände, deren Spitzen in den Schleierfalten zu sehen waren über der blauen Schärpe die sich ihr um die Mitte wie zwei Flatterenden blauen Himmels wand. Keiner ihrer weiblichen Reize bot sich dem Blick, außer ihren Füßen, anbetungswürdig nackten Füßen, die über dem mystischen Rosenweg schwebten. Und auf den bloßen Füßen sproßten ihr goldene Blumen als eingeborenes Blühen ihres zweimal reinen Leibes.

»Standhafte, unerschütterliche Jungfrau, bitt' für mich!« entrang es sich verzweiflungsvoll dem Priester.

Diese Gestalt hier hatte ihn noch nie beunruhigt. Sie war noch nicht Mutter; ihre Arme hielten ihm Jesus nicht entgegen, ihr Umriß hatte nicht die Fruchtrunde. Nicht als Himmelskönigin erschien sie, die goldgekrönt, goldgekleidet gleich Erdenherrscherinnen niederstieg, siegreich getragen von cherubinischem Flug. Diese hier hatte ihn nie geschreckt, ihn nie angesprochen mit der Strenge einer allmächtigen Herrin, deren Anblick allein genügt, um die Stirnen in den Staub zu biegen. Er wagte es, sie zu betrachten, sie zu lieben, ohne fürchten zu müssen, gerührt zu werden durch die Welle ihrer kastanienbraunen Haare; nur ihre Füße konnten ihn rühren, ihre Liebesfüße, die wie ein Garten der Keuschheit erblühten, zu wunderbar, als daß er sich nachgegeben und sie mit Liebkosungen bedeckt hätte. Mit ihrem Lilienhauch durchduftete sie das Zimmer. Die Silberlilie war sie, gepflanzt in goldenes Gefäß, die unschätzbar reine, die ewig unversehrbare. Ihr weißer, enghüllender Schleier umgab nichts Menschliches mehr, nur eine jungfräuliche Flamme, die in immer gleichem Lichte brennt. Abends beim Zubettegehen, morgens beim Erwachen, stand sie vor ihm mit demselben verklärten Lächeln. Ohne irgendwelche Scheu ließ er vor ihr seine Kleider fallen, so wie vor seiner eigenen Schamhaftigkeit.

»Reinste Mutter, keuscheste Mutter, jungfräuliche Mutter, bitt' für mich!« stammelte er angstvoll, die Füße der Jungfrau umschmiegend, als hätte er hinter sich das hallende Rasen Albines vernommen.

»Du bist meine Zuflucht, die Quelle meiner Freuden, der Tempel meiner Vernunft, der Elfenbeinturm, der meine Reinheit umschließt. Ich befehle mich in deine unbemakelten Hände, ich flehe dich an, mich hinzunehmen, mich zu decken mit einem deiner Schleierflügel, mich zu verbergen in deiner Unschuld, hinter der geheiligten Schranke

deiner Gewänder, auf daß der Atem fleischlicher Begier mich dort nicht ereile. Ich bin in Not nach dir, ich sterbe ohne dich, auf immer werde ich von dir gerissen sein, wenn du mich nicht umarmest in hilfreicher Umarmung, weit von hier, mitten in der glühenden Weiße deiner Wohnung. Sündlos empfangene Maria, laß mich hinschwinden unter der schneeigen Unberührtheit, die von allen deinen Gliedern träuft. Das reine Wunder der Ewigkeit bist du. Dein Stamm ist strahlentanden wie ein Wunderbaum, den kein Samenkorn säte. Jesus, dein Sohn, ist aus dem Hauch Gottes hervorgegangen; du selbst wurdest geboren ohne Verunglimpfung des Leibes deiner Mutter, und mir ist zumut, als reichte diese Jungfräulichkeit zurück von Menschenalter zu Menschenalter, in einem unermesslichen Unberührtsein von allem Fleischlichen. Oh! Leben, aufwachen, weit von der Schande der Sinnenwelt! Oh, sich mehren, Kinder in die Welt setzen ohne die Schrecken der Geschlechtlichkeit, einzig durch das Nahen küssenden Himmels.«

Dieser Verzweiflungsruf, dieser begierdefreie Aufschrei hatte den jungen Priester etwas beruhigt. In gänzlicher Weiße, den Blick himmelwärts gewandt, schien die Jungfrau sanfter noch zu lächeln aus ihrem schmalen, blaßroten Munde. Mit bewegter Stimme fuhr er fort:

»Ein Kind möchte ich wieder sein. Nie möchte ich etwas anderes sein dürfen, als ein in deinem Schatten wandelndes Kind, das beschattet von deiner Gewandung dahingeht. Als ich noch ganz klein war, faltete ich die Hände und sagte den Namen Maria. Mein Wiegenbett war weiß, mein Leib war weiß, all mein Denken war weiß. Ich sah dich deutlich, ich hörte dein Rufen, lächelnd ging ich auf dich zu über ausgestreute Rosenblätter. Anderes gab es nicht, ich dachte nicht, lebte gerade genügend, um eine Blume zu sein, zu deinen Füßen. Man sollte nicht heranwachsen. Dann hättest du um dich nichts als Blondköpfe, ein Kindervölkchen, das dich liebte mit reinen Händen, rosigen Lippen, zarten Gliedern, unbefleckt, wie einem Milchbad entstiegen. Man küßt auf der Wange eines Kindes seine Seele. Nur ein Kind vermag deinen Namen zu nennen, ohne ihn zu besudeln. Später verdirbt der Mund und riecht nach Leidenschaft. Ich selbst, der dich so innig liebt, der sich dir geschenkt hat, ich wage nicht, zu jeder Stunde dich anzurufen, weil ich nicht will, daß meine Männerunlauterkeit dich trifft. Ich habe gebetet, mein Fleisch kasteit, ich habe in deiner Hut geschlafen, keusch gelebt; und ich vergieße Tränen, weil ich sehe, daß ich der Welt noch nicht genugsam abgestorben bin, um dein Verlobter zu sein. O Maria, anbetungswürdige Jungfrau, warum bin ich nicht fünfjährig, warum blieb ich nicht das Kind, das seine Lippen auf dein Bildnis preßte! Auf dem Herzen wollte ich dich tragen, an meine Seite betten, wie eine Freundin küßte ich dich, wie eine gleichalterige Freundin. Ich hätte wie du ein gerades Kleid, einen kindlichen Schleier, die blaue Schärpe, die ganze Kindlichkeit, die dich zu einer großen Schwester macht. Ich würde nicht versuchen, deine Haare zu küssen, denn das Haar ist eine Nacktheit, die nicht betrachtet werden soll; aber deine bloßen Füße würde ich küssen, einen nach dem anderen, ganze Nichte lang, bis ich mit meinen Lippen die Goldrosen entblättert hätte, die mystischen Rosen unseres Geäders.«

Er schwieg und erwartete, daß die Jungfrau den blauen Blick senkte, mit dem Schleier ihm die Stirne rührte, aber sie hielt sich bis zum Hals dicht umschleiert, bis zu den Fingerspitzen, zu den Füßen, ganz dem Himmel gehörig, in der Aufgerichtetheit des Körpers, die sie schwächlich erscheinen ließ, ganz losgelöst vom Irdischen. –

»Sei gut,« fuhr er wilder fort, »mach mich wieder zum Kind, gütige Jungfrau, mächtige Jungfrau. Laß mich wieder fünf Jahre alt sein. Nimm mir meine Sinne, meine Männlichkeit. Laß ein Wunder das ganze, in mir emporgeschossene Mannestum fortschwemmen. Du beherrscht den Himmel, es ist dir ein Leichtes, mich niederzuschlagen, meine Glieder einzutrocknen, mich geschlechtlos, unfähig zum Bösen zu machen, und so kraftlos, daß ich ohne dich keinen Finger rühren kann. Unschuldlich will ich sein, von jener Klarheit, die dir eigen ist, nichts Irdisches soll mich erbeben lassen. Ich will keinerlei Empfindung mehr haben, weder von meinen Nerven, noch von meinen Muskeln, noch vom Schlagen meines Herzens, dem Trieb meiner Begierden. Ich will eine Sache sein, ein weißer Stein zu deinen Füßen, dem du etwas Atem lassest, der sich nicht rührt von der Stelle, wo du ihn hingeschleudert hast, gehörlos, augenlos, zufrieden, unter deiner Ferse zu liegen mit den anderen Steinen, nicht an Unrat denken zu müssen. Oh, welche Seligkeit! Mühelos erreichte ich so mit einem Schlag die erträumte Vollkommenheit. Dann endlich könnte ich mich als dein wahrer Priester ausgeben. Ich wäre das, was meine Arbeit, meine Gebete, meine fünf Jahre langsamen Eindringens nicht aus mir machen konnten. Ja, ich verneine das Leben: ich sage, der Tod der Art sei vorzuziehen den unaufhörlichen Greueln, die sie verbreitet. Die Sünde besudelt alles. Der Gestank allgemeiner Unlauterkeit verdirbt die Liebe, durchgiftet das eheliche Gemach, die Wiege der Neugeborenen, ja, alles, bis zu den Blumen, die in der Sonne schmachten, bis zu den Bäumen, die ihre Knospen aufspringen lassen. Die Erde ist gebadet in diesen Sud, dessen kleinste Tropfen ausarten in schändliches Wachstum. Damit ich vollkommen werde, o Königin der Engel, Königin der Jungfrauen, erhöre mein Schreien, erhöre es! Gib, daß ich einer der Engel werde, die nur aus zwei Flügeln bestehen neben den Wangen; keinen Rumpf hätte ich mehr, keine Glieder, ich flöge zu dir, riefest du mich; ich wäre lediglich ein dir lobsingender Mund, ein fleckenloses Flügelpaar, das deine Himmelfahrten umfächelte. Oh, den Tod, den Tod, verehrungswürdige Jungfrau, gib mir den Tod! Ich liebte dich im Sterben meines Körpers, im Tod dessen, was sich mehren kann. Ich vollzöge mit dir die einzige Hochzeit, die mein Herz ersehnt. Ich stiege höher, immer höher, bis daß ich die Flamme erreicht hätte, da du glänzt. Ein großer Stern ist dort, eine riesige weiße Rose, deren jegliches Blatt mondhaft leuchtet, ein Silberthron, von dem du so feurige Unschuldstrahlen versendest, daß der paradiesische Garten ganz allein erleuchtet wird von deinem Schleier. Alles Weiße ergießt sich über deine Füße, die Morgendämmerungen, der Schnee unerreichbarer Höhen, kaum erschlossene Lilien, Wasser unbekannter Quellen, Milch sonnenverschöner Pflanzen, das Lächeln der Jungfrauen, Seelen wiegengestorbener Kinder.

Also höbe ich mich auf zu deinen Lippen, wie ein zartes Flackern; ich dränge in dich ein, durch deinen leichtgeöffneten Mund, und die Verschmelzung vollzöge sich, unsere Freuden durchbebten die Erzengel. Oh, jungfräulich sein, sich jungfräulich lieben und inmitten süßester Liebkosung die jungfräuliche Weiße sich bewahren! Ganz Liebe zu sein, auf Schwanenfittichen gebettet, in einer Wolke von Reinheit, in den Armen einer Lichtgeliebten, deren Küsse Seelenfreuden sind!

Vollkommenheit, übermenschlicher Traum, knochenschütterndes Verlangen, Freuden, die mir den Himmel auf tun! Oh, Maria, auserwähltes Gefäß, entmanne den Menschen in mir, mach mich zum Verschnittenen unter den Männern, damit du mir furchtlos auszuliefern vermagst den Schatz deiner Jungfräulichkeit!«

Und zähneklappernd, vom Fieber gebrochen, stürzte der Abbé Mouret besinnungslos nieder auf die Fliesen.

Teil 2

Kapitel 1

Die sorgfältig zugezogenen Kattunvorhänge vor den breiten Fenstern erfüllten das Zimmer mit gedämpfter Weiße jungen Tages. Das Zimmer war hoch, sehr geräumig, und die Einrichtung bestand aus alten, weiß lackierten Louis-XV.-Möbeln, mit Bezügen, rotblumig auf Streugeblätter. Über Pfeilerspiegeln und den beiden Türen zur Seite des Alkovens konnte man noch die gemalten rosigen Gliederchen kleiner Liebesgötter erkennen, die in Scharen flatterten und sich mit genau nicht mehr feststellbaren Spielen vergnügten, während die in länglich runden Feldern angeordneten Holzverkleidungen der Wände, die Flügeltüren, das ehemals azurblaugrundige Deckengewölbe, zierlich umrahmt und beschleift, umschlungen von zartlachsfarbenen Bändern, sich in sehr sanftem Grau verloren, einem Grau, das die zarte Empfindsamkeit dieses welken Paradieses bewahrte. Der große Alkoven der Fensterwand gegenüber öffnete sich unter Wolkenschleiern, die Amoretten aus Stuck, sich neigend und überschlagend auseinanderrafften, wie, um keck das Bett zu betrachten. Fenster wie Alkoven waren mit kattunenen, grobgenähten Vorhängen behangen, deren Einfalt sich verwunderlich ausnahm inmitten dieses Zimmers, dem lauer Duft vergangener Wollüste anhaftete.

Albine saß neben einem Spiegeltisch, auf dem ein Teekessel über Spiritus kochte, und betrachtete aufmerksam die Vorhänge des Alkovens. Sie war in Weiß gekleidet, ein Tuch aus alten Spitzen umschlang ihr Haar, sie ließ die Hände baumeln und hielt Wache in der Haltung eines erwachsenen Mädchens. Schwaches Atmen, wie das Seufzen eines müden Kindes, ließ sich in der großen Stille vernehmen, nach Ablauf einiger Minuten aber wurde sie unruhig und konnte sich nicht enthalten, mit leisen Schritten hinzugehen und eine Ecke des Vorhangs behutsam zu heben.

Sergius schien zu schlafen am Rande des großen Bettes, einen Arm hatte er unter den Kopf geschoben. Während seiner Krankheit waren ihm Haare und Bart gewachsen. Er war sehr bleich, die Augen waren blau umzeichnet, die Lippen blaß, er hatte etwas von der Anmut eines genesenden Mädchens.

Gerührt wollte Albine den Vorhang wieder fallen lassen. »Ich schlafe nicht,« sagte Sergius mit ganz leiser Stimme. Er richtete den Kopf nicht auf und bewegte keinen Finger, wie von angenehmer Müdigkeit gelähmt. Seine Augen hatten sich langsam geöffnet; leise ging der Atem seines Mundes über eine ihrer bloßen Hände und ließ den Flaum ihrer hellen Haut erbeben.

»Ich hörte dich,« flüsterte er weiter, »du gingst ganz leise.« Sie war entzückt über diese Anrede, kam näher und kauerte sich vor das Bett, um ihr Gesicht in gleiche Höhe mit dem seinen zu bringen.

»Wie fühlst du dich?« fragte sie.

Und nun kostete sie ihrerseits die Süße, dieses Du, das ihr zum erstenmal über die Lippen kam.

»Oh, jetzt bist du geheilt,« fing sie wieder an. »Weißt du, ich weinte den ganzen Weg entlang, wenn ich mit schlechten Nachrichten zurückkam, von da unten. Man sagte mir, du habest das Delirium, und verschonte dich das böse Fieber, würde es dir den Verstand rauben. Wie hab' ich deinen Onkel Pascal geküßt, als er dich hierherbrachte, damit du ganz gesund würdest!«

Mütterlich ordnete sie das Bettzeug.

»Siehst du, die verbrannten Felsen dort unten waren nichts für dich, du brauchst Bäume, Kühle und Ruhe ... Der Doktor hat niemand verraten, daß er dich hier versteckte. Es ist ein Geheimnis, von dem nur er und deine Freunde wissen. Er hielt dich für verloren ... glaub mir, hier haben wir keine Störung zu befürchten. Onkel Jeanbernat raucht seine Pfeife vor den Salatbeeten. Die anderen erkundigen sich heimlich nach dir. Sogar der Doktor wird nicht mehr herkommen, weil ich jetzt dein einziger Arzt bin... es scheint, daß du Medizin nicht mehr benötigst, du brauchst Liebe, verstehst du?«

Er schien nicht zu verstehen, der Schädel war ihm wie leergebrannt. Da seine Augen, ohne daß er den Kopf bewegt hätte, von einer Ecke des Zimmers in die andere wanderten, dachte sie, er suche herauszufinden, wo er sich befände.

»Dies ist mein Zimmer,« sagte sie. »Ich habe es dir überlassen, es ist hübsch, nicht wahr? Ich habe mir die schönsten Möbel, die auf dem Speicher standen, herausgesucht; dann hab' ich mir die Kattunvorhänge genäht, um vom Tageslicht nicht geblendet zu werden ... Und du störst mich gar nicht. Ich werde im zweiten Stock schlafen. Da stehen noch drei, vier Zimmer leer.«

Aber er schien nicht beruhigt. »Bist du allein?« fragte er.

»Ja, warum fragst du mich das?«

Er antwortete nicht auf die Frage, sondern murmelte mit einem gequälten Ausdruck: »Ich habe geträumt, ich träume immer... Glocken höre ich, und das macht mich so müde.« Nach kurzem Schweigen fing er wieder an: »Geh und mach die Türe zu, schiebe die Riegel vor, ich will, daß nur du da bist, du ganz allein.«

Als sie zurückkam und sich einen Stuhl heranschob, um sich an sein Bett zu setzen, freute er sich kindlich und wiederholte: »Jetzt kann niemand herein. Und ich werde die Glocken nicht mehr hören ... Wenn du sprichst, wird es ruhiger.«

»Willst du etwas trinken?« fragte sie. Er habe keinen Durst, bedeutete er. Mit erstauntem Ausdruck betrachtete er Albines Hände, so daß sie lächelnd eine Hand auf den Rand des Kissens legte. Da ließ er seinen Kopf bis zu der kleinen Hand gleiten und schmiegte eine Wange an sie. Ein leises Lachen kam ihn an, er sagte: »Ah, sie ist seidenweich. Als ob sie mir Luft in die Haare bliese, ist es... Bitte, nimm sie nicht fort.« Dann entstand ein langes Schweigen. Sie sahen einander in die Augen, von tiefer Freundschaft beseelt. Albine spiegelte sich friedlich im leeren Blick des Genesenden. Sergius schien ein Unbestimmtes zu belauschen, das die kühle, kleine Hand ihm anvertraute.

»Deine Hand ist sehr lieb,« begann er wieder. »Du kannst dir gar nicht denken, wie sie mir guttut ... Es ist, als ob sie vordränge, bis in mein Innerstes, um mir die Schmerzen zu nehmen, die meine Glieder quälen. Wie Liebkosung streift es mich, Erleichterung und

Heilung.«

Leise rieb er seine Wange gegen die Hand, belebte sich, wie neuem Leben geschenkt.

»Nicht wahr, du wirst mir nichts Schlechtes zu trinken geben, mich nicht quälen mit allerhand Arzneien? Sag? Deine Hand genügt mir, siehst du. Ich bin hierhergekommen, damit du sie so hinlegst unter meinen Kopf.«

»Lieber Sergius,« sagte Albine leise, »du hast sehr leiden müssen, nicht wahr?«

– »Leiden? Doch, doch; aber das ist lange her... ich habe schlecht geschlafen und schreckliche Träume gehabt. Wenn ich es fertigbrächte, spräche ich dir von alledem.«

Er schloß eine Zeitlang die Augen und durchforschte angestrengt sein Gedächtnis. »Nur Schwarzes sehe ich,« sagte er abgerissen. »Es ist sonderbar, ich kehre von einer weiten Reise zurück. Ich weiß nicht einmal mehr, woher ich komme. Ich hatte Fieber, ein Fieber, das mir durch die Adern raste wie ein Tier... Ja, so ist's! Jetzt fällt es mir ein. Immer wieder träumte ich das gleiche im Fieber, ein endloses unterirdisches Gewölbe mußte ich entlang kriechen. Manchmal, wenn ich große Schmerzen hatte, vermauerte sich das Gewölbe plötzlich: ein Regen von Steinen fiel von oben herab, die Seitenwandungen verengten sich, ich keuchte in der Raserei des Hindurchwollens, drang ein in das Hindernis und arbeitete mich ab mit Händen, Füßen und Schädel, im verzweifelnden Gefühl, nie aus diesen immer dichter stürzenden Trümmern zu kommen ... Manchmal wieder genügte ein Fingerdruck, um alles aus dem Weg zu räumen, ungehindert vermochte ich hindurchzudringen, die erweiterten Galerien zu durchwandern und nichts blieb von allem zurück, als Müdigkeit nach der Erregung.« –

Albine wollte ihm den Mund mit der Hand schließen.

»Nein, es ermüdet mich nicht, zu sprechen. Du siehst ja, ich spreche dir ins Ohr, und es ist, als ob ich denke und du mich verstehst. Das Verwunderlichste war bei meinen unterirdischen Erlebnissen, daß mir nie der Einfall gekommen wäre, umzukehren; eigensinnig hielt ich stand, wenn mir auch schien, Tausende von Jahren müßten vergehen, ehe auch nur eine einzige dieser Wände zum Stürzen gebracht werden könnte. Aber es war eine unumgängliche Aufgabe, der ich mich unterziehen mußte, um größeren Schrecknissen zu entgehen. Mit der Stirn stieß ich an Felsen, meine Knie waren zerschunden, trotzdem mußte ich in angsterfüllter Gewissenhaftigkeit all meine Kräfte daransetzen, so schnell wie möglich ans Ziel zu gelangen. An welches Ziel? Ich weiß es nicht mehr, ich weiß es nicht mehr... «

Träumerisch schloß er die Augen und dachte nach, dann schmiegte er sich wieder über Albines Hand, sagte lächelnd: »Wirklich dumm bin ich, wie ein kleines Kind.«

Das junge Mädchen aber, um zu erfahren, ob er ihr wirklich ganz gehöre, fragte ihn aus, versuchte ihn zu den wirren Erinnerungen zurückzubringen, die er heraufzubeschwören versuchte; er hatte das Gedächtnis verloren und lebte wirklich in glücklicher Kindhaftigkeit ... Er währte sich abends zuvor erst zur Welt gekommen.

»Oh, ich bin noch nicht kräftig,« sagte er. »Siehst du, meine früheste Erinnerung ist, daß ich im Bett lag, mein ganzer Körper brannte, mein Kopf rollte auf dem Kopfkissen umher wie auf glühendem Rost; unaufhörlich rieb sich ein Fuß an den anderen, bis die Haut platzte. Ja, ich war sehr krank gewesen! Es war, als ob mein Körper erneuert, alles

herausgenommen und geflickt würde wie bei einem Uhrwerk, das zerbrochen ist.« Er mußte hierüber wieder lachen. Dann fuhr er fort: »Ganz neu werde ich sein, die Krankheit hat gründlich in mir aufgeräumt. – Was fragtest du mich gerade? Nein, niemand war da. Ganz allein quälte ich mich, tief unten in einer schwarzen Höhle. Darüber hinaus weiß ich von nichts, kann ich nichts mehr erkennen ... Willst du, daß ich dein Kind bin? Du wirst mich gehen lehren. Ich sehe jetzt nur dich. Alles ist mir gleichgültig, außer dir. Von nichts will ich mehr etwas wissen, sag ich dir. Ich bin gekommen, du hast mich aufgenommen, das genügt mir.« Dann sagte er noch befriedigt und zärtlich: »Deine Hand ist jetzt warm; sie ist lieb wie die Sonne... Wir wollen still sein, ich wärme mich.« Schweigen bebte aus der Deckenbläue nieder in das weite Zimmer. Die Spirituslampe war ausgegangen, und dem Teekessel entwich ein immer dünnerer Rauchstrahl. Den Kopf auf das gleiche Kissen gebettet, betrachteten Albine und Sergius die großen fensterverhüllenden Kattunvorhänge. Zumal Sergius' Augen wanderten dorthin wie zu der weißen Quelle allen Lichtes. Sanft ließ er sich überspülen von blassem, seinen noch schwachen Kräften angepaßtem Tagesschein.

Dort, wo die Kattunvorhänge gelblicher aufglänzten, ahnte er die Sonne, das genügte ihm, um zu gesunden. Er lauschte einem starken Blätterrauschen in der Ferne; der grünliche Schatten eines deutlich sich abzeichnenden großen Zweiges am rechten Fenster ließ ihn unruhig träumen von jenem Wald, dem er so nah sich wußte.

»Willst du, daß ich die Vorhänge aufziehe?« fragte Albine, die das beharrliche Betrachten falsch deutete.

»Nein, nein,« beeilte er sich zu erwidern.

»Es ist sehr schön draußen, du könntest Sonne und Bäume sehen.«

»Nein, um alles nicht... Nichts von draußen soll zu mir hereinkommen. Schon dieser Zweig dort ermüdet mich mit seinem zu lebhaften Auf und Nieder ... Laß mir deine Hand, ich will schlafen. Ganz weiß ist mir zumut ... so ist es gut... «

Und vertrauensvoll schlief er ein, behütet von Albine, die über sein Antlitz hauchte, um den Schlaf ihm zu erfrischen.

Kapitel 2

Am nächsten Tag war es vorbei mit dem schönen Wetter, es regnete. Sergius, neuerdings fiebernd, verbrachte einen Schmerzentag, verzweiflungsvoll irrten seine Blicke über die Vorhänge, die nur ungewiß unterirdischen Schein einließen, aschengrau. Er vermochte den Stand der Sonne nicht mehr zu erraten, und suchte nach dem Schatten, den er früher gefürchtet, nach jenem hochgestreckten Zweig, der ihm jetzt, ertrunken in bleichen Regenstürzen, den Wald mitgerissen zu haben schien im Entschwinden. Gegen Abend, im leichten Fieberdelirium, rief er Albine schluchzend zu, die Sonne sei gestorben, er höre, wie der ganze Himmel, die ganze Erde den Tod der Sonne beweine. Wie ein Kind mußte sie ihn trösten, ihm die Sonne versprechen, ihm versichern, daß sie wiederkäme, daß sie sie ihm schenken wolle. Aber auch die Pflanzen beklagte er. Die Keime litten sicher in der Erde, sehnten sich ans Tageslicht zu steigen; sicher wären sie von den gleichen Schreckbildern verfolgt wie er, und träumten, sie kröchen in unterirdischen Gewölben, würden aufgehalten von Erdstürzen und kämpften wild, um ins Sonnenlicht zu gelangen. Und mit leiserer Stimme klagte er weiter, der Winter sei eine Erbkrankheit, er selbst müsse sterben, zu gleicher Zeit als die Erde, brächte der Frühling ihnen beiden keine Heilung.

Drei Tage noch blieb das Wetter abscheulich. Sturzbäche überschütteten die Bäume, rauschend, wie ein Ufer überschäumender Fluß. Windstöße heulten auf und prallten an die Fensterscheiben mit der Erbitterung aufgepeitschter Wogen. Sergius hatte gewünscht, Albine möchte die Läden fest verschließen. Das Lampenlicht vertrieb die Trübseligkeit der fahlschimmernden Vorhänge und ließ ihn das Grau des Himmels vergessen, das durch die kleinsten Spalten zu ihm dringen wollte, gleich erstickendem Staub. Er ließ sich in die Kissen zurückfallen, seine Arme waren abgezehrt, das Antlitz bleich; je mehr die Erde litt, um so schwächer wurde er.

In manchen Stunden tintenhafter Schwärze, wenn die Bäume krachend sich bogen und das Gras unter Regenstürzen erdwärts schleifte, wie Haare Ertrunkener, verging ihm sogar der Atem, und er verschied fast, selbst vom Sturm gebrochen. Beim ersten Hellerwerden dann, beim Sichtbarwerden des kleinsten Streifens Himmelsblau zwischen den Wolken, kam er wieder zu Atem und empfand das Beruhigtsein abtropfender Blätter, sich aufhellender Wege, der Felder, die letzte Feuchtigkeit einschlürfen. Auch Albine flehte nun um Sonne, zwanzigmal am Tage stand sie am Flurfenster und befragte den Himmel, freute sich der kleinsten Helligkeiten, sah sorgenvoll nach den dunkelgetürmten, kupfrig hagelschwangeren Wolkenmassen und befürchtete, irgendein zu schwarzes Gewölk möchte ihrem teuren Kranken den Tod bringen. Sie sprach davon, Doktor Pascal holen zu lassen. Sergius aber wollte nichts davon wissen, er sagte:

»Morgen wird Sonne hinter den Vorhängen scheinen, und das wird mich gesund machen.«

Eines Abends, als es ihm besonders schlecht ging, schob ihm Albine ihre Hand unter die Wange. Als die Hand ihm keine Erleichterung brachte, weinte sie über ihre

Machtlosigkeit. Seit er zurückgefallen war in winterliches Dämmern, fühlte sie sich nicht mehr stark genug, ihn allein den Wahnbildern zu entreißen, mit denen er sich herumschlug. Der Frühling mußte sich ihr verbinden. Sie selbst fühlte sich matt, ihre Hände waren eisig kalt, ihr Atem ging kurz, kein Leben vermochte sie ihm einzuflößen. Stundenlang irrte sie in dem großen düsteren Zimmer auf und ab. Wenn sie am Spiegel vorüberkam, sah sie sich beschattet und glaubte, sie sei garstig. Da, eines Morgens, als sie die Kissen zurechtschob, ohne noch der geschwundenen Macht ihrer Hände zu vertrauen, war ihr, als kehre das Lächeln des ersten Tages zurück auf Sergius' Lippen, dessen Nacken sie zart mit den Fingerspitzen berührt hatte.

»Mach' die Läden auf,« murmelte er. Sie dachte, er spräche im Fieber; weil sie noch eine Stunde vorher durch das Treppenfenster nur Trauerwolken erspäht hatte.

»Schlafe,« sprach sie betrübt; »ich habe dir ja versprochen, dich zu wecken beim ersten Sonnenstrahl... Schlafe ein, die Sonne scheint nicht.«

»Doch, ich fühle sie, die Sonne scheint, öffne die Läden.«

Kapitel 3

Wirklich, die Sonne schien. Als Albine die Läden aufgestoßen hatte hinter den großen Vorhängen, durchglühte an einer Stelle der gütige, goldene Schein wieder die Weiße des Linnens. Als aber Sergius den Astschatten aufs neue sah, mußte er sich aufsetzen; dieser Zweig verkündete ihm die Rückkehr ins Leben. Das ganze wiedererstandene Land, mit seinem Grün, seinen Wassern, seinem weiten Hügelkreis, war für ihn enthalten in diesem, beim kleinsten Wehen grünlich erzitternden Gebilde. Es beängstigte ihn nicht mehr, er beobachtete begierig sein Schwanken, taten die Saftkräfte ihm doch not, deren Bote er war; Albine stützte ihn in ihren Armen und sagte glücklich: »Lieber, lieber Sergius, der Winter ist zu Ende ... jetzt sind wir gerettet!« Er sank zurück, seine Augen glänzten schon lebensvoll, die Stimme klang klarer.

»Morgen,« sagte er, »werde ich sehr kräftig sein ... Du wirst die Vorhänge aufziehen, ich will alles sehen.«

Am folgenden Tage überfiel ihn kindliche Angst. Auf keinen Fall wollte er seine Zustimmung dazu geben, daß die Fenster weit geöffnet würden. Er murmelte: »Später, nachher.« Die Unruhe verließ ihn nicht, er fürchtete sich vor dem ersten Lichtstrahl, der ihm in die Augen fiel. Es wurde Abend, ohne daß er sich dazu hätte entschließen können, der Sonne ins Gesicht zu sehen. Er hatte sich damit begnügt, das Antlitz den Vorhängen zuzuwenden und unter dem durchscheinenden Stoff die Blässe des Morgens, die Mittagsgluten, die nächtliche Dämmerung, alle Farben, alle Regungen des Himmels zu verfolgen. Hier wurde alles sichtbar, sogar das Erzittern der lauen Luft beim Flattern eines Vogels, die duftsprühende Fröhlichkeit im Beben eines Sonnenstrahles. Durch diesen Schleier, durch dies zarte Träumen vom machtvollen Außenleben hindurch, lauschte er dem erwachenden Frühling. Und in manchen Augenblicken benahm es ihm sogar ein wenig den Atem, wenn das Wallen neuen Erdblutes, den trennenden Schleiern zum Trotz, zu heftig bis zu ihm drang.

Am folgenden Morgen schlief er noch, da rief Albine, die seine Heilung beschleunigen wollte, ihn an: »Sergius! Sergius! Die Sonne ist da!« Lebhaft zog sie die Vorhänge auseinander und öffnete weit die Fenster. Er richtete sich kniend im Bett auf, der Atem wollte ihm vergehen, er preßte die Hände auf die Brust, wie, um das stockende Herz am Bersten zu hindern. Dem weiten, endlos blauen Himmel fand er sich gegenüber; in ihm badete er sich rein von seinen Leiden, ließ sich leise wiegen, trank Jugend, Unschuld und Süßigkeit aus ihm. Einzig der Zweig, dessen Schatten er wahrgenommen, erstreckte sich über den Fensterausschnitt und streifte mit kräftigem Grün das blauende Meer, und schon dies war seiner Krankenempfindlichkeit zu viel. Schwalben, die den Horizont überflogen, kränkten ihn wie eine Besudelung. Er kam zur Welt. Unwissentlich stieß er leise Rufe aus; ganz versunken in Klarheit, umspielt von warmen Lüften, fühlte er unendliches Leben in seinen Adern rollen. Die Arme breitete er aus und sank in wohlthätiger Ohnmacht zurück in die Kissen.

Welch glücklicher, liebeserfüllter Tag! Die Sonne fiel zur Rechten ins Zimmer, weit vom Alkoven. Den ganzen Morgen lang beobachtete Sergius, wie sie Schritt für Schritt näher rückte. Golden sah er sie auf sich zukommen, vorüberschmeicheln an den Kanten der alten Möbel, Winkel durchspielen, ab und an den Boden übergleiten, wie ein sich entrollendes Band. Ein langsames unaufhaltsames Näherkommen war es, das Herbeischleichen einer Liebenden, die ihre hellen Glieder regt und sich zum Alkoven vordrängt in rhythmischer Bewegung, mit einer wollüstigen, Sehnsucht weckenden Lässigkeit. Gegen zwei Uhr endlich wich der Sonnenstreifen vom letzten der Sessel und hob sich die Decke entlang, breitete sich wie eine Flut gelösten Haares über das Bett. Sergius überließ seine krankheitsmageren Hände dieser Zärtlichkeit, schloß halb die Augen und fühlte, wie Feuerliebkosungen an jedem seiner Finger entlang rannen; ganz eingehüllt in Licht lag er, gestirnumarmt. Als dann Albine sich über ihn neigte:

»Laß mich,« stammelte er mit festgeschlossenen Augen, »umarme mich nicht so fest... Wie kommt es, daß du mich so ganz und gar in deine Umarmung einhüllen kannst?« Dann schwand die Sonne vom Bett und zog langsam nach links hinüber. Sergius folgte ihr mit dem Blick, sah sie zaudernd auf allen Sesseln niedersinken, bedauerte, sie auf seiner Brust nicht festgehalten zu haben. Albine war am Bettrand verblieben. Gemeinsam sahen sie, sich umschlugen haltend, dem Verblassen des Himmels zu. Es war, als durchbleichten ihn Schauer der Unendlichkeit, zitternd in jäher Rührung.

Sergius' Mattigkeit fand sich in dieser Himmelsstimmung leichter zurecht, er entdeckte erlesene, nie geahnte Farbenspiele. Es gab da nicht nur Bläue, sondern rosige, bläulichrote, gelbliche Tönungen, eine lebendigweite, unberührte Fleischesnacktheit, die atembekend sich hob wie der Busen einer Frau. Bei jedem neuen Hinsehen boten sich ihm in der Ferne andere Überraschungen, unbekannte Luftgebiete taten sich auf, sanft geschwellte Rundungen entzückten ihn, leises Lächeln, halbentschleierte Paradiese, die Wunderleiber großer Göttinnen bargen. Und so flog er leidenserleichtert auf in die schillernden Seiden, den Unschuldflaum des Azur. Diese Empfindungen überflogen unbestimmt sein krankheitsmattes Wesen. Die Sonne sank; golden schmolz die Bläue hin, immer mehr erblaßte die lebendige Haut des Himmels, verging langsam in allen Schattenfarben. Kein Gewölke, jungfräuliches Schlafentgleiten und Entkleiden, nur Keuschheit überstriefte noch den Horizont. Der große Himmel schief.

»Der liebe Junge!« sagte Albine und betrachtete Sergius, der mit dem Himmel in Schlaf versunken war.

Sie bettete ihn und schloß die Fenster. Am nächsten Tag aber standen sie von früh an wieder offen. Sergius konnte die Sonne nicht mehr entbehren, seine Kräfte nahmen zu und er gewöhnte sich an den Luftzug, der die Vorhänge des Alkovens blähte. Die Himmelsbläue, dies ewige Blau, begann ihn sogar zu langweilen. Er wurde es müde, unaufhörlich schwanenweiß die klare Himmelssee zu durchschwimmen. Er kam dazu, sich einen Flug schwarzer Wolken zu erwünschen, irgendeinen Wolkenturm, der das Eintönige dieser großen Reinheit unterbräche. Im Maße, wie er gesundete, verlangte es ihn nach kräftigen Eindrücken. Stunden brachte er jetzt mit Betrachten des übergrünten Astes hin; vor seinem Blick hätte er ihn wachsen sehen mögen, sich entfalten, so daß Zweige sich sogar bis zu seinem Lager streckten. Er genügte ihm nicht mehr, sein Verlangen wurde nur angestachelt, da er ihm von den anderen Bäumen redete, deren klingenden Ruf

er vernahm, ohne ihre Wipfel gewahren zu können. Nicht endenwollendes Blätterraunen drang zu ihm, die Geschwätzigkeit fließender Wasser, Flügelschlagen, zitternd anhaltender Laut des Lebens.

»Kannst du erst aufstehen,« sagte Albine, »mußt du dich ans Fenster setzen... dann siehst du den schönen Garten.« Er schloß die Augen und flüsterte: »Oh, ich seh' ihn, ich höre ihn... Ich weiß, wo die Bäume wachsen, wo die Bäche fließen und die Veilchen blühen.« Dann begann er wieder: »Aber ich seh' ihn nicht genau, lichtlos seh' ich ihn... Um bis ans Fenster gehen zu können, muß ich sehr kräftig sein.« Manchmal, wenn sie ihn schlafend glaubte, wurde Albine für Stunden unsichtbar. Bei ihrer Rückkunft fand sie ihn dann mit vor Neugier funkelnden Augen, eine Beute der Ungeduld. Er rief ihr entgegen: »Wo warst du?« Und berührte ihre Arme, sog den Duft ihrer Kleider ein, ihres Munds, ihrer Wangen.

»Du riechst nach allerhand guten Dingen... Du bist übers Gras gegangen, nicht wahr?«

Sie lachte und zeigte ihm ihre taufeuchten Schuhe.

»Du kommst aus dem Garten, du kommst aus dem Garten,« wiederholte er beglückt. »Ich wußt' es wohl. Als du hereinkamst, warst du wie eine große Blume... Du bringst mir den ganzen Garten mit herein.« Er ließ sie nicht aus seiner Nähe und sog ihren Duft ein wie den Duft eines Straußes. Öfter hatten sich Ranken, Blätter, kleine Äste in ihren Kleidern verfangen; dann las er diese Dinge ab und versteckte sie wie Kostbarkeiten unter seinem Kopfkissen. Eines Tages brachte sie ihm einen Busch Rosen. Er brach in Tränen aus vor Entzücken, küßte die Blumen und bettete sie neben sich. Als sie zu welken begannen, betrückte es ihn derart, daß er Albine verbot, andere zu pflücken. Sie war ihm noch lieber, ebenso frisch und duftend war sie und welkte nicht; ihre Wangen, Haare, Hände behielten immer ihren Duft.

Zu guter Letzt schickte er sie selbst in den Garten mit der Ermahnung, vor einer Stunde nicht wieder heraufzukommen.

»Siehst du,« sagte er, »auf diese Art habe ich Sonne, Luft und Rosen bis zum nächsten Tag.« Oftmals, wenn sie außer Atem zurückkam, fragte er sie aus. Welchen Weg war sie gegangen? War sie unter den Bäumen oder am Wiesenrand entlanggegangen? Hatte sie Nester gesehen? Hatte sie sich hinter einem Rosenbusch ausgeruht oder unter einer Eiche oder gar im Schatten einer Pappelgruppe? Stand sie ihm dann Rede und versuchte, ihm den Garten zu schildern, legte er ihr die Hand auf den Mund.

»Nein, nein, sei still,« murmelte er. Es ist unrecht von mir, Fragen zu stellen ... Ich will lieber selbst zusehen.« Und er verfiel wieder in den Lieblingstraum vom Grün, das er in nächster Nähe spürte. Ganze Tage spann er sich ein in diesen Traum. In der ersten Zeit, versicherte er, habe er den Garten deutlicher gesehen. Je mehr seine Kräfte zunahmen, je mehr verwirrte sich auch sein Traumbild im aderwärmenden Blutandrang. Seine Zweifel wuchsen; er konnte nicht mehr sagen, ob zur Rechten Bäume ständen, ob Wasser in der Tiefe vorüberflossen, ob unter seinem Fenster sich nicht große Felsen türmten. Ganz leise ging er mit sich darüber zu Rate. Aus den kleinsten Anzeichen formte er wundersame Pläne, die ein Vogellied, ein Ästekrachen oder Blumenduft ihn umformen ließen; hier wurde ein Fliedergebüsch umgepflanzt, etwas weiter ein Rasen zu Blumenbeeten gewandelt. Allstündlich entwarf er einen neuen Garten zur großen Belustigung Albines,

die ihm immer wieder sagte, wenn sie ihn überraschte:

»So ist er gar nicht, versichere ich dir. Du kannst dir das gar nicht ausdenken. Es ist schöner als alles Schöne, das du gesehen, das du dir träumen kannst ... Zerbrich dir doch den Kopf nicht. Der Garten gehört mir, ich werde ihn dir schenken; beruhige dich nur, er läuft dir nicht davon.«

Sergius, der sich vor dem Licht schon gefürchtet hatte, war voller Unruhe, als er sich stark genug fühlte, um ans Fenster zu gehen. Jeden Abend sagte er sich »morgen« also. Erschauernd drehte er sich der Wand zu, wenn Albine bei ihrer Rückkehr ihm zurief, sie röche nach Hagedorn; die Hände habe sie sich zerkratzt beim Durchbrechen der Hecken, um ihm den ganzen Duft mitzubringen. Eines Morgens faßte sie ihn plötzlich in die Arme und trug ihn fast zum Fenster, stützte ihn und zwang ihn hinauszusehen.

»Bist du ein Hasenfuß!« sagte sie mit schönem, volltönendem Lachen.

Und sie wies mit lebhafter Hand nach allen Windrichtungen und wiederholte mit Siegermienen, reich an zärtlichen Versprechungen:

»Das Paradies! Das Paradies!«

Sergius konnte kein Wort herausbringen; er sah hinaus.

Kapitel 4

Links, rechts, geradeaus, überall ein grünendes Meer. Ein Meer, dessen Blätterwellen bis zu den Horizonten wogten, ungehemmt durch Häuser, Mauern, staubige Straßen. Ein jungfräulich-verlassen heiliges Meer, das seine milde Wildheit in einsamer Unschuld breitete. Nur die Sonne drang hinein und wand Goldtücher wiesenüber, streifte entlang den Alleen mit übermütigen Strahlenzügen, schlang von Baum zu Baum ihre köstlichen Flammenhaare, trank aus den Quellen mit hellen Lippen, unter denen das Wasser erzitterte. In diesem Flammenstäuben lebte der Garten im Überschwang eines seligen Tieres in aller Ferne, aller Freiheit, am Ende der Welt. Solche Blätterunmengen wogten, ein so dichtes Pflanzenmeer überschäumte ihn, daß er von einem Ende zum anderen in Fluten begraben schien. Wohin das Auge sah, nichts als grüne Hänge, wie Quellstrahlen aufgeschleuderte Stengel, flockenkrause Blättermassen, dicht zugezogene Walddraperien, bodenüberschleifende Schlingpflanzenschleppen und riesenhoch aufflackernde Zweige, die nach allen Seiten sich breiteten.

Kaum vermochte man, je länger man hinsah, in diesem saftreich ungeheueren Wuchern den ursprünglichen Plan des Paradeis zu entdecken. Gegenüber, in einer Art riesigen Arena mußte wohl der Blumengarten sich finden mit seinen geborstenen Wasserbecken, zerbrochenen Rampen, Treppen, den umgestürzten Statuen, deren Weiß noch aufschimmerte aus dunklen Rasengründen. In der Weite hinter dem blauen Streifen einer Wasserfläche gab es eine Wirnis von Fruchtbäumen; noch weiter hob sich ein violett durchdämmerter, lichtdurchstreifter Hochwald, ein Urwald, dessen Wipfel endlos sich kuppelten, blaßgrün, kräftiggrün, gelbgrün durchspielt. Zur Rechten zog der Wald sich eine Höhe hinauf, löste sich auf in kleinen Fichtenwäldchen und kärglichem Gestrüpp, während nackte Felsen sich gewaltig aufeinander schichteten zu horizontversperrendem Berg türmen; hitziges Wachstum zerriß den Boden, ungeheuerliche Pflanzen sonnten sich reglos wie kriechendes Gewürm; ein Silberstrahl, ein Sprühen, das von ferne sich ausnahm wie stäubende Perlen, deutete sich als Wasserfall, Quelle jener ruhigen Gewässer, die so gemächlich den Blumengarten durchflossen. Zur Linken endlich strömte durch eine weite Wiese der Fluß; hier teilte er sich in vier Bäche, deren launiger Lauf an Schilf, Weiden und hohen Bäumen zu verfolgen war; unübersehbar breitete sich Grasland in kühlen Niederungen, bläulich überdampfte Landschaft, deren Tagesklarheit allmählich in der Grüne des Sonnenunterganges schwand. Das Paradeis, Blumengarten, Wald, Felsen, Wässer und Wiesen nahm die ganze Himmelsbreite ein.

»Das Paradeis!« murmelte Sergius und breitete die Arme aus, wie um den Garten ganz an seine Brust zu ziehen.

Er wankte. Albine mußte ihn in einem Sessel ausruhen lassen. Zwei Stunden verblieb er so, ohne ein Wort. Er vergrub das Kinn in den Händen und sah hinaus. Seine Lider zitterten ab und zu, und Röte stieg in die Wangen.

Langsam betrachtete er alles in tiefem Verwundern. Zu weit war es, zu verworren und

mächtig.

»Ich sehe nicht genug und kann nichts verstehen,« rief er und streckte Albine mit einer Bewegung äußerster Müdigkeit die Hände hin.

Das junge Mädchen lehnte sich über die Rücklehne des Sessels, nahm seinen Kopf in die Hände und zwang ihn nochmals hinzusehen. Halblaut sprach sie auf ihn ein:

»Das Paradeis gehört uns. Niemand wird uns stören. Wenn du gesund bist, werden wir uns auf die Wanderschaft machen. Es gibt genügend Wege für alle Tage unseres Lebens. Wir werden gehen, wohin du willst ... Wohin möchtest du gehen?«

Lächelnd murmelte er:

»Oh, nicht weit. Am ersten Tage nur ein paar Schritte weit von der Tür. Siehst du, umfallen würde ich sonst ... bis zu dem Baum am Fenster werde ich gehen.«

Leise begann sie wieder:

»Willst du in den Blumengarten gehen? Die Rosenhecken wirst du sehen, die alles überwuchernden Rosen, deren Rankensträuße sogar die alten Alleen überpflanzen. Oder willst du lieber in den Fruchtgarten gehen; ich kann nur kriechend hineinkommen, so fruchtbeladen hängen die Äste nieder ... Wenn du kräftig bist, werden wir noch weiter wandern. Bis zum Wald hin, in Schattenhöhlen, sehr weit, so weit, daß wir im Freien übernachten müssen, wenn die Nacht uns überrascht... Oder wir steigen eines Morgens hinauf auf die Felsen. Pflanzen wirst du da sehen, vor denen mir ängstigt. Die Quellen wirst du sehen, einen Sprühregen von Wasser, und lustig wird es sein, sich Wasser über das Gesicht sprühen zu lassen. Wenn du es aber vorziehst, an den Hecken entlang zu gehen, am Rande eines Baches, dann müßten wir den Wiesenweg einschlagen. Schön ist es unter den Weiden am Abend bei Sonnenuntergang. Man streckt sich ins Gras und paßt auf, wie die kleinen grünen Frösche über Binsenhalme hüpfen.«

»Nein, nein,« sagte Sergius, »du ermüdest mich, ich will nicht soweit vorausdenken... Ein, zwei Schritte werde ich gehen, und das wird Anstrengung genug sein.«

»Ich selbst«, fuhr sie fort, »habe noch nicht überall hingefunden. Es gibt viele Winkel, die ich noch nicht kenne. Trotzdem ich mich seit Jahren hier herumtreibe, fühle ich, wie es um mich Unentdecktes gibt, Verstecke, wo der Schatten kühler, das Gras weicher ist ... Höre, immer habe ich mir eingebildet, ein Versteck zumal gäbe es, wo ich für immer leben möchte. Es liegt sicherlich irgendwo verborgen; ich bin wahrscheinlich dicht daran vorübergegangen, oder es liegt so weit fort, daß ich auf meinen täglichen Wegen nicht bis dorthin gelangt bin... Nicht wahr, Sergius, wir werden zusammen suchen und dort leben.«

»Nein, nein, sei still,« stammelte der junge Mann. »Ich verstehe nicht, was du mir sagst; du bringst mich um.« Eine Weile ließ sie ihn sich in ihren Armen ausweinen und war verzweifelt, kein Wort zu seiner Beruhigung zu finden.

»So ist das Paradeis nicht so schön wie du gedacht hattest?« fragte sie.

Er hob das Gesicht und erwiderte: »Ich weiß nicht mehr; anfangs war es ganz klein, und auf einmal wird es immer größer und größer ... Führe mich fort. Verstecke mich.« Sie brachte ihn zu Bett und versuchte ihn wie ein Kind mit einer Lüge zu beruhigen.

»Also wirklich, nein, es ist ja gar nicht wahr, daß es einen Garten gibt; ich habe dir Märchen erzählt. Schlafe ruhig ein ... «

Kapitel 5

Täglich ließ sie ihn so, in den kühlen Stunden, am Fenster sitzen. An den Möbeln Halt suchend, begann er Gehversuche zu machen. Seine Wangen überflog rosiger Schein, und seine Hände verloren die wächserne Durchsichtigkeit. In dieser Genesungszeit aber erlahmten seine Sinne derart, daß er in pflanzliches Dahinleben neugeborener Kinder verfiel. Eine Pflanze war er, empfänglich nur für die umgebenden Lüfte. Er blieb in sich verschlossen, zu arm an Blut noch, um sich auszugeben; er wurzelte am Boden, um seinen Körper alle Säfte aufnehmen zu lassen. Eine zweite Empfängnis war es, ein langsames Auskriechen aus frühlingwarmem Ei. Albine, die sich gewisser Worte des Doktor Pascal erinnerte, stand große Ängste aus, wenn sie sehen mußte, wie er kindisch, stumpf und einfältig blieb. Sie hatte davon reden gehört, wie manche Krankheiten Wahnsinn als Heilung hinterließen. Und Stunden brachte sie damit zu, ihn zu beobachten. Wie die Mütter versuchte sie mit einem Lächeln ein Lächeln zu entlocken. Lachen konnte er noch nicht. Fuhr sie ihm mit der Hand vor den Augen vorüber, bemerkte er es nicht und verfolgte den Schatten nicht mit dem Blick. Kaum daß er, wenn sie mit ihm sprach, den Kopf leicht nach der Seite wandte, von der das Geräusch tönte. Einen einzigen Trost hatte sie: ein schönes Kind war er und wuchs prächtig.

Eine Woche verging in zarter Sorge. Geduldig erwartete sie sein Heranwachsen. In dem Maße, wie sie größere Lebhaftigkeit feststellen konnte, beruhigte sie sich und hoffte, daß die Zeit ihn wieder zum Manne wandeln würde. Ein leises Aufflackern war es, wenn sie ihn anrührte, dann, eines Abends kam ihm ein leises Lachen. Nachdem sie ihn am nächsten Tag ans Fenster gesetzt hatte, ging sie hinunter in den Garten, lief auf und nieder und rief ihn an. Sie verschwand unter Bäumen, durchkreuzte Sonnenstreifen, kam händeklatschend zurück. Es flimmerte ihm vor den Augen; vorerst sah er sie nicht. Als sie aber ihren Lauf wieder aufnahm und wiederum Versteck spielte, aus jedem Gebüsch rufend emportauchte, da begann sein Blick schließlich der Helligkeit ihres weißen Kleides zu folgen. Und als sie plötzlich unter dem Fenster stehen blieb und das Gesicht zu ihm hob, streckte er die Arme nach ihr aus und machte Miene, auf sie zuzugehen. Sie kam wieder herauf und küßte ihn voller Stolz.

»Ach, du hast mich gesehen, du hast mich gesehen! Nicht wahr, du möchtest gerne mit mir in den Garten gehen? Wenn du wüßtest, wie du mich seit einigen Tagen zur Verzweiflung bringst, weil du dich so dumm anstellst, nicht hören und sehen willst.«

Ängstlich bog er den Hals zur Seite und schien ihr zuzuhören mit einem Ausdruck leisen Leidens.

»Und doch geht es dir besser,« fuhr sie fort. »Wenn du willst, bist du jetzt kräftig genug, um herunterzukommen ... Warum redest du nicht mehr mit mir? Hast du denn die Sprache verloren? Ach, was für ein böser Junge! Ich werde ihn noch sprechen lehren müssen!«

Und wirklich belustigte sie sich damit, ihm die Namen der Gegenstände, die er berührte, zu nennen. Er gab nur ein Gestammel von sich, verdoppelte die Silben und

sprach kein Wort deutlich aus. Immerhin begann sie ihn im Zimmer umherzuführen. Sie stützte ihn und brachte ihn so vom Bett zum Fenster. Eine weite Reise war es, zwei- oder dreimal fiel er fast hin auf dem Weg, worüber sie ins Lachen geriet. Einmal fiel er hin, und mit tausend Schwierigkeiten mußte sie ihn wieder aufheben. Dann ließ sie ihn das Zimmer umschreiten, auf Sofa, Sesseln und Stühlen ruhte er sich aus, und zum Umkreisen dieser kleinen Bahn gebrauchte man eine Stunde. Endlich konnte er das Wagnis unternehmen, einige Schritte allein zu tun. Sie stellte sich vor ihn mit ausgestreckten Händen und ging, seinen Namen rufend, zurück, so daß er das Zimmer durchschritt, um die Stütze ihrer Arme wieder zu erreichen. Wenn er schmollte und nicht gehen wollte, nahm sie ihren Kamm aus dem Haar und hielt ihn ihm wie ein Spielzeug hin. Dann kam er und holte ihn sich und spielte stundenlang in einem Winkel ruhig mit dem Kamm; leise fuhr er sich damit über die Hände.

Eines Morgens fand Albine Sergius auf den Füßen. Es war ihm schon gelungen, einen Laden aufzustoßen. Er machte Gehversuche, ohne sich an den Möbeln festzuhalten. »Seht mir einer den Mordskerl,« sagte sie lustig. »Morgen wird er aus dem Fenster springen, wenn man es dazu kommen läßt ... So sind wir also jetzt wieder ganz gesund?«

Sergius antwortete mit einem kindischen Lächeln, seine Glieder hatten jugendliche Gesundheit zurückgewonnen, ohne daß Gefühle und Bewußtsein in ihm erwachsen wären. Nachmittaglang saß er vor dem Paradeis wie ein schmollendes Kind, das alles weiß sieht und ohne zu verstehen, Geräusche in sich aufnimmt. Sein kindisches Unvermögen blieb ihm, sein Tastgefühl war noch so unentwickelt, daß er den Kleiderstoff Albinens nicht unterscheiden konnte vom Überzug des alten Sessels. Immer wieder gab es ein Verwundern mit weit offenen, verständnislos großen Augen, ein Zaudern vor jeder unsicheren Bewegung, ein Lebensbeginn war es, ein unbewußtes Sein außerhalb allen Erfassens der Umgebung. Der Mensch war noch nicht geboren.

»Gut, gut,« murmelte Albine, »spiel' nur den Dummen, wir werden schon sehen.«

Sie nahm ihren Kamm aus dem Haar und hielt ihn hin.

»Willst du meinen Kamm?« sagte sie.

Als sie ihn dann rückwärts gehend aus dem Zimmer gelockt hatte, umschlang sie ihn und stützte ihn bei jedem Schritt auf den Stufen. Sie unterhielt ihn durch allerhand Späßchen, wobei sie ihren Kamm wieder einsteckte, kitzelte ihn am Hals mit Haarspitzen, um zu verhindern, daß er sich seines Heruntergehens bewußt würde. Unten aber, ehe sie die Türe öffnete, fürchtete er sich im finsternen Treppenflur.

»Mach' die Augen auf!« rief sie. Weit öffnete sie die Türe. Es wurde hell; ein dunkler Schleier riß vor morgendlicher Tagesfröhlichkeit. Der Park breitete sich in durchsichtig klarer Grüne, tat seine Tiefen quellenfrisch auf. Entzückt hielt sich Sergius auf der Schwelle im zögernden Wunsch, den Fuß in diesem Lichtmeer zu netzen.

»Es sieht fast aus, als hättest du Angst, dir die Füße naß zu machen,« sagte Albine. »Nur zu, du bist auf festem Boden.« Er machte einen vorsichtigen Schritt und wunderte sich über die sanfte Festigkeit des Sandes. Dies erstmalige In-Berührung-Kommen mit der Erde gab ihm einen Stoß, durchbäumte ihn mit Leben, für Augenblicke richtete er sich auf, wuchs in die Höhe, atmete tief.

»Nur Mut,« wiederholte Albine. »Wie du weißt, versprachst du mir fünf Schritte zu machen. Wir gehen bis zu dem Maulbeerbaum unter dem Fenster ... Dort kannst du dich ausruhen.«

Eine Viertelstunde brauchte er zu den fünf Schritten. Bei jedem Schritt blieb er stehen, wie wenn er ihn am Boden haltende Wurzeln hätte ausreißen müssen. Während ihn das junge Mädchen vorwärts schob, sagte sie:

»Du siehst aus wie ein wandernder Baum.«

Mit dem Rücken lehnte sie ihn an den Maulbeerbaum, in den astübertropfenden Sonnenregen. Mit hängenden Armen wandte Sergius langsam den Kopf dem Park zu. Kindlich war er anzusehen, milchiger Jugendschimmer lag auf blassem, lichtgebadetem Grün. Kindhaft standen die Bäume, kindhaft blühte die Blumenhaut, die Wasser strahlten in Einfaltsbläue groß aufgeschlagen schöner Augen, unter jedem Blatt regte sich holdseliges Erwachen. Sergius' Blick verweilte bei einer gelbdurchglänzten Lichtung, die in breiter Allee sich vor ihm eröffnete, dicht umblättert; ganz am Ende, goldgetränktes Feld im Osten, schien die Lichtwiese zu sein, zu der die Sonne niederstieg; in Erwartung stand er und vermeinte, der Morgen müsse durch die Allee bis zu ihm rinnen. Er fühlte sein Kommen im lauen Wehen, schwach zuerst, kaum spürbar auf der Haut, dann nach und nach anschwellend und so kräftig, daß es ihn ganz durchbebte. Immer deutlicher schmeckte er sein Kommen in der gesunden Bitternis frischen Luftzuges, im Hauch angenehm aromatischer Süße fruchtherber Baummilch. Er sog sein Kommen ein mit allen wegentlang gesammelten Düften, dem Erdgeruch, dem Duft schattiger Wälder, erwärmter Pflanzen, dem Geruch lebenden Getiers, einen ganzen Strauß von Düften, deren Heftigkeit Schwindel erregte. Er hörte sein Kommen im leisen Flug des rasenüberstreichenden Vogels, allem Berührten verlieh er Stimme und ließ in seinem Ohr die Musik alles Belebten und Unbelebten aufklingen. Er sah ihn kommen aus den belebten Tiefen der Allee, von den goldtrunkenen Wiesen her, rosig und so voll Heiterkeit, daß sein Lächeln über den Weg hin leuchtete, in der Ferne zuerst wie ein helles Schimmern, dann in wenigen Sätzen Sonnenpracht selber. Und der Morgen überflutete den Maulbeerbaum, an dem Sergius lehnte.

Sergius kam zur Welt inmitten der Morgenkindheit.

»Sergius! Sergius!« rief Albines Stimme hinter den hohen Sträuchern des Blumengartens hervor. »Hab' keine Angst, ich bin da.«

Aber Sergius hatte keine Angst mehr. Im vollen Sonnenglanz kam er zur Welt, von reinem Licht umspült. Er kam zur Welt mit fünfundzwanzig Jahren, seine Sinne erwachten urplötzlich, der große Himmel, die glückliche Erde, die weiten Horizonte entzückten ihn. Der Garten, den er gestern noch nicht kannte, war ihm ein unerhörter Genuß. Alles erfüllte ihn mit Wonne, die feinsten Grashalme, sogar die Steine am Weg, bis auf den unsichtbaren Wind, der ihm die Wangen streichelte. Mit seiner ganzen Körperlichkeit ergriff er Besitz von diesem Stück Erde, nahm es ganz in sich auf; seine Lippen tranken es, seine Nüstern schnoben es ein; er bewahrte es in seinen Ohren, versteckte es auf dem Grund seiner Augen. Es gehörte ihm. Die Rosen im Garten, die hochschwebenden Äste, die aufstrebenden Baumstämme, klingenden Felsen, stürzenden Quellen, die lichtährenbestandenen Sonnenfelder, alles gehörte ihm. Dann schloß er die Augen, um

sich die Lust zu verschaffen, sie langsam, langsam wieder zu öffnen, zum zweiten Male lichtfroh zu erwachen. Albine kam entsetzt angelaufen und sagte: »Die Vögel haben alle Erdbeeren aufgefressen. Da, nur die zwei haben sie übriggelassen.«

Aber sie hielt einige Schritte vor Sergius an und betrachtete ihn bewegten Herzens in entzücktem Erstaunen.

»Wie schön du bist,« sagte sie. Ganz versunken in seinen Anblick kam sie näher und murmelte:

»So habe ich dich nie gesehen.«

Er schien gewachsen zu sein. Aufrecht stand er in seinem weiten Anzug, schlank gewachsen, noch etwas mager, mit gewölbter Brust und runden Schultern. Sein weißer, am Nacken bräunlich schimmernder Hals bewegte sich frei und trug stolz den Kopf. Gesundheit, Kraft und Stärke malten sich auf seinem Antlitz. Die Züge ruhten, der sanfternste Mund, die festumrissenen Wangen, die große Nase, die sehr hellen gebietend grauen Augen; er lächelte nicht. Sein langes, den ganzen Schädel bedeckendes Haar fiel ihm in schwarzen Locken auf die Schultern. Leichter Bartflaum umkräuselte Lippen und Kinn über weißer Haut.

»Du bist schön, du bist schön!« wiederholte Albine, sich langsam vor ihm niederkauernd, und hob liebkosende Blicke zu ihm.

»Warum aber schmollst du jetzt mit mir? Warum redest du nicht mit mir?«

Er stand und gab keine Antwort. Sein Auge richtete sich in die Ferne, er sah fort über das Mädchen zu seinen Füßen, sagte vor sich hin in die Sonne:

»Wie das Licht gut ist!«

Es war, als ob diese Worte der Sonne selbst entbebten. Wie ein tönender Hauch, kaum ein Murmeln, verlauteten sie, ein Beben lebendiger Wärme.

Seit mehreren Tagen schon hatte Albine Sergius' Stimme nicht mehr gehört. Auch diese fand sie, wie ihn selbst, verändert. Es kam ihr vor, als vertönte sie im Park, süßer als Vogelschlag, zwingender als der zweigebiegende Wind. Gebieterisch war sie und königlich. Der ganze Garten hatte sie vernommen, war sie auch nur als Hauch vorübergeglitten, und der ganze Garten erzitterte in der Fröhlichkeit, die sie ihm bescherte.

»Sprich zu mir,« bat Albine. »Noch nie hast du mit dieser Stimme zu mir geredet. Oben im Zimmer, als du noch nicht verstummt warst, gabst du ein Kindeslallen von dir ... Woher kommt wohl, daß ich deine Stimme nicht wiedererkenne? Vorhin war mir, als sänge deine Stimme aus den Bäumen, als klinge der ganze Garten sie mir zu, als sei sie einer jener tiefen Seufzer, die mich in der Nacht ängstigten vor deinem Kommen ... Alles schweigt und will dich wieder sprechen hören.«

Er schien ihre Anwesenheit nicht zu bemerken. Noch zärtlicher sagte sie:

»Nein sprich nicht, wenn dich das ermüdet. Setz' dich neben mich. Wir wollen auf dem Rasen bleiben bis Mittag ... und sieh doch, nur zwei Erdbeeren habe ich gefunden. Und wie hab' ich mich angestrengt. Die Vögel fressen alles. Eine ist für dich, beide, wenn du willst; oder wir teilen sie, kosten von jeder... Du wirst danke sagen, und ich werde deine

Stimme hören.«

Er wollte nichts von dem Rasen und den Erdbeeren wissen, die Albine verächtlich fortwarf. Auch sie tat den Mund nicht mehr auf. Lieber hätte sie ihn krank gesehen wie in den ersten Tagen, als sie ihm die Hand unter den Kopf schob und ihn wieder aufleben fühlte unter dem Hauch, mit dem sie sein Antlitz kühlte. Sie verwünschte die Gesundheit, die ihn jetzt sich in der Sonne aufrichten ließ mit der Gleichgültigkeit einer jungen Gottheit. Würde er weiterhin keine Augen für sie haben? Würde er nicht so weit gesund werden, daß er sie zu sehen und lieben vermöchte? Und sie erträumte sich, seine Heilung zu werden und einzig durch die Macht ihrer kleinen Hände diese Kur einer zweiten Geburt zu vollenden. Seinen grauen Augen mangelte es an wirklichem Leben, sie sah es wohl, und seine Schönheit war starr wie die der umgestürzten Steinfiguren unter den Nesseln des Blumengartens. Da stand sie auf, umschlang ihn wieder und blies ihm in den Nacken, um ihn aufzuwecken. An diesem Morgen aber wurde sich Sergius dieses Atems, unter dem sein seidiger Bartflaum zitterte, nicht einmal bewußt. Es war Mittag, sie mußten zurück ins Haus.

Oben im Zimmer weinte Albine.

Von diesem Morgen an unternahm der Genesende alle Tage einen kurzen Spaziergang im Garten. Er ging am Maulbeerbaum vorüber, bis zum Rande der Terrasse vor der großen Treppe, deren zerbrochene Stufen zum Blumengarten hinabführten. Er gewöhnte sich an die frische Luft. Jedes Baden in der Sonne ließ ihn mehr erblühen. Ein junger Kastanienbaum, der aus einem Samenkorn emporgesprossen war, das sich zwischen die Steinplatten der Balustrade verirrt hatte, sprengte seine Knospenharze, entfaltete seine Blattflächen weniger ungestüm als das Aufleben Sergius' Fortschritte machte. Eines Tages wollte er sogar die Treppe hinuntersteigen, er hatte seine Kräfte aber überschätzt und ließ sich auf einer Stufe nieder, inmitten von Mauerkraut, das aus Ritzen herauswuchs. Unten auf der linken Seite sah er ein kleines Rosengehölz. Bis dahin zu gelangen, war sein Traum.

»Warte noch ein wenig,« sagte Albine. »Der Rosenduft ist noch zu stark für dich. Nie habe ich mich unter die Rosen setzen können, ohne daß mich nicht ein Gefühl der Ermattung überfallen hätte, der Kopf schwindelte mir und eine süße Lust zu weinen kam mich an... Meine Hand darauf, ich werde dich zu den Rosen führen, und weinen werde ich auch, denn du machst mir großen Kummer.«

Kapitel 6

Eines Morgens endlich gelangte er mit ihrer Hilfe die Treppe hinunter; sie glättete die Gräser vor ihm mit dem Fuß und bahnte ihm einen Weg durch die wilden Rosengehänge, deren biegsame Zweige die letzten Stufen versperrten. Dann drangen sie langsam ein in den Rosenwald. Das Gehölz bildete sich aus hochstämmig großen Rosenbäumen, die Blätterwölbungen ausspannten wie Baumkronen, aus mächtigen Rosengebüschen, wie Dickicht junger Eichen. Einstmals hatte sich hier eine bewunderungswürdige Rosensammlung befunden.

Aber seitdem der Blumengarten sich selbst überlassen blieb, hatte alles wachsen können, wie es wollte, waldartiges Dickicht war entstanden, ein Wald aus Rosen, der die Wege überwucherte, alles mit wilden Schößlingen überschwemmte; die verschiedenen Arten verwuchsen zu solcher Wirrnis, daß Rosen aller Farben und Düfte aus den gleichen Stämmen aufzublühen schienen. Schlingrosen übermoosten teppichweich den Boden, während Kletterrosen andere Rosenstöcke umschlangen, wie zähes Efeugerank; grüne Raketen stiegen und ließen beim leisesten Hauch Blumenblätter herniederregnen. Inmitten des Wäldchens hatten sich natürliche Alleen gebildet, schmale Stege, breite Pfade, bezaubernd verwachsene Wege, auf denen man duftig umschattet ging. So gelangte man zu Kreuzwegen, Lichtungen, Lauben kleiner roter Rosen, zwischen Wänden, die mit gelben Rosen überschüttet waren. In manchen durchsonnten Ecken leuchtete es auf wie von seidenen Stoffen, grün und bunt durchwirktem Brokat; in manchen Schattenwinkeln lag Alkovenheimlichkeit, ein Liebesduft, die sanfte Wärme eines Straußes, der am Busen einer Frau sich bettete. Ein Flüstern ging durch die Rosen, und aus den nesterreichen Hecken hob sich Gesang.

»Wir müssen achtgeben,« sagte Albine, als sie das Gehölz betraten, »ich habe mich schon einmal verirrt. Die Sonne war schon gesunken, als ich mir endlich einen Pfad durch die Rosen gebahnt hatte; bei jedem Schritt hefteten sie sich an mich.«

Aber kaum waren sie einige Minuten unterwegs, da wollte sich der gänzlich ermattete Sergius schon hinsetzen.

Er streckte sich hin und schlief fest ein. Albine blieb gedankenvoll ihm zur Seite sitzen. Sie befanden sich am Ausgang eines Weges, der bis zum Rande einer Lichtung führte. Sehr weit zog sich der Weg hin, sonnenbestreift, am anderen Ende stand er gegen den Himmel offen, der sich blau gegen das enge Rund der Öffnung preßte. Andere kleine Wege durchhöhlten kreuz und quer das Grün. Die Lichtung wurde von stufenweise angeordneten Rosenstöcken gebildet, die sich erhoben in einer solchen Wirrnis von Zweigen, einem solchen Schwall dornenbewehrter, geschmeidiger Ranken, sodaß dichtes Blattgehänge luftig sich heftete und von einem Busch zum anderen flatternde Zeltplanen spannte. In dies spitzenart verästelte Gewühl drang der Tag nur durch kaum wahrnehmbare Maschen, azuren siebte sich das Licht zu ungreifbar kreisendem Sonnenstaub. Und aus der Überwölbung hingen wie Kronleuchter, Zweigausläufer, große

Sträüße von grünschlanen Ranken gehalten, Blumenmassen sanken bis zur Erde nieder, entlang an irgendeiner Lücke in der Überlaubung, die niedergebroschen, wie abgerissene Draperieen schleifte. Albine betrachtete den schlafenden Sergius. In einem Zustand so schwerer körperlicher Erschöpfung hatte sie ihn noch nie gesehen, matt lagen die Hände auf dem Rasen, das Gesicht war wie leblos. Tot war er so für sie, küssen könnte sie ihn, kam ihr in den Sinn, ohne daß er auch nur das Geringste davon gemerkt hätte. Und in trüber Zerstreutheit begann sie mit müßiger Hand die ihr erreichbaren Rosen zu entblättern. Ihr zu Häupten hingen riesige Blumengarben, die Scheitel, Haarknoten, Nacken und Ohren mit Rosen umgaben, ihr um die Schultern einen Rosenmantel warfen. Höher griffen ihre Finger und ließen Rosen regnen, zartgroße Blumenblätter, weich gerundet in kaum geröteter Reine jungfräulichen Busens. Die Rosen deckten schon wie lebendig flockender Schnee ihre im Gras gekreuzten Füße. Bis zu den Knien stiegen ihr die Rosen, überschütteten den Rock, hüllten sie ein bis zu den Hüften; nur drei verwehte Rosenblätter, ihrem Mieder angefliegen, am Busenansatz, sahen aus wie drei Fleckchen ihrer eigenen bezaubernden Nacktheit.

»O du Siebenschläfer!« murmelte sie gelangweilt, nahm Hände voll Rosenblätter auf und warf sie Sergius ins Gesicht, um ihn aufzuwecken. Schlafschwer blieb er liegen. Mund und Augen verschwanden unter Rosen. Das brachte Albine zum Lachen, sie beugte sich vor und küßte ihn herzlich auf beide Augen, auf den Mund, wollte im Küssen die Rosenblätter fortblasen; die Blumen blieben aber an ihren Lippen haften, da mußte sie noch lauter lachen, in hellem Vergnügen über dies Küssen durch die Blumen. Sergius hatte sich langsam aufgerichtet. Er betrachtete sie in tiefstem Erstaunen, es war, als erschreckte ihn ihre Anwesenheit. Er fragte sie: »Wer bist du, woher kommst du, was tust du hier bei mir?«

Ihr Lächeln verging nicht, denn sie war voller Freude über sein Erwachen. Da schien ihm eine Erinnerung zu kommen, er begann wieder mit einer glücklich vertrauten Bewegung.

»Ich weiß, meine Liebe bist du, du bist Fleisch von meinem Fleisch, du wartest, daß ich dich in die Arme nehme, damit wir eins werden... Mir träumte von dir. In meiner Brust warst du, und ich gab dir mein Blut, meine Kraft, mein Mark. Es tat gar nicht weh. Du nahmst mir die Hälfte meines Herzens, so sanftmütig, daß es mir eine Lust war, mich so zu zerreißen. Das Beste und Schönste in mir hätte ich dir gern geopfert. Hättest du alles an dich genommen, ich hätte dir Dank dafür gewußt ... Als du aus mir heraustratest, bin ich erwacht. Aus den Augen, dem Mund bist du mir entwichen, ich habe es genau gefühlt. Duftend, weich und so zärtlich lieb warst du, daß dein eigenstes Beben mich erwachen ließ.« Albine lauschte in Entzücken seinen Worten, er sah sie endlich, endlich also kam er wirklich zur Welt, gesundete. Ihre ausgestreckten Hände baten ihn, weiter zu reden:

»Wie habe ich ohne dich leben können?« sagte er leise. »Aber das war ja auch kein Leben, ich dämmerte dahin wie ein Tier... Und jetzt gehörst du mir! Und bist mein anderes Selbst! Hör' mich an, nie darfst du mich verlassen, denn du bist mein Atem, das Leben würdest du mir rauben, gingest du von mir. Wir werden ineinander aufgehen, du wirst in mir sein, ich in dir. Verließe ich dich eines Tages, will ich verflucht sein und mein Leib soll dorren, wie ein unnötiges und schlimmes Kraut.« Er ergriff ihre Hände und sagte ein um das andere Mal, mit vor Bewunderung zitternder Stimme: »Wie schön bist du!«

Albines Haut schimmerte milchweiß in der niederstäubenden Sonne, wenig nur vom Tageswiderschein übergoldet. Von dem Rosenregen, der sich um sie, über sie ergossen hatte, war sie rosig überhaucht. Ihr blondes Haar, das der Kamm fast nicht zu bändigen vermochte, umwebte sie mit dem Aureolenglanz sinkenden Gestirns, hüllte ihren Nacken in ungeordnet letztes Flammenzüngeln. Sie trug ein weißes Kleid, in dem sie nackt erschien, so sehr war es zu ihrer Haut geworden, ließ Arme, Busen und Knie erkennen. Sie versteckte sie nicht, ihre unschuldige Haut, blumenhaft, ohne Scham erblüht, würzig, rein, duftend. Wie sie so lag, war sie nicht sehr groß, in schlangenhafter Geschmeidigkeit, in zierlicher Weichheit spielten die Linien, weiteten sich wollüstig in der Anmut eines reifenden, doch noch kindlich regsamen Körpers.

Ihr längliches Gesicht mit der schmalen Stirne, dem etwas großen Mund, war ganz überströmt von der fröhlichzärtlichen Lebendigkeit ihrer blauen Augen. Und doch sah sie ernsthaft aus, mit den klaren Wangen, dem festen Kinn, war so selbstverständlich schön, wie die Bäume schön sind.

»Und wie ich dich liebe!« sagte Sergius, und zog sie an sich.

Sie lagen sich in den Armen, hielten sich fest umschlungen. Doch küßten sie sich nicht. Hüfte an Hüfte lehnten sie die Wangen aneinander, stumm, einig und bezaubert in inniger Gemeinsamkeit. Um sie blühten die Rosen. Ein lachendes Blühen war es, rot, rosig und weiß, liebesdurchtollt. Lebenddurchflutete Blumen taten ihre Nacktheit auf, wie üppige Mieder, denen Brüste köstlich entquellen. Da waren gelbe Rosen, deren Blätter übergoldet waren wie die Haut von Barbarenweibern, strohfarbige Rosen, zitronen-, sonnenfarbene, Rosen aller Schattierungen, von Gluthimmeln ambragelb behauchter Nacken. Dann erzarteten die Tönungen, matte Teerosen in feuchter Entzückung wiesen schamhafte Verborgenschaften, geheim Fleischliches, das sich nicht zeigen darf, in seidiger Zartheit, leicht von Adernetzen überblaut. Dann kam das rosige Leben zur Entfaltung: weißrosa, kaum etwas glanzüberfirnist, schneeiges Weiß jungfräulichen Fußes, der zögernd in Quellwasser taucht; blasses Rosa, verschwiegener als das warme Weiß eines heimlich erspähten Knies, als das Aufleuchten jungen Armes im weiten Ärmel; frisches Rosa, Blut unter Seide, nackte Schultern, nackte Hüften, die ganze Nacktheit der Frau, lichtumkost; lebhaftes Rosa, Blumenknospen der Brust, halbgeöffnete Lippenblüten, denen duftlauer Atem entströmt. Und die Kletterrosen, die großen, weiß überrieselten Rosenstämme überkleideten all dies Rosa, alle Nacktheit mit der Spitzenflut ihrer Blüentrauben, der Unschuld ihrer musselinenen Leichte; während da und dort weinhefenfarbene, fast schwarze, blutende Rosen in dieser brautreine Leidenschaftswunden aufrissen. Hochzeitlichkeit des duftenden Gehölzes, die Maienunschuld leitet zu Juli- und Augustfruchtbarkeiten; unwissend erster Kuß, wie ein Strauß, gepflückt am Hochzeitsmorgen. Sogar die Moosrosen am Boden, im wollig hochgeschlossenen Gewand, erwarteten Liebe. Den sonnenbestrahlten Weg entlang streckten Gesichter sich vor und riefen die vorüberstreichenden Winde an. Unterm ausgespannten Zelt der Lichtung war aller Art Lächeln zu sehen, nicht eine Entfaltung glich der anderen. Alle Rosen liebten ihrem eigenen Wesen gemäß. Die einen ließen sich nur dazu herbei, ihre Knospe halb aufzutun, verschämt und mit errötendem Herzen, andere dagegen knitterten keuchend ihre Hüllen weit auf, tödlich ihrem Leib ergeben. Kleine, flinke, lustige gab es, die sich aufreichten mit Bänderhauben, sehr volle mit überüppigen Reizen, der Fülle schwerer Sultaninen; dirnenhaft unverschämte in gefallsüchtigem Sichgehenlassen, die puderfahle

Blätter spreiteten. Anständige mit bürgerlich züchtigem Ausschnitt; aristokratische von geschmeidiger Eleganz, erfinderisch in Enthüllungen erlaubter Eigenart. Die kelchhaft sich entfaltenden Rosen boten ihren Duft wie im köstlichen Kristall; den urnenförmig geschweiften entrann er tropfenweise, kohlrunde Rosen atmeten ihn aus in regelmäßigen Atemzügen schlafender Blumen; die Rosenknospen preßten ihre Blätter zusammen und gaben nichts aus als unbestimmt seufzende Jungfräulichkeit.

»Ich liebe dich, ich liebe dich,« wiederholte Sergius mit leiser Stimme.

Auch Albine war eine große, blasse, am Morgen erblühte Rose. Mit weißen Füßen, rosigen Knien und Armen, erblondetem Nacken, entzückend geädertes, süßfeuchter Brust. Sie duftete gut, bot Lippen, deren Korallenkelch erst schwacher Duft entströmte. Und Sergius atmete sie ein, schloß sie an seine Brust.

»Oh,« sagte sie, »du tust mir nicht weh, nimm mich nur ganz und gar.«

Sergius blieb im Bann ihres wie Vogelsang trillernden Lachens.

»Wie du singen kannst,« sagte er; »nie hörte ich ein so süßes Lied ... Du bist meine Freude... «

Da lachte sie in noch perlenderen Läufen kleiner, spitziger Flötentöne, die sich langsam verloren in tiefen Lauten. Ein Lachen war es, das nicht enden wollte; tiefes Gurren, musikalisches Klingen, sieghaft die Lust des Erwachens feiernd. Alles lachte in diesem Lachen einer zu Schönheit und Liebe erwachenden Frau; die Rosen, der duftende Wald, das ganze Paradeis. Bis zu dieser Stunde hatte dem großen Garten ein Reiz gefehlt, eine begnadete Stimme, die lebendiger Freudenlaut der Bäume, Wässer und Sonne gewesen wäre. Jetzt war dem großen Garten die Zaubergabe des Lachens verliehen.

»Wie alt bist du?« fragte Albine, nachdem ihr Getriller in zart ersterbendem Ton verhallt war.

»Sechszwanzig Jahre werde ich alt,« erwiderte Sergius. Sie verwunderte sich. Wirklich! Er war sechszwanzig Jahre alt! Er selbst war ganz erstaunt über diese Antwort, die ihm so leicht über die Lippen kam, denn es war ihm zumute, als sei er kaum einen Tag alt, kaum seit einer Stunde geboren.

»Und du, wie alt bist du?« fragte er nun Albine.

»Ich bin sechzehn!«

Wieder begann sie zu lachen, sie war ganz durchbebt, wiederholte ihr Alter, sang es heraus. Sie lachte darüber, daß sie erst sechzehnjährig war, ein wasserklar rieselndes Lachen, rhythmisches Stimmerzittern. Sergius betrachtete sie ganz nah, in verwundertem Entzücken, über dieses mit lachendem Leben überglänzte Kinderantlitz. Er erkannte sie kaum wieder, mit den Grübchen in den Wangen, den rosigen Lippen, den Augen wie blauer, sternaufleuchtender Himmel. Als sie sich zurückwarf, lehnte sie ihr lachend geschwelltes Kinn ihm wärmend an die Schulter. Er streckte die Hand aus und schien halb unbewußt ihr im Nacken etwas zu suchen.

»Was willst du denn,« fragte sie. Da kam ihr die Erinnerung, und sie rief:

»Meinen Kamm willst du, du willst meinen Kamm!« Sie gab ihn ihm, ließ die schweren

Flechten ihres Haarknotens fallen. Wie das Entfalten eines goldenen Mantels war es. Dicht hüllten ihre Haare bis zu den Flanken sie ein, einzelne Locken, die ihr auf die Brust fielen, vollendeten die königliche Zier. Sergius entfuhr ein leiser Schrei bei diesem plötzlichen Aufflammen. Jede Locke küßte er, verbrannte sich die Lippen an den Sonnenuntergangsstrahlen.

Albine aber entschädigte sich jetzt für ihr langes Schweigen. Sie redete, fragte, und konnte kein Aufhören finden.

»Ach, wie du mich gequält hast! Nicht mehr vorhanden war ich für dich; unnützlich und untätig verbrachte ich die Tage, verzweifelt über meine Unfähigkeit... Und in den ersten Tagen hatte ich dir doch Linderung schaffen können; du sahst mich, sprachst mit mir... entsinnst du dich nicht mehr, wie du im Bett lagst und an meiner Schulter einschliefst, murmeltest, daß ich dich beruhigte!«

»Nein,« sagte Sergius, »nein, ich erinnere mich nicht... Nie hatte ich dich noch gesehen, jetzt sehe ich dich zum ersten Male, schön, strahlend, unvergeßlich.«

Ungeduldig widersprach sie und klatschte in die Hände.

»Und mein Kamm? Weißt du nicht mehr, wie ich dir meinen Kamm gab, um Ruhe zu haben, als du noch ganz kindisch warst? Sogar vorhin hast du nach ihm gesucht.«

»Nein, ich weiß nicht mehr... Wie feingesponnene Seide sind deine Haare. Nie noch hab ich dein Haar geküßt.«

Sie wurde böse, gab genaue Einzelheiten an, beschrieb ihm Genesungstage im blauüberwölbten Zimmer. Schließlich legte er ihr lachend die Hand auf den Mund und sagte mit matter Unruhe:

»Nein, schweig doch, ich weiß nichts mehr und will auch nichts mehr davon wissen ... Gerade bin ich aufgewacht und finde dich hier, rosengeschmückt. Das genügt mir.« Und er nahm sie wieder in die Arme lange Zeit und murmelte wie im Traum.

»Vielleicht habe ich schon gelebt. Vor langer, sehr langer Zeit... In einem schmerzhaften Traum liebte ich dich. Du hattest deine kindliche Miene, dein längliches Gesicht, die blauen Augen. Aber deine Haare waren sorgfältig unter einem Tuch versteckt; und ich wagte nicht, dies Tuch fortzuschieben, weil mir dein Haar Furcht einflößte, und weil ich dann hätte sterben müssen ... Jetzt sind deine Haare mir so lieb, wie dein ganzes Wesen. Sie bewahren deinen Duft, lassen deine ganze Schönheit mir weich durch die Finger rieseln. Wenn ich sie küsse, mein Gesicht so in ihnen vergrabe, trink' ich dein Leben.« Er drehte sich die langen Locken um die Hände, preßte sie an die Lippen, als wollte er ihnen alles Blut Albines entziehen. Nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort:

»Es ist seltsam, bevor man geboren wird, träumt man zu sein... Irgendwo lag ich unter der Erde und fror. Über mir hörte ich das Außenleben sich regen. Aber ich hielt mir verzweifelt die Ohren zu, kannte nichts als meine finstere Höhle, kostete in ihr schauerliche Freuden und machte nicht einmal den Versuch, die lastende Erde mir von der Brust zu schütteln... Wo war ich denn? Wer hat mich endlich an das Licht gezogen?« Er strengte sein Gedächtnis an. Albine war in heller Sorge, er könnte die Erinnerung wiederfinden. Lächelnd nahm sie ihr Haar und wand es dem jungen Mann um den Hals, ihn so an sich zu fesseln. Diese Spielerei riß ihn aus seinem Grübeln.

»Du hast recht,« sagte er, »ich bin dein, und alles übrige ist gleichgültig ... Nicht wahr, du hast mich aus der Erde gegraben? Ich lag wohl unter diesem Garten. Was ich vernahm, war das Geräusch deiner Schritte auf dem Kies. Du suchtest nach mir, brachtest mir Vogelsang, Nelkenduft und Sonnenschein ... Und es war mir zumut, als müßtest du mich am Ende finden. Siehst du, lange schon wartete ich auf dich. Aber ich konnte nicht hoffen, daß du dich mir ohne deinen Schleier schenken würdest, und mit gelösten Haaren, den schlimmen Haaren, die jetzt so sanftmütig geworden sind.« Er zog sie an sich, bettete sie auf seine Knie und lehnte das Gesicht an das ihre.

»Reden wir nicht mehr. Für immer sind wir allein. Wir lieben uns.«

In unschuldiger Umarmung verweilten sie noch lange in süßem Vergessen. Die Sonne stieg, heißer stäubte der Tau von den Zweigen nieder.

Die gelben, weißen und blaßroten Rosen wurden zu einer Ausstrahlung ihrer Freude, einer Form ihres Lächelns. Sicherlich sprangen die Knospen auf in ihrer Nähe. Rosen krönten sie und umschlangen ihre Glieder. Und so durchdringend war der Rosenduft, so erfüllt war er von liebender Zärtlichkeit, daß er der Duft ihres eigenen Wesens zu sein schien.

Sergius wollte Albines Haar ordnen. Er wühlte in liebenswürdiger Ungeschicklichkeit mit beiden Händen in ihren Haaren und steckte den Kamm schief in den aufgetürmten Wust. Indessen stand ihr diese seltsame Haartracht ausnehmend gut. Dann erhob er sich, streckte die Hände nach ihr und griff sie um die Hüften, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein.

Das stille Lächeln blieb ihnen, und so schritten sie über den Rasen davon.

Kapitel 7

Albine und Sergius betraten den Blumengarten. Sie fürchtete, er könne sich überanstrengen und betrachtete ihn voll Sorge. Mit einem leisen Auflachen beruhigte er sie. Stark genug fühlte er sich, sie zu tragen, wohin auch immer ihr der Sinn stünde. Als er sich wieder in der vollen Sonne fand, seufzte er glücklich auf. Endlich lebte er wieder und war nicht mehr wie eine Blume, von Winterkrämpfen geschüttelt. Und welche rührende Dankbarkeit! Er hätte Albines kleinen Füßen die ermüdenden Wege ersparen mögen und wünschte, sie in seinen Armen zu tragen, wie ein Kind, das die Mutter einlullt.

Eifersüchtig hütete er sie schon jetzt, räumte Steine und Dornen aus dem Weg und wachte darüber, daß der Wind dem geliebten Haar nicht Liebkosungen raube, die nur ihm allein gehörten. Sie hatte sich an seine Schulter geschmiegt, gab sich ruhevoll in seine Hut.

So wanderten Albine und Sergius zum erstenmal in die Sonne. Wohlgeruch folgte dem Paar, lebensvoll lag der Weg, die Sonne entrollte unter ihren Füßen einen goldenen Teppich. Zwischen den großen blühenden Sträuchern schritt das Paar dahin, wie ein Wunder, und so begehrenswert, daß von Ferne ihnen die Alleen zujauchzten und sie mit bewunderndem Raunen grüßten, wie eine Menge den lang erwarteten König begrüßt. Nur wie ein einziges, gebietend schönes Wesen waren sie. Die weiße Haut Albines war nur das Helle von Sergius' brauner Haut. Langsam gingen sie dahin, sonnenumkleidet: sie waren selbst Sonne, und die Blumen neigten sich und beteten sie an.

Tiefe Erregung bemächtigte sich des Blumengartens, ehrwürdig gab er ihnen das Geleit. Jahrhundertlang grünte das weite Feld in Verlassenheit, paradiesischer Winkel, dem der Wind die seltensten Blumen säte. Der glückliche Frieden des sonnenentschlummerten Paradies ließ die Entkräftung der Pflanzenarten nicht zu. Gleichmäßige Witterung herrschte dort, und das Erdreich war lange genug von jeder Pflanze durchdüngt, um in schweigender Kraft ihr gedeihlich zu sein. Unermeßlich war das Wachstum, prächtig, machtvoll, ungebündigt, reich an Zufälligkeiten, die Ungeheuerliches zur Blüte brachten, fern von Spaten und Gießkanne des Gärtners. Die Natur, sich selbst überlassen, konnte in aller Zuchtlosigkeit sich ungehemmt auswachsen in diesen einsam geschützten Gründen, wallte in jedem Frühling heftiger auf, gab sich den unerhörtesten Belustigungen hin, erfreute sich zu allen Jahreszeiten mit den seltsamsten, von keiner Hand je berührten Sträußen. Und es war, als wüte sie gegen alles von Menschenhand Geschaffene: in Empörung schleuderte sie ein buntes Durcheinander von Blumen mitten in die Alleen, Klettermoose griffen die Muschelgrotten an, sie umknotete den Hals der Marmorstandbilder und riß sie um mit Hilfe der Kordelbiegsamkeit ihrer Schlinggewächse; sie zersprengte das Gestein der Wasserbecken, der Treppen und Terrassen durch aufwucherndes Gesträuch; sie ruhte nicht, bis sie die kleinsten gepflegten Verstecke erschlichen hatte, bildete sie nach ihrer Weise um und pflanzte als Standarte der Empörung am Weg aufgerafftes Samenkorn, irgendein bescheidenes Grün, das sie riesenhaft aufschießen ließ. Einstmals hatte der Blumengarten, für einen Herrn bestellt,

der die Blumen leidenschaftlich liebte, auserlesene Wunder an Blumenbeeten und gewählten Einfassungen aufzuweisen. Heute traf man die gleichen Gewächse an, aber verpflanzt und in so zahllose Familien erweitert, so versprengt nach allen Seiten des Parkes, daß dieser nur noch eine Wirrnis war, schulentlaufen verdächtiges Gedränge, die trunkene Natur schluchzte auf in Eisenkraut und Nelken.

Albine führte Sergius, wengleich sie so tat, als schmiege sie sich schwach und hingebungsvoll an seine Schulter.

Zuerst führte sie ihn nach der Grotte. In der Tiefe einer Gruppe von Pappeln und Weiden fand sich eine verfallene Muschelgrotte, Felsstücke waren in ein flachrundes Brunnenbecken gestürzt, Wasserrinnsale zogen sich über die Steine. Die Grotte verschwand im Blätteransturm. Unten schienen Reihen von Stockrosen den Eingang mit einem Gitter roter, weißer, violetter und gelber Blumen zu versperren, deren Stämme in riesigen, bronzegrünen Nesseln versanken, die ruhevoll brennende Gifte schwitzten. Dann gab es ein ungeheueres Aufschnellen, ein Emporklimmen in wenigen Sätzen, süßbesternte Jasminblumen; Glyzinen mit spitzenhaft zarten Blättern; dichten Efeu, wie aus lackiertem Eisenblech gestanz, biegsame Geißblatranken mit blassen Korallenhalmen überschüttet, verliebte Waldreben, zierlich weiß bebüschelte, die ihre Arme breiteten. Und noch andere, zartere Pflanzen, die sich diesen schmiegt und sie fester banden, sie verstrickten in duftende Netze.

Nacktgrüne Kapuzinerblüten sperrten rotgoldene Rachen auf. Fadendicke spanische Bohnen ließen hier und dort ihr brennendes Feuer aufglimmen. Winden entfalteteten die herzgeschnittenen Blätter, läuteten mit tausend Glöckchen ein stillentzücktes Farbenlied. Wicken, wie ruhende Schmetterlingsflügel, bogen die fahlroten, die rosa Schwingen, bereit, sich vom ersten Windeswehen forttragen zu lassen. Maßlos dichtes, grünes Fließ, von Blumen überregnet, das nach allen Seiten auszüngelte, sich sträubte in wilder Wirrnis; man konnte annehmen, irgendeine Riesin sei weithin niedergebroschen und habevon Leidenschaft durchkrampf den Kopf zurückgebogen, in einem Mähengeriesel, das nach allen Seiten sich ausbreitete, wie duftender See.

»Niemals habe ich mich in diese Schwärze gewagt,« flüsterte Albine Sergius ins Ohr.

Er machte ihr Mut und trug sie durch die Brennesseln; und da ein Felsstück die Schwelle der Grotte versperrte, hielt er sie einen Augenblick aufrecht in den Armen, damit sie durch die Öffnung zu spähen vermöchte, die einige Fuß über dem Erdboden sich auftat.

Sie flüsterte: »Da ist eine Marmorfrau, die der Länge nach in das fließende Wasser gestürzt ist. Das Gesicht ist im Wasser vergangen.«

Er wollte sich das auch ansehen und hob sich mit aufgestemmtten Händen. Ein kalter Luftzug streifte seine Wange. Zwischen Binsen und Wasserlinsen, im Tagesstrahl, der durch die Öffnung fiel, lag die Marmorfrau auf dem Rücken, bis zum Gürtel entblößt, ein Faltengewinde deckte ihre Schenkel.

Eine hundertjährig Ertrunkene, langsamer Selbstmord eines Marmorbildes, das leidvoll in diese Quellentiefe versunken war. Die klar sie überrieselnde Welle hatte ihr Antlitz ausgeglättet zu gesichtslos bleichem Stein, während ihre beiden Brüste, wie durch eine Nackenbewegung aus dem Wasser gedrängt, unversehrt waren und lebendig geschwellt

schienen von vergangener Lust.

»Sie ist gar nicht tot,« sagte Sergius und ließ sich herunter, »irgendwann müssen wir hierherkommen und sie aus dem Wasser ziehen.«

Albine aber überschauerte es und sie zog ihn fort. Sie fanden zurück in die Sonne, zu den kecken Beeten und Blumenkörben, wanderten aufs Geratewohl über eine weglose Blumenwiese. Als Teppich breiteten sich ihren Füßen reizende Pflanzen, jene Zwergpflanzen, die vormals die Alleen säumten und jetzt unübersehbar sich breiteten. Manchmal sanken sie tief ein in die fleckigen Seiden rosiger Silanien, den buntgeflamnten Atlas der Ziernelken, den blauen Vergißmeinnicht-Sammet mit der Unzahl trauriger Augen.

Weiterhin durchschritten sie riesenhafte Reseden, die ihnen bis zu den Knien stiegen, wie ein duftendes Bad; durch Überkreuzen eines Schneeglöckchenfeldes schnitten sie ein Stück Weges ab, um benachbarte Veilchenfelder zu schonen, die so sanftmütig lagen, daß sie der Gedanke, auch nur den kleinsten Büschel zu zertreten, erzittern ließ, als sie aber von allen Seiten eingeschlossen waren und nur noch Veilchen um sich sahen, waren sie gezwungen, auf leisen Sohlen diese Balsamsüße zu überschreiten, wie vom Frühling selbst angeatmet. Nach den Veilchen erstreckten sich grünwollige Lobelien, etwas grob und von lichtem Lila überfleckt. Die hell und dunkler geschatteten Sterne der Selaginoïden, die blauen Kelche der Nemophilien, das Gelbkreuz der Saponarien, die rosa weißen Kreuze der Viole von Mahon stickten reiche Musterung, breiteten unübersehbar aus vor dem Paar den Glanz königlich prächtiger Stoffe; damit der Weg mühelos vollbracht würde in der Freude gemeinsam erster Wanderung. Und immer wieder standen Veilchen, ein Meer von Veilchen erstreckte sich, überspülte ihre Füße mit duftender Köstlichkeit, geleitete sie mit dem Hauch ihrer blattverborgenen Blüten.

Albine und Sergius verirrteten sich, unzählige höher gewachsene Pflanzen schlossen sich zu Hecken, bildeten schmale Pfade, denen sie vergnüglich nachgingen. Die Wege wirrten sich und schlugen große Bogen, verloren sich in undurchdringbarem Unterholz: himmelblau bequastetes Ageratum, zart moschusduftender Waldmeister, kupferbrüstiger, zinnoberrot gepunkteter Mimulus, scharlachrote und violette Flammenblumen, die Blumenkunkeln streckten, von Winden gesponnen; roter Flachs in haarfeinen Halmen; vollmondgleiche Chrysanthemen, die kurzverlöschende Strahlen zückten, weißliche, blaßlila, rosige. Das Paar bahnte sich einen Weg durch die Hemmnisse und setzte seine glückselige Wanderung zwischen zwei grünen Hecken fort. Zur Rechten hob sich leichte Eschenwurz, makellose Centranten schneiten nieder und graue Hundszungen, die in jeder ihrer winzigen Blumenkuppeln einen Tautropfen bargen. Zur Linken stand eine lange Reihe Aglei, alle Arten von Aglei, weiße, hellrote, dunkelviolette, diese fast schwarz von düsterer Traurigkeit. Von Gruppen hoher Stengel hingen die gefälteten und gepreßten Blumenblätter wie Kreppschleier. Und immer wandelten sich die Hecken, je weiter sie vordrangen. In Reihen standen die umblühten Stecken hohen Rittersporns, von Blattwerk umkräuselt, ließen die geöffneten Rachen fahlroten Löwenzahns durchblicken, reckten sich spitziige Schizantusblätter, reich an flügelnden Blumen mit schwefligen, lackrot gefärbten Schwingen. Glockenblumen zogen am Weg entlang, stürmisch ihre blauen Glocken schaukelnd, sogar hohen Affodill gab es, dessen Goldgestiel ihm als Glockenturm diente. Eine riesige Fenchelstaude im Winkel glich feiner Spitzendame,

deren Sonnenschirm aus wassergrünem Atlas sich stülpte. Dann plötzlich fand sich das Paar in einer Sackgasse, kein Vorwärtskommen war mehr möglich durch die Blumenmassen, die den Weg verstellten, ein solches Aufquellen von Pflanzen war es, daß sich eine sieghaft überbuschte Hürde bildete. In der Tiefe verschlang Akanthus sich zu einem Sockelaufbau, aus dem scharlachfarbenes Benediktenkraut aufstrebte, Rhodanthum mit trockenen Blättern wie buntbrüchiges Papier, Klärkien mit den großen, zierlich durchbrochenen weißen Kreuzen, die sich wie das Kreuz eines barbarischen Ordens ausnahmen. Höher hinauf entfalteten sich rosa Viskarien, gelbes Leptosiphon, weiße Colinsia, und der Lagurus mengte in dies lebhafte Farbenspiel seine aschengrünen Bälle. Noch weiter oben erhoben roter Fingerhut, blaue Wolfsbohnen ihre zarten Säulengänge, wurden zu schwebender byzantinischer Rotunde, grell überfärbt von Purpur und Azur, während zu alleroberst ein mächtiger Wunderbaum mit vollblütigen Blättern zu dunkelkupfrigem Dom sich wölbte.

Und als Sergius mit vorgestreckten Händen weiterging und sich einen Weg bahnen wollte, flehte Albine ihn an, den Blumen kein Leid anzutun.

»Du würdest die Äste abbrechen, die Blätter zerdrücken,« sagte sie. »Seitdem ich hier lebe, gebe ich mir Mühe, niemand zu Leide zu sein. Komm mit, ich will dir die Stiefmütterchen zeigen.«

Sie zwang ihn umzukehren und führte ihn aus der Wegenge in die Mitte des Blumengartens, wo sich früher die großen Wasserkünste befunden hatten. Die ausgefüllten Wasserbecken waren jetzt nur noch große Blumenschalen mit zerschütterten, zerborstenen Marmorrändern. Eines der größten hatte der Wind in einen wundersamen Stiefmütterchenkorb verwandelt. Lebensvoll schimmerten die samtene Blumen, violett gescheitelt, gelbäugig, mit blassen Lippen und blaßfarbenem Kinn.

»Als ich kleiner war, fürchtete ich mich vor ihnen. Betrachte sie nur recht. Könnte man nicht meinen, tausend winzige Gesichter sehen vom Boden auf? ... Und sie wenden ihre Gesichter alle nach einer Richtung. Wie eingegrabene Puppen sind sie, die den Kopf aus der Erde strecken.«

Wieder zog sie ihn weiter. Sie gingen von einem Beet zum anderen. In der benachbarten Schale blühte Tausendschön mit ungeheuerlich gesträubten Kämmen, die Albine nicht anzufassen wagte, weil sie ihr vorkamen wie riesenhafte blutige Raupen. Strohgelbe Balsaminen, pfirsichfarbene, flachsgraue, verwaschen rosige füllten eine andere Schale, der ihre Samenkörner federnd entsprangen mit einem trockenen kleinen Geräusch. Etwas weiter gab es zwischen den Trümmern eines Springbrunnens eine Unmasse prachtvoller Nelken; weiße Nelken entquollen der moosbedeckten Muschel; buntgeflamnte Nelken ließen aus Steinritzen die Vielfarbigkeit ihrer ausgerüschten Musselinzacken aufwachsen, während dem Löwenrachen, der früher Wasser spie, große rote Nelken entblühten in so kraftvollen Strahlen, daß der verstümmelte alte Löwe jetzt Blutgerinsel von sich zu geben schien. Und nebenan das Hauptgewässer, der frühere Schwanensee, hatte sich in einen Fliederwald verwandelt, in dessen Schatten Klee, Eisenkraut, dreifarbige Winden ihre zarte Haut schützten, halbschlafend in duftender Feuchte.

»Und wir haben noch nicht einmal die Hälfte des Blumengartens durchschritten,« sagte Albine stolz. »Dort drüben wachsen große Feldblumen, in denen ich vollkommen

verschwinde wie ein Rebhuhn im Kornfeld.«

Sie gingen hin, stiegen eine breite Treppe herunter, aus deren gestürzten Urnen violette Irisflammen hoch aufschlugen. An den Stufen entlang ergoß sich ein Levkoiengeriesel wie flüssiger Goldstrom. Disteln stellten sich zu beiden Seiten als grünbronzene, stachelsträubende Kandelaber, beschnäbelt wie phantastische Vögel, seltsam künstlich, von der Eleganz chinesischer Rauchergefäße. Sedum hing blonde Flechten zwischen die Balustraden, grünliche Wasserhaare mit Feuchtigkeitsmalen. Unten breitete sich ein zweiter Blumengarten, der von eichenstarken Buchshecken durchzogen wurde, vormals zu Kugeln, Pyramiden, achteckigen Türmen beschnittenem Buchs, der jetzt in großartiger Ungezwungenheit düstergrün überfließende Hecken aufbaute, durch deren Lücken man das Blau des Himmels sah.

Und Albine führte Sergius nach rechts hinüber auf ein Feld, das wie der Kirchhof des Blumengartens sich ausnahm. Hier klagten Skabiosen, Trauerzüge von Mohn zogen in Reihen dahin; sie rochen nach Tod und entfalteten ihre schweren Blüten in fiebrigem Glanz. Tragische Anemonen standen als leidtragende Menge, welk und erdfarbig von irgendeinem Krankheitshauch gestreift. Untersetzte Stechäpfel hoben ihre blaßvioletten Hörner, denen lebensmüde Insekten selbstmörderisch Gift entsogen. Ringelblumen, unter ihren schleimigen Blättern begraben, waren wie Leiber im Todeskampf zuckender Sterne, denen Pesthauch der Verwesung schon entatmet. Und noch andere Betrübnis mehr: fleischiger Hahnenfuß von der dumpfen Farbe rostigen Metalles, Hyazinthen und Tuberosen hauchten betäubende Düfte und erstarben in ihrem eigenen Duft. Aber Aschenkraut tat sich zumeist hervor. Ein ganzer Wald von Aschenkraut, das Halbtrauer violetter und weißer Gewänder aus Streifensammt und einfarbigem Sammt in reicher Einfachheit zeigte. Inmitten des Trauerfeldes stand ein verstümmelter Liebesgott aus Marmor aufrecht, der den Bogen haltende Arm lag zwischen Nesseln; er lächelte noch trotz des Moosgeflechtes, unter dem seine kindliche Nacktheit fröstelte. Sodann versanken Albine und Sergius in einem Feld von Pfingstrosen. Die weißen Blumen zerfielen in einem Regen großer Blumenblätter, der ihnen die Hände kühlte wie große Tropfen eines Gewitterregens. Die roten Blumen sahen wie erhitzte Gesichter aus, deren laute Fröhlichkeit sie beunruhigte. Zur Linken kamen sie in ein Fuchsienbeet, ein Gewirr geschmeidiger Sträucher, die sie entzückend fanden mit der Unmenge ihrer Glöckchen, wie japanisches Spielzeug. Hierauf überschritten sie ein Feld von lilatraubigem Ehrenpreis, Geranien- und Pelagonienfelder, die glühend überflammt schienen vom roten, rosa und weißen Glühen eines Kohlenbeckens, das der kleinste Windhauch unaufhörlich neu entfacht. Sie mußten Vorhänge von schilfhohen Gladiolen umgehen; die Blumenschäfte zückten, farbenreich brennend in der Tageshelligkeit, wie abendlich entzündete Fackeln. Sie verirrten sich inmitten eines Dickichts von Sonnenblumen, eines Hochwaldes von Stengeln, die den Umfang von Albines Taille hatten, verdüstert von rauhen Blättern, die genügend groß waren, um ein Kind darauf zu betten, belebt von riesigen Sternengesichtern, die wie ebenso viele Sonnen glänzten. Endlich gelangten sie in eine andersartige Waldung, ein Rhododendrongebüsch, so durchsetzt mit Blumen, daß die Zweige und Blätter nicht zu sehen waren, zu riesigen Sträußen gehäuft, Kiepen voll zarter Blütenkelche, die sich bis in den Himmel hoben.

»Glaub' nur nicht, daß wir am Ende sind,« rief Albine, »weiter, nur weiter!«

Aber Sergius hielt sie zurück. Sie befanden sich jetzt inmitten einer alten Säulenhalle; Säulenstümpfe formten Bänke zwischen einem Gewucher von Primeln und Immergrün. Etwas weiter zwischen den noch aufwärts stehenden Säulen erstreckten sich noch andere Blumenfelder: Tulpen in der bunten Lebhaftigkeit gemalter Porzellane, Felder von Kalzeolarien, ein leichtes Fleischgebläse, golden und blutig bepunktet; Felder von Zinnia, wie große erzürnte Gänseblumen; Felder von Petunien, weichblättrig wie fraulicher Battist, und Felder über Felder in unübersehbarer Folge, deren Blumen nicht mehr zu erkennen waren. Teppichbunt breitete sich heftig blühende Wirrnis in der Rahmung sanften Grasgrüns.

»Wir werden nie bis ans Ende kommen,« sagte Sergius lächelnd und streckte den Arm aus. »Hier müßte es gut sein auszuruhen in den wehenden Düften.

Ihnen zur Seite lag ein Feld von Heliotrop; so süßer Vanilleatem entströmte ihm, daß der Wind, von ihm erfüllt, zur samteneu Liebkosung wurde. Also ließen sie sich auf einer der umgestürzten Säulen nieder, die ein Kranz prachtvoller Lilien umwuchs. Seit mehr als einer Stunde waren sie unterwegs. Von Rosen kamen sie zu Lilien. Die Lilien boten ihnen unschuldige Zuflucht nach ihrer Liebeswanderung mitten durch heiße, süße Dringlichkeit des Geißblattes, würzige Veilchen, kußfrisch duftende Verbenen, Tuberosen, von schwächend tödlicher Wollust umhaucht. Die hochstrebenden Lilienstengel errichteten einen weißen Tempel um sie, überdacht von schneeigen Kelchen, einzig belebt von dem leichten Goldgetropf der Staubgefäße. Und so verblieben sie in gebietender Jungfräulichkeit, unberührt, wie bräutliche Kinder, umschlossen vom Turm der Keuschheit, dem elfenbeinernen Turm, und vermochten noch in zauberischer Unschuld sich zu lieben. Bis zum Abend ruhten Albine und Sergius bei den Lilien. Hier fühlten sie sich wohl, und hier vollendete sich ihre Geburt. Sergius vergingen die letzten Fieber, und Albine wurde ganz weiß, von milchiger Weiße, bar jeden rosigen Schimmers. Ihren nackten Armen, Schultern, dem nackten Hals schenkten sie keine Beachtung mehr. Des Haares entfesselte Blöße erregte sie nicht. Aneinandergeschmiegt lachten sie hellauf und erfrischten sich in der Umarmung. Ihre Augen bewahrten quellenhafte Klarheit, ohne daß, die Kristallreine trübend, aus der Körperlichkeit Unlauteres in ihnen aufgedampft wäre. Der Gedanke kam ihm nicht, die samtigen Früchte ihrer Wangen anzutasten. Als kaum Zehnjährige nahmen sie von den Lilien Abschied; es war ihnen, als hätten sie sich in der Einsamkeit des großen Gartens getroffen, um dort in Freundschaft und ewiger Kurzweil dahinzuleben. Und als sie den Blumengarten wiederum durchschritten bei umdämmerter Heimwanderung, hatte es den Anschein, als bemühten sich die Blumen eines zurückhaltenden Benehmens, als freuten sie sich der Jugend dieser Kinder und wollten sie nicht verderben. Die Päonienwälder, Nelkenschalen, Vergißmeinnichtteppiche, Waldrebenhänge taten sich vor ihnen nicht mehr auf als Liebesnischen, sie verschwammen in den abendlichen Lüften, entschliefen in einer, wie die ihre, reinen Kindlichkeit. Die Stiefmütterchen sahen wie Kameraden nach ihnen hin mit ihren treuherzigen kleinen Gesichtern. Die matten Reseden schienen mitleidergriffen und vermieden, von Albines weißen Kleidern berührt, ihr Fieber anzufachen mit duftendem Hauch.

Kapitel 8

Am nächsten Tage rief Sergius schon beim ersten Morgengrauen nach Albine. Diese schlief in einem der Zimmer des oberen Stockwerkes, und der Gedanke kam ihm gar nicht, hinaufzusteigen. Er beugte sich aus dem Fenster, sah, wie sie nach dem Erwachen ihre Läden aufstieß. Ihre Blicke trafen sich, und da mußten sie beide sehr lachen.

»Heute gehst du nicht aus,« sagte Albine, als sie herunterkam. »Wir müssen uns ausruhen ... Morgen werde ich dich weit, weit fortführen an einen Ort, wo es uns ausnehmend gefallen wird.«

»Wir werden uns entsetzlich langweilen,« murmelte Sergius.

»Warum nicht gar ... ich werde dir Geschichten erzählen.«

Sie verbrachten einen entzückenden Tag. Die Fenster standen weit offen; das Paradeis hatte Zutritt ins Zimmer und freute sich mit ihnen. Sergius ergriff endlich Besitz von diesem glücklichen Zimmer, in dem er wähnte, geboren zu sein. Alles wollte er sehen und erklärt haben. Die Liebesgötter aus Stuck, die in den Nischen flogen, schienen ihm so spaßhaft, daß er auf einen Stuhl stieg und Albines Gürtel dem Kleinsten, einem Männlein, das mit der Kehrseite nach oben, dem Kopf nach unten Allotria trieb, um den Hals band. Albine klatschte in die Hände und rief, er gliche einem Maikäfer am Faden. Dann, wie von Mitleid ergriffen:

»Nein, nein, mach ihn los ... so kann er nicht fliegen.«

Aber am meisten beschäftigten Sergius die gemalten Liebesabenteuer über den Türen. Er ärgerte sich, daß ihm nicht klar wurde, was sich da eigentlich abspielte; die Malereien waren zu verblichen.

Mit Albines Hilfe rollte er einen Tisch herzu, den sie beide erkletterten. Albine begann zu erklären:

»Sieh nur, die da werfen sich Blumen zu. Unter den Blumen kann man nur noch drei nackte Beine erkennen. Ich glaube mich erinnern zu können, daß damals, als ich kam, noch eine liegende Frau zu erkennen war. Aber seither ist sie verschwunden.«

Sie betrachteten nacheinander alle Felder, ohne daß von den hübschen Boudoirunanständigkeiten irgendein Unlauteres bis zu ihnen gedrungen wäre. Die wie ein geschminktes Antlitz des achtzehnten Jahrhunderts zerbröckelnden Malereien waren genügend vergangen, um nichts als Knie und Ellbogen der in lebenswürdigen Unzüchten hingesunkenen Körper sichtbar werden zu lassen. Die zu unumwundenen Deutlichkeiten, in denen sich die den Alkoven fern durchduftende, vergangene Liebe gefallen hatte, waren von der Luft ausgelöscht; so war das Zimmer, gerade wie der Park, auf natürliche Art wieder jungfräulich geworden unter ruhigem Sonnenglänzen.

»Sie spaßen, die Jüngelchen,« sagte Sergius und stieg vom Tisch herunter. »Kannst du Heiß und Kalt spielen?«

Albine kannte alle Spiele. Nur mußte man, um Heiß und Kalt spielen zu können, mindestens zu dritt sein. Das brachte sie zum Lachen. Aber Sergius rief, zu zweit wäre es am allerschönsten, und sie beschlossen, immer nur zu zweit zu sein.

»Kein Laut ist zu hören, wie traulich ist es,« begann der junge Mann wieder und streckte sich auf dem Sofa aus. »Und die Möbel riechen alt und angenehm. Es ist traulich wie in einem Nest; dies ist ein Zimmer, in dem das Glück wohnt.«

Das junge Mädchen schüttelte ernst den Kopf.

»Wäre ich furchtsam gewesen,« flüsterte sie, »hätte ich mich wohl fürchten können in der ersten Zeit ... Gerade diese Geschichte will ich dir ja erzählen. Hier in der Gegend hab' ich sie gehört; vielleicht ist sie gar nicht wahr, aber hübsch ist sie doch.«

Und sie setzte sich neben Sergius.

»Vor vielen, vielen Jahren gehörte das Paradeis einem reichen, vornehmen Herrn, der sich mit einer Dame von großer Schönheit dort vergrub. Die Tore des Schlosses waren so wohl verschlossen, die Gartenmauern so hoch, daß niemand je auch nur den kleinsten Schleppenzipfel jener Dame zu sehen bekam.«

»Ich weiß,« unterbrach Sergius. »Nie wieder ist die Dame zum Vorschein gekommen.«

Da Albine ihn verwundert betrachtete, geärgert darüber, daß ihre Geschichte ihm schon bekannt war, fuhr er halblaut fort, selbst erstaunt:

»Die Geschichte hast du mir schon erzählt.«

Sie widersprach; dann schien sie sich eines Besseren zu besinnen und ließ sich überzeugen, was nicht hinderte, daß sie ihre Erzählung mit den Worten endete:

»Als der Herr das Schloß verließ, waren seine Haare weiß. Alle Öffnungen ließ er vermauern, damit nichts die Ruhe der Dame störte. In diesem Zimmer starb sie.«

»In diesem Zimmer!« rief Sergius. »Das hast du mir nicht gesagt... Bist du sicher, daß sie in diesem Zimmer gestorben ist?«

Albine ereiferte sich, alle Welt wüßte, daß es so sei, wie sie sagte. Der Herr habe das Lusthaus bauen lassen, um jene prinzessinnenhafte Unbekannte dort zu behausen. Die Schloßdienerschaften hätten später versichert, Tag und Nacht habe er dort zugebracht. Oftmals auch sei er gesehen worden, wie er durch die Alleen die kleinen Füße der Unbekannten in das dichteste Heckendunkel geleitete. Um nichts in der Welt aber hätten sie den Versuch gemacht, das Paar zu belauschen, das ganze Wochen lang im Park umherstreifte.

»Und hier ist sie gestorben,« wiederholte Sergius, der ganz beeindruckt war. »Und du hast dir ihr Zimmer angeeignet, wohnst in ihren Möbeln, schläfst in ihrem Bett!«

Albine lächelte.

»Du weißt doch, daß ich nicht furchtsam bin,« sagte sie. »Ach, und dann ist alles das so lange her ... Dir schien das Zimmer doch voll Glück.«

Sie verstummten und betrachteten eine Weile den Alkoven, die hochgewölbte Decke, die schattengrauen Winkel. Wie Liebesrührung lag es über den verblaßten Farben der

Möbel. Leise seufzte die Vergangenheit auf, so ergeben, daß es klang wie der zärtlich schwüle Dank einer angebeteten Frau.

»Ja,« flüsterte Sergius, »es ist zu ruhig hier, als daß man sich fürchten könnte.«

Albine rückte näher an ihn heran und begann wieder:

»Nur wenige wissen, daß sie im Garten das Versteck vollkommenster Glückseligkeit entdeckten und ihre ganze Zeit dort verbrachten. Ich weiß das aus sicherster Quelle. Ein schattenkühler Winkel, in unzugänglichem Gesträuch verborgen und so wunderbar schön, daß man dort die ganze Welt vergißt. Sicher liegt die Dame dort begraben.«

»Ist es im Blumengarten?« fragte Sergius neugierig.

»Ach, ich weiß nicht, ich weiß nicht,« sagte das junge Mädchen mit einer mutlosen Bewegung. »Überall habe ich gesucht und nirgends noch die glückselige Lichtung entdecken können ... Nicht zwischen den Rosen ist sie, noch in den Lilien, noch im Veilchenflor.«

»Vielleicht ist es jene traurige Blumenecke, wo du mir das Steinbild eines Kindes mit abgebrochenem Arm zeigtest?«

»Nein, nein.«

Albine blieb eine kleine Weile in Gedanken versunken. Dann fuhr sie fort, als redete sie mit sich selbst:

»Schon am ersten Tage machte ich mich auf die Suche. Wenn ich Tage verbrachte im Paradies, wenn ich die heimlichsten grünen Winkel durchstöberte, so war es, um mich nur eine Stunde lang auf der Lichtung auszuruhen. Wie viele Morgen habe ich nicht vergeudet mit vergeblichen Streifzügen, durch Dorngerank, beim Absuchen der entlegensten Parkecken! ... Oh, gleich hätte ich ihn erkannt, den verzauberten Unterschlupf mit seinem mächtigen Baum, dessen Laub ihn wohl ganz überdacht, mit dem Grastepich wie aus Seidensammet, den grünen Buschwänden, die selbst die Vögel nicht durchdringen können!«

Sie warf einen Arm um Sergius' Hals, und bittend hob sie die Stimme:

»Sag', jetzt sind wir zu zweit, können zu zweit auf die Suche gehen, zu zweit werden wir finden, was wir suchen. Du bist stark und kannst mir die großen Zweige aus dem Wege biegen, damit ich jedes Dickicht ganz zu durchsuchen vermag. Du wirst mich tragen, wenn ich müde werde; du wirst mir helfen beim Überspringen der Bäche, du wirst auf die Bäume steigen, wenn wir unseren Weg verloren haben ... Welche Freude dann, wenn wir Seite an Seite mitten auf der Lichtung ruhen können unterm Blätterdach! Ich habe mir sagen lassen, daß man dort in einer Minute ein ganzes Leben durchlebt ... Nicht wahr, lieber Sergius, gleich morgen fangen wir an, den ganzen Park zu durchsuchen, Gebüsch für Gebüsch, bis sich unser Wunsch erfüllt.«

Sergius zuckte lächelnd die Achseln.

»Wozu?« sagte er. »Ist es denn im Blumengarten nicht schön genug? Wir sollten bei den Blumen bleiben, scheint mir, ohne irgendein größeres Glück in der unbestimmten Ferne zu suchen.«

»Dort ist die Tote begraben,« flüsterte Albine und verfiel wieder ihrer Träumerei. »Vor Lust, dort geruht zu haben, ist sie gestorben. Der Schattenzauber dieses Baumes ist tödlich... Gerne wollt' ich so sterben. Wir lägen einer dem andern im Arm und stürben; kein Mensch fände uns.«

»Nein, sei still, du machst mich ganz betrübt,« unterbrach Sergius sie beunruhigt. »Wir wollen in der Sonne leben, weit fort von Todesschatten. Deine Worte ängstigen mich, als wollten sie uns in ein nicht wieder gutzumachendes Unglück drängen. Sicher ist es unrecht, unter einem Baum zu ruhen, dessen Schatten solche Schauer schafft.«

»Ja, es ist unrecht,« erklärte Albine ernst. »Alle Leute hier im Land haben mir gesagt, es sei unrecht.«

Eine Stille trat ein. Sergius erhob sich vom Ruhebett, auf dem er gelegen hatte, lachte und äußerte, die Geschichten wären gar nicht nach seinem Geschmack. Die Sonne begann schon zu sinken, als Albine endlich einwilligte, für kurze Zeit in den Garten hinunterzugehen. Sie führte ihn links an der Umfassungsmauer entlang bis zu einem dornenstarrenden Schuttfeld. Hier hatte früher das Schloß gestanden, noch war alles schwarz verbrannt von der Feuersbrunst, die die Mauern niedergelegt hatte. Unter dem Gestrüpp barsten feuergebackene Steine, verfaulten Überreste von Holzwerk. Wie ein wüster Felsenfleck sah es aus, durchhöhlte, verbrannt und mit rauhem Gras bestanden, kriechenden Gewächsen, die in alle Spalten krochen wie Nattern. Und sie vergnügten sich damit, diesen Hexenkessel nach allen Seiten zu durchqueren, im Schutt zu stochern und nachzusuchen, ob sich nichts von dieser eingeäscherten Vergangenheit enthüllen wollte. Sie gestanden sich ihre Neugier nicht ein, liefen sich nach zwischen geborstenen Planken und gestürztem Gemäuer; in Wirklichkeit aber dachten sie an nichts anderes als an die Legende dieser Ruinen, an die Dame, schöner als der Tag, die knisternde Seidenschleppen einst über die Stufen zog, auf denen jetzt nur mehr träge Eidechsen umherkrochen.

Sergius erklimm schließlich den höchsten Schutthaufen und sah über den Park hin, der seine unübersehbaren grünen Matten breitete, und versuchte zwischen den Bäumen die graue Wand des Lusthauses zu erspähen. Albine stand still neben ihm; sie war nachdenklich geworden.

»Das Lusthaus ist dort zur Rechten,« sagte sie, ohne daß er sie gefragt hätte. »Es ist alles, was übrigblieb von den Baulichkeiten ... Du kannst es genau sehen am Ende der Lindendeckung!«

Wieder schwiegen sie. Und als führte sie mit lauter Stimme die Gedanken weiter aus, die sie innerlich beide beschäftigt hatten, begann sie wieder:

»Wenn er zu ihr ging, führte sein Weg wohl durch diese Allee; dann umschritt er die großen Kastanien und hielt sich unter den Linden ... Kaum eine Viertelstunde hatte er zu gehen.«

Sergius tat den Mund nicht auf. Auf dem Rückweg gingen sie durch die Allee, umschritten die großen Kastanien und bogen unter die Linden. Ein Liebesweg war es. Es war, als suchten sie Spuren im Gras, eine abgefallene Bandschleife, einen Hauch vergessener Wohlgerüche, irgendein Zeichen, das klar ihnen kündete, sie fanden sich wirklich auf dem Weg zur Lust glücklichen Zusammenseins. Es wurde Nacht. Die großvergehende Stimme des Gartens rief nach ihnen aus den grünen Gründen.

»Warte,« sagte Albine, als sie wieder vor dem Lusthaus angelangt waren. »Komm erst in einigen Minuten herauf.«

Sie lief vergnügt voran und schloß sich ein in dem Zimmer mit der blauen Decke. Zweimal ließ sie Sergius an die Türe klopfen, dann erst tat sie leise die Türe halb auf und empfing ihn mit einer tiefen Verneigung im alten Stil.

»Guten Tag, mein teurer Gebieter,« sagte sie und küßte ihn.

Dies belustigte sie ungemein. Sie spielten Liebesleute in aller Kindlichkeit und versuchten eine Leidenschaft nachzustottern, die einstmals hier zu Tode gekommen war. Wie eine Schulaufgabe plapperten sie sie in entzückender Torheit her, verstanden nicht, sich auf die Lippen zu küssen und versuchten es mit den Wangen, umtanzten einander schließlich unter Lachausbrüchen, ahnungslos, wie eines den andern seine Freude an ihrer gegenseitigen Neigung fühlen lassen konnte.

Kapitel 9

Am nächsten Morgen wollte Albine gleich bei Sonnenaufgang fortgehen, sich auf den weiten Weg machen, den sie seit dem vergangenen Abend plante. Voll Fröhlichkeit hüpfte sie umher und erklärte, sie würden den ganzen Tag unterwegs sein.

»Wohin führst du mich denn?« fragte Sergius.

»Das wirst du ja sehen, das wirst du ja sehen!«

Er nahm sie bei den Handgelenken und sah ihr ins Gesicht.

»Vernünftig sein, nicht wahr? Ich will nicht, daß du deine Lichtung suchst, deinen Baum, dein Todeskraut. Du weißt, es ist verboten.«

Sie errötete leicht, widersprach aber und sagte, sie dächte gar nicht an diese Dinge. Dann fügte sie hinzu:

»Wenn wir aber finden, ohne zu suchen, durch Zufall, würdest du dich dort nicht ausruhen wollen... Dann hast du mich wenig gern?«

Sie brachen auf, durchschritten den Blumengarten, geradeaus, ohne sich aufzuhalten beim Erwachen der Blumen, die nackt in Tau badeten. Rosenhäutig war der Morgen und lächelnd wie ein schönes gesundes Kind, das die Augen aufschlägt inmitten weißer Kissen.

»Wohin führst du mich?« wiederholte Sergius.

Albine lachte, ohne eine Antwort zu geben. Als sie aber zum Wasserstreifen kamen, der den Garten am Ende des Blumengartens durchschnitt, blieb sie ganz bestürzt stehen. Der Wasserlauf war von den letzten Regengüssen noch angeschwollen.

»Wir werden nie hinüberkommen,« murmelte sie. »Für gewöhnlich ziehe ich meine Schuhe aus und binde meine Röcke in die Höhe. Heute aber würde uns das Wasser bis zu den Hüften reichen.«

Sie gingen eine kleine Weile am Fluß entlang und suchten eine Furt. Das junge Mädchen sagte, es sei verlorene Mühe, sie kenne alle Möglichkeiten genau. Früher hatte sich eine Brücke hier befunden, deren Einsturz große Steine in den Fluß gesät habe, zwischen denen das Wasser in Wirbeln schäumte.

»Steig auf meinen Rücken,« sagte Sergius.

»Nein, nein, ich mag nicht. Gleitest du aus, machen wir gemeinsam einen argen Kopfsprung... Du weißt nicht, wie unzuverlässig die Steine da sind.«

»Steig doch auf meinen Rücken.«

Schließlich bekam sie Lust. Sie nahm einen Anlauf und sprang wie ein Junge, so hoch, daß sie rittlings Sergius auf den Schultern saß. Als sie ihn unter sich wanken fühlte, rief

sie, er sei noch nicht stark genug und sie wolle herunter. Noch zweimal sprang sie so auf, dies Spiel schien sie zu entzücken.

»Bist du bald so weit?« rief der junge Mann lachend. »Halte dich jetzt gut fest, es geht los.«

Und in drei leichten Sätzen übersprang er den Fluß, kaum, daß seine Fußspitzen naß wurden. In der Mitte kam es Albine einmal vor, als glitte er aus. Sie schrie auf und hielt sich mit beiden Händen an seinem Kinn fest. Doch schon trabte er wie ein Pferd mit ihr über den feinen Sand des anderen Ufers.

»Hü, hü,« rief sie aufatmend und begann diesem neuen Spiel Reiz abzugewinnen.

So lief er mit ihr so lange sie wollte, stampfte mit den Füßen, um das Hufgeklapper nachzuahmen. Sie schnalzte mit der Zunge, griff zwei seiner Haarsträhnen, die sie wie Zügel gebrauchte, um ihn nach links oder rechts zu lenken.

»Da, da wären wir,« sagte sie und schlug ihm leicht auf die Wangen.

Sie sprang zur Erde, erhitzt lehnte er sich gegen einen Baum, um wieder zu Atem zu kommen. Da zankte sie mit ihm und drohte, sie hätte nicht die Absicht, ihn zu pflegen, wenn er wieder krank würde.

»Laß doch, gut hat mir das getan,« erwiderte er. »Bin ich erst ganz bei Kräften, werde ich dich ganze Vormittage lang herumschleppen ... Wohin führst du mich?«

»Hierher,« sagte sie und ließ sich mit ihm unter einem riesigen Birnbaum nieder.

Sie waren im alten Fruchtgarten des Parkes. Die grüne, lukendurchbrochene Mauer einer Hagedornhecke grenzte ihn ab zu einem Garten für sich. Ein Wald von Fruchtbäumen stand hier, seit einem Jahrhundert von der Gartenschere nicht berührt. Manche Stämme hatten sich wuchtig aus dem Erdreich gehoben und wuchsen schief nach bösen Wettern, die sie gebeugt hatten, andere wurden von riesigen Knoten überbeult; tief höhlend gespalten, schienen sie nur noch an der Scholle zu haften mit den mächtigen Rindenresten. Die großen Äste, die sich unter der Last der Früchte zu allen Jahreszeiten niederbogen, streckten sich übermäßig weit, selbst die Fruchtbeschwertesten, die gebrochen waren, berührten den Boden und trugen weiter ihre Früchte, umheilt an den Bruchstellen von breiten Saftwülsten. Gegenseitig schafften sich die Bäume natürliche Stützen, wurden zu gewundenen Pfeilern, die Blättergewölbe trugen, sich zu langen Galerien schlossen, jäh zu leichten Säulenhallen aufschossen, fast zum Boden herabsanken wie zerschütterte Hängeböden. Jeder Koloß war von jungen Schößlingen umdichtet, deren junges Gestämme sich der Wirrnis beimengte und deren kleine Beeren angenehm säuerlich schmeckten. In der wasserklar rieselnden grünen Helle, im moosig tiefen Schweigen war einzig vernehmbar das dumpfe Fallen der Früchte, die der Wind pflückte.

Edelgreise Aprikosenbäume gab es, die kernig ihr hohes Alter trugen, zur Hälfte schon gelähmt, mit einem Wald abgestorbenen Geästs wie ein Kathedralengerüst, so lebensvoll auf der anderen Seite, so jung, daß zarte Triebe überall die rauhe Rinde durchbrachen. Ehrwürdige Pflaumenbäume, altersgrau überwuchert, wuchsen noch immer, tranken die heiße Sonne, ohne daß ein einziges Blatt sich entfärbt hätte. Kirschbäume bildeten ganze Städte, mehrstöckige Häuser mit Treppenzügen, Astböden, die zehn Familien Platz boten.

Dann kamen die Apfelbäume mit zermorschten Gliedern, gewundenem Rumpf, wie Schwerkranke mit grünfleckiger überrosteter Haut; glatte Birnbäume, die schlankhohes Gezweig zu ungeheuren Masten aufstreckten, wie ein Hafendurchblick anmutend mit horizontüberstreifendem braunen Gestänge; rosige Pfirsichbäume, die sich Platz gewannen im Gewühl der Nachbarn durch lachende Liebenswürdigkeit, langsames Vordringen schöner, in einer Menge verirrter Mädchen. Manche Stämmchen, die früher an Spalieren gezogen wurden, hatten die niedrigeren, ihnen Halt gebietenden Mauern eingestoßen, jetzt verwilderten sie, von dem Gegitter befreit, dessen losgerissene Stücke hier und da noch an ihren Ästen hingen; sie wuchsen nach eigenem Gutdünken, hatten sich von ihrer besonderen Gestaltung nur den Anschein wohlerzogener Bäume bewahrt, die Fetzen ihrer Galatracht noch mitschleppend als Landstreicher. Um jeden Stamm, jeden Zweig, von einem Baum zum anderen zog sich Wein, wie tolles Gelächter erhoben sich die Ranken, hielten sich eine kleine Strecke an irgendeinem Astvorsprung, um erneut auszubrechen in lautere Fröhlichkeit, und alle Blätter zu durchspritzen mit glücklicher Rebentrunkenheit. Ein sonnenvergoldetes sanftes Grün war es, das in den verwitterten Häuptern der großen Greise des Obstgartens leisen Rausch entfachte.

Weiter zur Linken standen die Bäume in größeren Abständen, Mandelbäume mit spärlichem Laub, das der Sonne gestattete, Kürbisse wie gefallene Monde am Boden zu reifen. Am Rand eines Baches, der den Obstgarten durchfloß, fanden sich auch versteckt im Blätterkriechen nahtbewarzte Melonen, Pasteken, wie lackiert, vom vollkommenen Oval eines Straußeneies. Auf Schritt und Tritt versperrten Johannisbeersträucher die alten Alleen, wiesen ihre klaren, rubinenen Fruchtrauben, deren jede Beere ein Tropfen Tag aufhellte. Wie wilde Dornen standen Himbeerhecken, während der Boden ein einziger Erdbeerteppich war, eine Rasenmatte, mit reifen Erdbeeren bestanden, denen ein leiser Vanillehauch entströmte.

Der bezauberndste Winkel des Obstgartens aber lag noch mehr nach links, gegen die Felsenwand zu, die dort zum Horizont anzusteigen begann. Man kam auf glühendem Grund in ein sonnüberpralltes Naturtreibhaus. Zuerst mußte man an riesenhaften Feigenbäumen vorbei, die ihre Zweige schlotternd streckten, wie schlafmüde, graue Arme, so mit Blätterzotteln behängt, daß man, um sich einen Weg zu bahnen, erst die jungen, den altersvertrockneten Stämmen entwachsenden Äste knicken mußte. Dann ging man zwischen Büschen von Baumerdbeeren, aufgrünend wie gigantischer Buchs; ihre roten Beeren ließen sie wie mit scharlachroten Seidenbällchen geschmückte Maiskolben erscheinen. Weiter kam ein Hochwald von Elsbeerbäumen, Vogelbeeren, Oleandern, an dessen Rande Granatbäume eine immergrüne Fassung bauschten; die kaum altersgewundenen Stämme der Granaten hatten den Umfang einer Kinderfaust; die an den Astenden erblühenden Blumen schienen begabt mit der Federleichte südlicher Vögel, unter denen sich die Gräser nicht biegen. Und endlich gelangte man zu einem Wald von Orangen- und Zitronenbäumen, die kräftig dem Boden entsproßen. Die geraden Stämme wurzelten tief in Reihen brauner Säulen; die glänzenden Blätter überheiterten den blauen Himmel mit heller Malerei, warfen deutlich scharfspitzige Schatten, die am Boden sich zu den tausendfachen Palmen eines indischen Stoffmusters gestalteten. Hier schattete es anders reizvoll, als in den Obstgärten Europas, deren Schattenspende in dieser Nachbarschaft fade erschien: lachendes, warmes, zu fliegendem Goldstaub gedämpftes Licht, Gewißheit unaufhörlichen Grünens, anhaltende Duftkräfte, der durchdringende Duft

der Blume, der ernstere Duft der Frucht, der den Gliedern verhaltene Geschmeidigkeit heißer Zonen verleiht.

»Und jetzt werden wir frühstücken!« rief Albine und klatschte in die Hände. »Neun Uhr ist es mindestens, ich bin sehr hungrig.«

Sie war aufgestanden. Sergius gestand, daß er auch sehr gerne etwas zu sich nähme.

»Nein, was bist du dumm!« begann sie wieder, »hast du denn nicht verstanden, daß ich dich zum Frühstück führte? Hier werden wir wohl nicht Hungers sterben? Alles wächst für uns.«

Sie schlüpfte unter die Bäume, schoben die Zweige zur Seite und wanden sich bis dorthin, wo die Früchte am dichtesten hingen. Albine, die voranging mit engangepreßten Kleidern, drehte sich um und fragte ihren Begleiter mit flötend hoher Stimme:

»Was möchtest du denn gern? Birnen, Aprikosen, Kirschen, Johannisbeeren? Laß dich warnen, die Birnen sind noch ganz grün; sie schmecken aber trotzdem ausgezeichnet.«

Sergius entschloß sich zu Kirschen. Albine sagte, man könne wirklich mit Kirschen anfangen. Als er aber dilettantisch auf den erstbesten Kirschbaum klettern wollte, ließ sie ihn noch reichlich zehn Minuten durch unerhörtes Astgewühl weitergehen. Dieser Kirschbaum trug Kirschen, die gar nichts wert waren; die Kirschen an jenem Baum waren zu sauer; die Kirschen des dritten waren erst reif in acht Tagen. Sie kannte alle Bäume.

»Halt, steig da hinauf,« sagte sie endlich und blieb vor einem Kirschbaum stehen, so fruchtbehangen, daß die Fülle bis zur Erde wie aufgereihte Korallenhalsbänder hing. Sergius machte es sich zwischen zwei Zweigen bequem und begann sein Frühstück zu verzehren. Von Albine hörte man nichts mehr; er glaubte, sie habe sich zu einem anderen Baum einige Schritte weiter begeben, als er sie plötzlich beim Senken des Blicks unter sich ruhig auf dem Rücken liegen sah. Sie hatte sich dorthin geschoben und aß, sogar ohne sich der Hände zu bedienen, erfaßte mit den Lippen Kirschen, die der Baum ihr bis auf den Mund niederhängen ließ.

Als sie sich entdeckt sah, schüttelte sie sich vor Lachen und wand sich auf dem Gras wie ein Fisch auf dem Trockenen, stützte sich dann mit den Händen auf und umkroch bäuchlings den Kirschbaum, ohne aufzuhören, nach den allergrößten Kirschen zu haschen.

»Stell dir nur vor, sie kitzeln mich!« rief sie. »Da fällt mir gerade wieder eine in den Hals. Kühl sind sie, das muß man sagen! ... In den Ohren, Augen, auf der Nase, überall habe ich Kirschen! Wenn ich wollte, könnte ich eine zerquetschen und mir einen Schnurrbart malen. Hier unten sind sie viel süßer als da oben.«

»Was du nicht sagst,« lachte Sergius, »wohl nur, weil du nicht den Mut hast, heraufzuklettern.«

Sie war stumm vor Entrüstung.

»Ich, nicht den Mut?« stammelte sie.

Und ihren Rock hochraffend, ihn vorne am Gürtel befestigend, ohne zu bemerken, daß ihre Schenkel zu sehen waren, umschlang sie hitzig den Baum und schwang sich mit einem einzigen Ruck am Stamm empor. An den Ästen glitt sie entlang, ohne sich der

Hände zu bedienen. Sie war von eichkatzenhafter Gewandtheit, bog sich um Astknoten, stieß sich mit den Füßen ab und hielt sich im Gleichgewicht lediglich mit dem gebogenen Kreuz. Als sie ganz oben war, am Ende eines schwanken Zweiges, der unter ihrer Last heftig schwankte, rief sie:

»Bin ich mutig genug, hinaufzuklettern?«

»Willst du wohl schnell herunterkommen,« flehte Sergius angstergriffen. »Ich bitte dich, du wirst dir wehtun.«

Aber siegesfroh stieg sie noch höher. Am alleräußersten Astende hielt sie sich, rittlings rückte sie vorwärts, langsam, ganz langsam über der Leere, mit beiden Händen Blätterbüschel abreißend.

»Der Ast wird brechen,« sagte Sergius, außer sich.

»Laß ihn doch brechen,« antwortete sie unter schallendem Gelächter. »Das erspart mir die Mühe, herunterzuklettern.«

Und wirklich brach der Ast; aber langsam, in so langsamem Absplittern, daß er sich nach und nach senkte, wie, um Albine sanft zur Erde gleiten zu lassen. – Sie war nicht im geringsten erschreckt, warf sich nach hinten, strampelte mit den halbnackten Beinen und sagte:

»Das ist wirklich bequem, wie ein Wagen.«

Sergius war vom Baum abgesprungen, um sie in den Armen aufzufangen. Als sie ihn ganz blaß sah, von der ausgestandenen Aufregung, neckte sie ihn:

»Aber das kommt doch alle Tage vor, daß man vom Baum fällt, nie tut man sich weh... Lach doch, du Dummkopf! Da, streich mir ein bißchen Speichel auf den Hals, ich habe mich gekratzt.«

Er strich ihr mit der Fingerspitze ein wenig Speichel auf.

»So, jetzt ist es wieder gut,« rief sie und hüpfte herum. »Wir wollen Versteck spielen, hast du Lust?«

Sie wollte sich suchen lassen und verschwand. Dann ließ sie ihr »Kuckuck, Kuckuck« aus grünen Verstecken ertönen, die nur sie kannte, in denen Sergius sie nicht finden konnte. Aber bei diesem Versteckspiel ging es nicht ab ohne arge Schmauserei. Überall wurde das Frühstück fortgesetzt, wohin auch die großen Kinder einander nachliefen. Floh Albine die Bäume entlang, streckte sie die Hände nach einer grünen Birne aus, füllte sich den Rock mit Aprikosen. In einigen Verstecken hatte sie einen besonders glücklichen Fund gemacht, so daß sie sich, vom Spiel abgelenkt, auf die Erde setzen mußte, ernsthaft beschäftigt mit ihrer Mahlzeit. Eine Weile hörte sie Sergius nicht mehr, und nun mußte sie sich auf die Suche machen. Und zu ihrer Überraschung, fast zu ihrem Ärger, entdeckte sie ihn bei einem Pflaumenbaum, von dem sie selbst nichts wußte und dessen reife Pflaumen einen zarten Moschusduft verbreiteten. Sie stellte ihn gehörig zur Rede. Wollte er denn alles alleine aufessen, daß er kein Sterbenswörtchen hören ließ? Er stellte sich dumm, witterte aber von weitem schon die guten Dinge. Vor allem aber war sie aufgebracht gegen den Pflaumenbaum, diesen Heimlichtuer, von dem man nicht das Geringste wußte, der heimlich in der Nacht aufgeschossen sein mußte, um die Leute zu

ärgern. Als sie schmollte und nicht eine einzige Pflaume pflücken wollte, kam Sergius der Einfall, den Baum heftig zu schütteln. Ein Regen, ein Hagel von Pflaumen prasselte nieder. Auf Arme, Hals, mitten auf die Nase fielen Albine die Pflaumen. Da konnte sie ihr Lachen nicht mehr zurückhalten; sie ließ die Sturmflut über sich ergehen und rief: »Noch mehr, noch mehr!« Höchlichst belustigt durch das Anprallen der Geschosse, hielt sie die Hände auf, öffnete den Mund und schloß die Augen, machte sich so klein als möglich an der Erde.

Kindheitsmorgen, Nichtsnutzigkeiten spitzbübischer Jugend in der Freiheit des Paradies! Albine und Sergius verbrachten hier kindlich schulschwänzende Stunden, liefen, schrien, prügeln sich, ohne daß ihrem unschuldigen Fleisch ein Zittern angekommen wäre. Es war noch nichts anderes als die Kameradschaft zweier kleiner Taugenichtse, die vielleicht auf den Gedanken kommen, sich auf die Wangen zu küssen, wenn es auf den Bäumen keinerlei Leckerbissen mehr gibt. Und wie fröhlich paßte sich dieser Flecken Natur der launischen Jugend an. Ein Blätterwirrsal mit wunderbaren Verstecken, Wege, auf denen man unmöglich ernst sein konnte, so naschhaft tropfte Gelächter über die Hecken. Dem Park eigneten in diesem glückhaften Fruchtgarten jugendliches Buschgetriebe, Schattenkühle, die hungrig machte, gütige alte Bäume, wie Großväter, die gerne verwöhnen. Selbst tief in den Moosverstecken unter den zerborstenen Baumstämmen, die sie zwangen, hintereinander zu kriechen, in so schmalen Laubgängen, daß Sergius sich lachend an Albinen nackten Beinen hielt, gab es kein gefährlich träumerisches Schweigen.

Keinerlei Beunruhigung kam ihnen aus dem Ferienwald.

Und als sie die Aprikosen-, Pflaumen-, Kirschbäume satt hatten, liefen sie zu den hageren Mandelbäumen, aßen erbsengroße grüne Mandeln und suchten Pfirsiche auf dem Rasenteppich, waren geärgert, daß Melonen und Pasteken noch nicht reifen wollten. Albine begann schließlich, so schnell sie konnte, zu laufen, Sergius hinterdrein, aber ohne sie fangen zu können. Sie bog aus unter die Feigenbäume, sprang über die großen Äste und riß Blätter ab, die sie hinter sich, ihrem Gefährten ins Gesicht warf. In wenigen Sprüngen durchquerte sie die Baumerdbeerstände, von deren roten Beeren sie im Vorbeilaufen kostete; im Wald von Elsbeerbäumen, Oleandern und Lorbeer kam sie Sergius außer Sicht. Zuerst glaubte er, sie sei hinter den Granatbäumen verborgen; aber zwei knospende Blumen waren es, die er für die rosigen Knöchel ihrer Handgelenke angesehen hatte. Da durchsuchte er das Orangendickicht, entzückte sich an der schönen Wärme, die dort herrschte und bildete sich ein, er käme zu den Sonnenfeen. Inmitten des Gehölzes gewahrte er Albine, die, seine Nähe nicht ahnend, lebhaft hin und her lief und mit dem Blick die grünen Gründe durchspähte.

»Was suchst du denn da?« rief er. »Du weißt doch, es ist verboten.«

Sie fuhr zusammen und errötete leicht, zum erstenmal an diesem Tage. Und neben Sergius niedersinkend, sprach sie ihm von den glücklichen Tagen der Orangenreife. Dann war das Gehölz ganz übergoldet, ganz durchleuchtet von den runden Gestirnen, die Netze gelber Feuer über die grüne Wölbung hingen.

Als sie sich endlich auf den Weg machten, blieb sie bei jedem Wildling stehen und füllte sich die Taschen mit kleinen unreifen Birnen, bitteren Pflaumen, sagte, das sei ihre

Wegzehrung und hundertmal besser als alles bis dahin Gegessene.

Trotz der Grimassen, die er bei jedem Bissen schnitt, mußte Sergius davon herunterwürgen. Müde und glücklich kamen sie nach Hause, sie hatten so viel gelacht, daß die Seiten ihnen schmerzten. An diesem Abend fand Albine nicht den Mut, in ihr Zimmer hinaufzugehen; sie schlief zu Füßen Sergius', legte sich quer über das Bett. Im Traum kletterte sie auf Bäume, schlafend brachte sie es fertig, die Früchte der Wildlinge aufzuessen, die sie neben sich unter die Decke gesteckt hatte.

Kapitel 10

Zehn Tage später kam es neuerdings zu einer großen Entdeckungsfahrt in den Park. Es handelte sich darum, über den Obstgarten hinauszukommen, links herüber nach den von vier Bächen durchzogenen Wiesenmatten. Im hohen Gras sollte meilenweit gewandert werden, verirrte man sich, müßte man vom Fischfang leben.

»Ich nehme mein Messer mit,« sagte Albine und wies ein Bauernmesser mit breiter Klinge vor.

Von allem steckte sie sich in die Taschen: Kordel, Brot, Streichhölzer, eine kleine Flasche Wein, kleine Zeugstücke, einen Kamm, Nadeln. Sergius mußte eine Decke nehmen, aber bereits am Ende des Lindenganges, als sie an den Trümmern des Schlosses vorbeikamen, war ihm die Decke so lästig geworden, daß er sie unter Mauerresten verbarg.

Die Sonne schien schon warm, Albine hatte sich bei ihren Vorbereitungen verspätet. In der Morgenwärme gingen sie Seite an Seite, fast vernünftig. Sie brachten es fertig, bis zu zwanzig Schritte zu machen, ohne sich spaßeshalber zu stoßen. Sie unterhielten sich.

»Ich wache nie auf,« sagte Albine. »Diese Nacht hab' ich gut geschlafen. Und du?«

»Ich auch,« erwiderte Sergius.

Sie fing wieder an:

»Was hat das zu bedeuten, wenn man von einem Vogel träumt, der zu einem spricht?«

»Das weiß ich nicht. Was sagte denn der Vogel?«

»Ach, ich weiß nicht mehr ... Er sagte sehr vernünftige Dinge, vieles, das mir komisch vorkam ... Da, siehst du die große Mohnblume da hinten, die bekommst du nicht, du bekommst sie nicht.«

Sie raste davon. Sergius aber, dank seiner langen Beine, überholte sie und pflückte die Mohnblume, schwenkte sie triumphierend über dem Kopf. Sie kniff die Lippen zusammen, sagte nichts und hatte große Lust zu weinen. Es blieb nichts übrig, als die Blume fortzuwerfen. Dann, um des lieben Friedens willen:

»Willst du nicht auf meinen Rücken steigen? Ich trage dich, wie neulich.«

»Nein, nein.«

Sie schmolte. Aber noch keine dreißig Schritte hatte sie gemacht, da drehte sie sich um, eitel Fröhlichkeit. Eine Dornranke hielt sie am Kleide fest.

»Ach, ich dachte, du wärest es, und du trätest mir mit Absicht auf das Kleid ... Sie will mich nicht loslassen. Mach mich los, ja?«

Und als sie befreit war, gingen sie wieder sehr gesittet nebeneinander her.

Albine gab vor, daß es viel lustiger sei, so sittsam nebeneinander zu gehen, wie erwachsene Leute. Sie kamen ins Wiesenland. Endlos erstreckten sich vor ihnen große Wiesenflächen, kaum unterbrochen hier und da vom zarten Blätterfall hängender Weiden. Die Wiesenstrecken waren samt überflaut; sie waren starkgrün, blaßten in der Ferne etwas ab, vergingen in lebhaftem Gelb, an den Horizonträndern von der Sonne überbrandet. Die Weidengruppen, ganz weit drüben, schienen wie fernes Gold inmitten der zitternden Lichte. Tanzender Staub überrieselte Gräserspitzen, und wenn manchmal der Wind frei das flache Feld überstreifte, glänzten die Gräser seidig auf im Erbeben liebkofter Pflanzen. Und an den nächstgelegenen Wiesen entlang belebten Unmengen kleiner weißer Gänseblumen, einzeln verstreut, eng zusammenstehend und in Gruppen, wie eine festlich erregte Menge auf der Straße wimmelt, mit ihrer überall ausgestreuten Fröhlichkeit die dunklen Rasen. Butterblumen nahmen sich vergnüglich aus, wie polierte Messingglöckchen, die von der Berührung eines Käferflügels zum Läuten hätten gebracht werden können; große, einzeln stehende Mohnblumen flirrten grell auf, zogen sich weiterhin in Zügen und breiteten ihre heiteren Seen, wie vom Wein noch überpurpurte Kelterböden; große Kornblumen schaukelten ihre leicht gerüschtblauen Bäuerinnenhauben, die bei jedem Lufthauch auf und davon zu fliegen drohten. Dann kamen Teppichbeete wolliger Minze, wohlriechenden Klees, zottigen Schottenklees, Hahnenfuß, Wiesenschaumkraut, Salbei und Männertreu. Das Zittergras stand magerspitz, der Klee zeigte seine scharfgezeichneten Blätter, Wegerich schüttelte Lanzen, die Luzernen bildeten weiche Pfühle, Daunenkissen aus wassergrünem, blumig blaßviolett durchwirktem Atlas. Zur Rechten, zur Linken, geradeaus, überall ringsum wogte es übers flache Land, weitete sich die überschäumte Oberfläche zu reglosem Meer, das unter dem geweiteten Himmel schlief. In der Wiesenunendlichkeit schimmerten die Gräser stellenweise in durchsichtiger Bläue, als hätten sie dem Blau des Himmels nachgedacht. Albine und Sergius wanderten mitten über die Wiesen, bis zu den Knien hob sich ihnen das Grün. Es war ihnen zumut, als durchschritten sie kühles Wasser, das ihnen die Füße umspielte. Wirkliche Strömungen durchquerten sie für Augenblicke, ein Geriesel sich neigender hoher Stengel, dessen schnelles Strömen sie im Schreiten spürten. Ruhige Teiche schlummerten, Seebecken kurzen Rasens, der ihnen kaum die Fußknöchel netzte. Wie sie so dahingingen, spielten sie nicht mehr sorglos wild wie im Obstgarten, sondern ließen sich gerne zurückhalten, fußumfingert von windender Pflanzengescheidigkeit, kosteten sie liebkosende Bachesreinheit, die die Roheiten des Kindesalters in ihnen stillte. Albine bog ab und hüllte sich in hohe grüne Stauden, die ihr bis zum Kinn reichten. Nur ihr Kopf kam zum Vorschein. Eine Zeitlang verhielt sie sich ganz ruhig, rief Sergius zu:

»Komm doch, wie in einem Bad ist man, grünes Wasser überall.«

Dann entschlüpfte sie mit einem Sprung, ohne zu warten, ob er käme, und sie gingen entlang am ersten Flußlauf, der ihnen den Weg versperrte. Ein flaches, wenig tiefes Wasser war es, das zwischen kressebestandenen Ufern dahinfloß. Weich zog es in sanften Windungen dahin, so säuberlich und klar, daß sich das kleinste Schilfrohr seines Ufers widerspiegelte. Albine und Sergius mußten längere Zeit seinen Lauf verfolgen, der weniger beeilt als sie schien, ehe sie einen Baum fanden, dessen Schatten in dieser trägen Flut badete. So weit ihr Blick reichte, sahen sie das unbedeckte Wasser klargliederig das grüne Bett überrekeln, in der grellen Sonne ruhen, im biegsam gelösten natterblauen Schlummer. Endlich trafen sie auf drei eng zusammenstehende Weiden; zwei standen im

Wasser, die dritte wuchs etwas weiter nach rückwärts, bekrönt mit blondem Kinderhaar. So hell malte sich der Schatten, daß er das besonnte Ufer kaum mit leisen Schraffierungen streifte. Doch das stromauf und -ab so glatte Wasser war hier lichtdurchschauert, in leiser Erregung kräuselte sich die durchsichtige Oberfläche, bezeugte sein Erstaunen, des überschleppenden Schleierendes wegen. Zwischen die drei Weiden senkte sich in unmerklicher Neigung ein Wiesenstreif, der Mohn bis in die Strömung drängte. Wie ein grünes Zelt über drei Pfählen war es anzusehen in der wogenden Graswüste.

»Hier ist's! Hier!« rief Albine und glitt unter die Weiden.

Sergius setzte sich neben sie; fast netzte das Wasser ihm die Füße. Er sah um sich und sagte leise:

»Du kennst dich aus, überall weißt du die besten Rastplätze ... Eine Insel, zwei Fuß im Geviert, mitten im Meer, könnte man meinen.«

»Ja, wir sind zu Hause,« begann sie wieder und trommelte vor Vergnügen mit den Fäusten auf den Boden. »Dies Haus gehört uns, wir können tun, was wir wollen.«

Dann kam ihr ein neuer Einfall, triumphierend warf sie sich gegen ihn, sagte ihm dicht ins Gesicht in einem Freudenausbruch:

»Willst du mein Mann sein, ich will deine Frau sein.«

Er war begeistert von diesem Einfall und erwiderte, noch lauter lachend als sie, daß er gerne ihr Mann sein wollte. Da wurde sie mit einem Male ernsthaft und nahm die Miene einer sehr beschäftigten Hausfrau an.

»Du mußt wissen,« verkündete sie, »ich bin es, die hier zu befehlen hat ... Wir werden frühstücken, sobald du den Tisch gedeckt hast.«

Und gebieterisch erteilte sie ihm Befehle. Alles, was sie ihren Taschen entnahm, mußte er im hohlen Stamm einer Weide bergen, den sie Schrank nannte. Die Stofffetzen waren die Wäsche, der Kamm stellte die Toilettengarnitur dar, Nadel und Faden sollten dazu dienen, die Kleider der Entdecker auszubessern. Was die Mundvorräte anging, so bestanden sie aus der kleinen Flasche mit Wein und einigen Krusten alten Brotes. War man genau, so mußte man auch die Streichhölzer anführen, mit deren Hilfe man die Fische zu kochen gedachte, die gefangen werden sollten. Als er mit dem Aufdecken der Tafel zu Ende war, die Flasche in der Mitte, die drei Krusten ringsherum, bemerkte er schüchtern, die Mahlzeit sei nicht, sehr glänzend. Sie aber zuckte die Achseln in frauenhafter Überlegenheit, stellte sich ins Wasser und sagte streng:

»Ich fische. Du wirst zusehen.«

Eine halbe Stunde gab sie sich unendliche Mühe, kleine Fische mit den Händen zu fangen. Ihre Röcke hatte sie mit einem Fadenende aufgebunden. Mit endlosen Vorsichtsmaßnahmen ging sie vor, damit das Wasser nicht in Bewegung geriete; war sie dann ganz nahe bei dem kleinen Fisch, der zwischen zwei Steinen sich hielt, streckte sie ihren bloßen Arm aus unter aalartigen Windungen und bekam nur Kies zu fassen. Sergius' schallendes Gelächter trieb sie aufgebracht ans Ufer zurück, sie schrie ihn an, er habe kein Recht zu lachen.

»Aber,« sagte er schließlich, »wie willst du deinen Fisch kochen? Es ist kein Holz da.«

Das nahm ihr allen Mut. Außerdem schien ihr dieser Fisch auch nicht besonders. Sie stieg ans Land, dachte aber nicht daran, ihre Strümpfe anzuziehen. Mit bloßen Füßen lief sie im Gras umher, um sich zu trocknen. Und hier kam sie das Lachen wieder an, weil sie das Gras an den Fußsohlen kitzelte.

»Oh, Bibernell!« sagte sie plötzlich und warf sich auf die Knie. »Das ist gut! Das wird ein feiner Schmaus.«

Sergius mußte Pimpernell auf den Tisch häufen, und sie aßen Bibernell zu ihrem Brot. Albine behauptete, es schmecke besser als Haselnuß. Sie legte vor, als Herrin des Hauses, schnitt Sergius Brot ab, unter keinen Umständen wollte sie ihm ihr Messer anvertrauen.

»Ich bin die Dame,« sagte sie voll Ernst, allen Empörungsversuchen zum Trotz.

Dann ließ sie ihn die wenigen Tropfen Wein, die in der Flasche zurückgeblieben waren, dem Schrank einverleiben. Sogar das Gras mußte er fegen, dann konnte man aus dem Eßzimmer in das Schlafzimmer gehen.

Albine warf sich zuerst der Länge nach hin und sagte:

»Du verstehst, jetzt werden wir zu Bett gehen. Du mußt dich neben mich legen, ganz dicht zu mir.«

Ihren Anordnungen gemäß streckte er sich hin. Beide hielten sich sehr steif, hatten die Hände flach rückwärts unter den Kopf geschoben und berührten sich von Schultern bis zu Füßen. Vor allem wußten sie nicht, was mit den Händen anzufangen. Sie blieben tiefernt, sahen vor sich in die Luft mit weit offenen Augen, sagten, sie schliefen und es wäre ihnen gut zumute.

»Siehst du,« murmelte Albine, »wenn man verheiratet ist, friert man nicht. Spürst du nicht meine Wärme?«

»Doch, du bist wie ein Federkissen ... Aber wir sollten nicht sprechen, da wir ja schlafen. Es ist angenehm, nicht zu sprechen.«

Lange schwiegen sie so, bewahrten ihren Ernst. Ihre Köpfe hatten sie unmerklich voneinander fortgebogen, als ob die Wärme ihres Atems sie belästigte. Dann, aus diesem großen Schweigen ließ Sergius nur diesen Satz laut werden:

»Ich habe dich sehr lieb!«

Es war Liebe vor aller Geschlechtlichkeit, der eingeborene Liebesdrang, der die kleinen zehnjährigen Männlein den weißberockten Mädchen nachtreibt. Die offene Wiesenweite um sie ließ die leise Furcht schwinden, die sie voneinander hatten. Sie wußten sich gesehen von allen Gräsern, vom weiten Himmel, dessen Bläue sie betrachtete durch dünnzartes Laub, und das störte sie nicht. Das Weidenzelt über ihren Köpfen war einfach ein durchsichtiger Stoffstreifen, als hätte Albine ihr Kleid ausgespannt. So durchleuchtet blieb der Schatten, daß in ihm nicht die süßen Ermattungen sinken konnten wie im dichten Gehölz, Wünsche nicht aufbeben konnten wie in versteckten Höhlen, grünen Ruhensischen. Vom Horizont her überwehte sie freie Luft, ein gesunder Wind, der die Kühle des grünen Meeres ihnen zutrug, dessen Blumenwogen er aufwachen ließ; der Fluß zu ihren Füßen war, wie sie, voller Kindlichkeit, Treuherzigkeit, seine frischdünne Rieselstimme tönte ihnen wie der fernlachende Ruf eines Spielgefährten. Selige

Einsamkeit voller Seelenfrieden, deren Kahlheit sich in entzückend furchtloser Unwissenheit darbot! Unübersehbares Feld, in dessen Mitte der enge, ihnen zum erstmaligen Lager erwachsene Rasen wiegenhafte Einfalt annahm.

»So, nun sind wir fertig,« sagte Albine und stand auf, »jetzt haben wir genug geschlafen.«

Er war ein wenig bestürzt, daß es so schnell schon zu Ende war mit der Ruhe, streckte den Arm aus und zog sie am Rock, wie um sie wieder an sich zu ziehen. Lachend fiel sie in die Knie und sagte:

»Was denn nun, was denn nun?«

Er wußte es selbst nicht, sah sie an und umspannte ihre Handgelenke. Einen Augenblick nahm er sie bei den Haaren, worüber sie ein Geschrei anstimmte. Als sie dann wieder aufrecht stand, preßte er das Gesicht in das von ihrem Körper noch durchwärmte Gras.

»So, es ist genug,« sagte er und stand nun auch auf.

Bis zum Abend liefen sie auf den Wiesen umher. Immer mehr wollten sie sehen. Sie besichtigten ihren Garten. Albine ging wortlos voraus, spürte umher wie ein junger Hund, immer nach der seligen Lichtung spähend, obwohl hier nicht die erträumten hohen Bäume waren. Sergius erschöpfte sich in allerhand ungeschickten Galanterien. So heftig stürzte er vor, um das hohe Gras zurückzubiegen, daß er sie fast umgeworfen hätte. Mit beiden Armen hielt er sie in einer Umarmung, von der sie fast blaue Flecken bekam, wenn er ihr behilflich sein wollte beim Überspringen von Bächen. Zu ihrer großen Freude trafen sie auf die drei anderen Flußläufe. Der erste floß in einem Kieselbett zwischen zwei stetig fortlaufenden Weidenreihen, so mußten sie sich aufs Geratewohl vorwärtstasten mitten im Gezweig, und wirklich fielen sie auch fast in einen großen Wassertümpel; Sergius aber, der zuerst ins Rutschen gekommen war und dem das Wasser nur bis zum Knie reichte, fing Albine in den Armen auf und trug sie ans andere Ufer, um sie vor Nässe zu bewahren. Der zweite Fluß rann schattenschwarz in hoher Blätterallee; schmachtend zog er dahin mit dem leisen Rauschen, den weißen Lichtbrechungen eines Atlasgewandes, das eine Dame im Waldesdunkel träumerisch schleppen läßt; erregend eisige, tiefe Flut, über die sie zum Glück mit Hilfe eines von einem zum anderen Ufer gesunkenen Baumstamms gelangen konnten; rittlings rutschten sie vorwärts und bemühten sich spaßeshalber, den geschwärzten Stahlspiegel aus der Ruhe zu bringen; dann beeilten sie sich weiterzukommen; die seltsamen Augen, die die kleinsten spritzenden Tropfen im schlafenden Strom aufweckten, erschreckten sie. Aber der letzte Fluß war es zumal, bei dem sie gern verweilten. Dieser war freudig wie sie; bei manchen Biegungen verlangsamte er sich, floß von da weiter mit perlendem Gelächter inmitten mächtiger Steine, beruhigte sich im Schutz einer Baumgruppe, außer Atem noch und durchzittert; alle nur erdenklichen Stimmungslaunen waren an ihm zu sehen. Nacheinander floß er über seinen Sand Felsgeröll, helle Kiesel und lehmige Erde, die springende Frösche gelb aufsprühen ließen; Albine und Sergius konnten nach Herzenslust darin herumwaten. Mit bloßen Füßen schritten sie im Fluß zurück, um nach Hause zu gehen; der Wasserweg war ihnen lieber als der Grasweg; bei jeder Insel, die ihnen den Weg sperrte, hielten sie sich auf, stiegen ans Land und eroberten unbekanntes Gebiet; sie ruhten aus inmitten hohen Schilfes, das eigens für sie sich zu Hütten für Schiffbrüchige zu biegen schien. Der

Rückweg war reizend, die Ufer zogen bildhaft vorüber das fließende Wasser stimmte fröhlich. Doch als sie aus dem Fluß stiegen, fühlte Sergius, daß Albine noch immer auf der Suche nach etwas war, am Ufer entlang, auf den Inseln, sogar zwischen den Pflanzen, die im strömenden Wasser schimmerten. Er mußte sie mitten aus einer Seerosenwiese herausholen, deren große Blätter ihre Beine mit markisenhaften Kragengehängen umgaben. Er sagte nichts, drohte ihr aber mit dem Finger, und so kehrten sie endlich heim von den Vergnügungen des Tages, lebhaft angeregt wie ein junges Paar, das von einem mutwilligen Unternehmen nach Hause kommt. Sie betrachteten einander, fanden sich schöner und kraftvoller; und eines war sicher: in ihrem Lachen war ein neuer Ton.

Kapitel 11

»Werden wir denn nie mehr ausgehen?« fragte Sergius einige Tage später. Als er Albine matt die Achseln zucken sah, setzte er hinzu, wie um sich über sie lustig zu machen:

»Du hast also die Suche nach deinem Baum aufgegeben?«

Den ganzen Tag über gab dies Anlaß zu Neckereien. Der Baum war gar nicht vorhanden; eine Fabel war er. Und doch konnten sie sich eines leisen Schauers nicht erwehren, wenn sie von ihm sprachen. Am folgenden Tag beschlossen sie einen Ausflug in die Parkgründe zu unternehmen, in den Hochwald zu gehen, den Sergius noch nicht kannte.

Am Morgen des geplanten Ausfluges wollte Albine nichts mitnehmen; sie war nachdenklich, fast etwas traurig sogar und lächelte sehr sanft. Sie frühstückten und machten sich erst spät auf den Weg. Matt und langsam gingen sie in der schon heißen Sonne nebeneinander und suchten sich Schattenstreifen. Weder der Blumen- noch der Obstgarten, die sie durchwandern mußten, konnte sie zum Verweilen bewegen. Als sie in die Kühle tiefer Beschattung kamen, verlangsamten sie ihre Schritte noch mehr, drangen wortlos ein in die zärtliche Waldesgesammeltheit, laut aufseufzend, als empfänden sie große Erleichterung, dem hellen Tag entronnen zu sein. Als sie dann ganz von Blättern umschlossen waren, als durch keine Lücke mehr durchsonnte Gartenfernen aufschimmerten, sahen sie sich lächelnd an, in unbestimmter Erregung.

»Hier wird einem wohl,« murmelte Sergius. Albine nickte; antworten konnte sie nicht, der Hals war ihr wie zugeschnürt. Sie hielten sich nicht mehr umschlungen, wie sie es sonst wohl taten. Mit schlenkernden Armen, hängenden Händen gingen sie, ohne sich zu berühren, und ließen den Kopf hängen.

Sergius blieb stehen; er sah, wie Tränen Albines Wangen übertropften und in ihrem Lächeln vergingen.

»Was fehlt dir,« rief er, »bist du krank? Hast du dir weh getan?«

»Nein, ich lache ja nur,« sagte sie, »ich weiß nicht, der Duft aller dieser Bäume treibt mir die Tränen in die Augen.«

Sie betrachtete ihn und begann wieder:

»Du weinst auch. Dann mußt du ja wissen, daß es angenehm ist.«

»Ja,« sagte er leise, »diese tiefen Schatten so plötzlich sind so seltsam. Es ist, als versänke man in etwas außerordentlich Sanftes, so sanft, daß es schmerzt ... Wenn deine Traurigkeit aber einen Grund hatte, mußt du es mir sagen. Habe ich dich geärgert, bist du böse mit mir?«

Sie versicherte, es sei nicht so. Vollkommen zufrieden wäre sie.

»Warum bist du dann nicht froh? ... Willst du, daß wir Nachlaufen spielen?«

»O nein, nicht nachlaufen!« antwortete sie und verzog den Mund.

Und als er ihr andere Spiele vorschlug: auf die Bäume zu klettern, um Nester zu suchen, Pfirsiche oder Veilchen zu pflücken, sagte sie endlich etwas ungeduldig:

»Dazu sind wir zu groß. Es ist dumm, immer zu spielen. Gefällt es dir denn nicht besser, ruhig neben mir herzugehen?«

Sie hatte wirklich einen so hübschen Gang, daß es ihm die größte Freude machte, das leise Klappern ihrer Absätze auf dem harten Boden der Allee zu hören. Nie hatte er dem Wiegen ihrer Hüften, dem lebendigen Fließen ihrer schlangenhaft gleitenden Kleider Beachtung geschenkt. Eine unerschöpfliche Freude war es, sie so gesetzt an seiner Seite gehen zu sehen; er entdeckte neue Reize in den kleinsten Bewegungen ihres Körpers.

»Du hast recht,« rief er, »es ist unterhaltender als alles andere. Ich ginge mit dir bis ans Ende der Welt, wenn du es haben wolltest.«

Einige Schritte weiter jedoch erkundigte er sich, ob sie nicht müde sei. Dann ließ er durchblicken, er selbst ruhte gern ein wenig aus.

»Wir könnten uns hinsetzen,« stotterte er.

»Nein,« gab sie zur Antwort, »ich will nicht.«

»Weißt du, wir könnten uns hinlegen, wie neulich, mitten in die Wiese. Dann wäre uns warm, und wir wären gut aufgehoben.«

»Ich will nicht, ich will nicht.«

Mit einem Sprung wich sie aus im Grauen vor den Männerarmen, die nach ihr griffen. Er schalt sie dumm und wollte sie einfangen. Als er sie aber kaum mit den Fingerspitzen berührte, stieß sie einen so verzweifelten Schrei aus, daß er bebend innehielt. »Hab' ich dir wehe getan?«

Sie gab nicht gleich Antwort, selbst erstaunt über ihren Aufschrei, und belächelte schon ihr Angstgefühl.

»Nein, laß mich, quäle mich nicht... Was sollten wir denn anfangen, wenn wir uns hinsetzten? Gehen ist mir lieber.«

Und mit ernster Miene, die scherzhaft sein sollte, fügte sie hinzu:

»Du weißt doch, daß ich meinen Baum suche.«

Da lachte er und bot ihr seine Hilfe an. Er bemühte sich, sehr sanft zu sein, um sie nicht noch mehr zu erschrecken, denn er bemerkte wohl, daß sie noch immer zitterte, wiewohl sie ihm wiederum langsam zur Seite schritt. Verboten war, was sie unternehmen wollten, kein Glück würde es ihnen bringen; und gleich ihr fühlte er sich von süßem Schrecken bewegt, der bei jedem fernen Waldesrauschen ihn durchschauerte. Der Geruch der Bäume, das grünliche Licht, das von den oberen Zweigen niederrieselte, das flüsternde Schweigen der Büsche erfüllte sie mit ängstlicher Spannung, so, als ob sie bei der nächsten Wegesbiegung eindringen in verbotene Süße unseligen Glückes.

Stundenlang schritten sie durch die Bäume. Sie behielten ihren Schlenderschritt bei; kaum daß sie einige Worte wechselten; nicht eine Minute trennten sie sich, sie gingen

einander nach durch gründüstere Tiefen. Zuerst führte ihr Weg sie durch Buschholz, dessen junge Stämme kaum von der Dicke eines Kinderarmes waren. Sie mußten sie auseinanderbiegen, einen Weg sich bahnen durch die zarten Triebe, die ihnen mit dem wehenden Spitzenmuster ihrer Blätter die Augen verhängten. Hinter ihnen verlöschte ihre Spur, die Wegzeile verschloß sich, und so drangen sie vor aufs Geratewohl, unsicher und wankend; nur das Schwanken der Äste ließ erkennen, wo sie vorübergekommen waren. Albine war es müde, nur drei Schritte weit sehen zu können, glücklich entwand sie sich schließlich dem unübersehbaren Gebüsch, dessen Ende sie seit langem mühselig suchten. Sie befanden sich auf einer Lichtung inmitten kleiner Wege; nach allen Seiten zogen sich zwischen grünen Hecken enge Pfade hin und her, kreuz und quer, in der abenteuerlichsten Weise. Sie stellten sich auf die Zehenspitzen, um über die Hecken sehen zu können; aber unerquickliche Eile trieb sie nicht an; gerne wären sie dort verblieben, hätten sich vergessen in ständigen Umwegen, dem Vergnügen hingegeben, ständig zu wandern, ohne je anzukommen am Ziel, wäre vor ihnen nicht der Hochwald stolz erstanden. Endlich traten sie andachtsvoll unter die hohen Bäume, und etwas wie frommes Grauen überkam sie, wie es einen wohl in Kirchen überschleicht. Die geraden flechtenweißen Stämme, graufahl wie altes Gestein, wuchsen ins Unendliche, reihten sich zu unmeßbaren Säulenhallen auf. Fernhin weiteten sich Kapellenschiffe mit niedrigen Endwandungen; Kapellen seltsam gewagter Bauart mit überschlanken Tragepfeilern, durchbrochen, ausgezähnt, so fein durchgearbeitet, daß ringsum die Himmelsbläue zu sehen war. Weihevoll Schweigen sank nieder aus den riesenhaften Spitzbögen, die harte, graslos ernste Kahlheit verlieh dem Boden das Ansehen verbrauchter Steinquadern, nur überstreut mit dem rötlichen Staub dürrer Blätter. Und ergriffen von der großartigen Einsamkeit dieses Tempels, lauschten sie dem Geräusch ihrer Schritte.

Hier sicherlich mußte der vielgesuchte Baum zu finden sein, dessen Schatten vollkommene Seligkeit versprach. Am Zauber, der sich mit dem Halblight aus den hohen Gewölben über sie ergoß, fühlten sie seine Nähe. Die Bäume erschienen ihnen wie glücklich unbewegliche, gütige, kraftvolle, schweigendreiche Wesen. Sie betrachteten sie einen nach dem anderen, liebten sie alle, erwarteten aus ihrer überlegenen Ruhe irgendein Geständnis, das sie ähnlich wachsen ließe in der Freude machtvollen Lebens. Ahorn, Eschen, Buchen, Kornelkirschen waren ein Riesenvolk von Kolossen, eine stolz sanfte Menge heldenhafter Kerle, die vom Frieden lebten, denn der Fall eines einzigen von ihnen hätte genügt, um den ganzen Waldwinkel zu Schaden kommen und verenden zu lassen. Die Ulmen waren riesige Körper mit geschwellten saftverschleimten Gliedmaßen, die kaum bedeckt waren von dem leichten Gesträußel ihrer kleinen Blätter. Birken, Erlen, in ihrer mädchenhaften Weiße, bogen schlankgeschweifte Leiber, überließen den Winden zum Spiel ihr Haar großer Göttinnen, die schon halb sich in Bäume verwandelten. Platanen hoben den ebenmäßigen Rumpf, von der rottätowierten, glatten Haut schienen Farbschuppen abzubröckeln. Die Lärchen bestanden einen Abhang wie eine Barbarenhorde, behangen mit ihren Kriegsröcken aus grünem Gewirk, gesalbt mit aus Weihrauch und Harz bereitetem Balsam. Könige aber waren die Eichen, ungeheuerere Eichen, die aus schwerer Mattigkeit schwere Arme streckten und der Sonne den Weg verstellten, titanische, wettergetroffene Bäume, die sich zurückbäumten in der Haltung unbesiegter Ringer, und deren verzweigte Glieder allein schon einen Wald bildeten.

War es nicht eine dieser Giganteneichen oder eine jener schönen Platanen, eine jener

frauenweißen Birken, eine jener muskelkrachenden Ulmen? Albine und Sergius drangen immer weiter vor, wußten nicht mehr ein und aus in diesem Gewühl. Einen Augenblick glaubten sie gefunden zu haben, was sie suchten: mitten in ein Nußbaumviereck gerieten sie, in so kalten Schatten, daß ihnen die Zähne klapperten. Etwas weiter faßte sie neue Erregung beim Betreten eines kleinen, ganz moosumgrüntes Kastaniendickichts mit wunderlich gespreitetem Gezweig, geräumig genug, um ihm hängende Dörfer aufzubauen. Noch weiter machte Albine die Entdeckung einer Lichtung, auf die sie aufgeregt zustrebten. Inmitten eines zarten Rasenteppichs überstürzten sich Laubblätter eines Johannisbrotbaumes, grünes Babel, dessen Trümmer sich mit außerordentlichem Wachstum bedeckten. Steine hingen im Astwerk verfangen, erdentrisen durch steigende Saftflut. Die oberen Äste bogen sich um, suchten Halt in der Weite, umgaben den Stamm mit tiefgewölbtem Bogen, einem Volk neuer Stämme, die sich beständig vermehrten. Und auf der in blutigen Rissen platzenden Rinde reiften Schoten. Selbst die Frucht dieses Ungetüms war eine Kraftleistung, die ihm die Haut durchstieß. Langsam umschlichen sie den Baum, traten unter die ausgebreiteten Zweige, wo Straßen einer Stadt Platz gefunden hätten, und durchsuchten mit dem Blick die gähnenden Spalten der entblößten Wurzeln. Dann gingen sie fort, das übermenschliche Glück, das sie suchten, fanden sie nicht hier.

»Wo sind wir eigentlich?« fragte Sergius. Albine wußte es nicht. Noch nie war sie in diesen Teil des Parkes gekommen. Sie befanden sich jetzt unter einer Gruppe von Akazien und Bohnenbäumen, deren Trauben ein fast zu süßer Duft entströmte.

»Jetzt haben wir uns verirrt,« murmelte sie und lachte, »diese Bäume sind mir vollständig unbekannt.«

»Aber,« begann er wieder, »der Garten muß doch ein Ende haben. Weißt du nicht, wo der Garten endet?«

Sie breitete die Arme weit.

»Nein,« sagte sie.

Sie blieben stumm, noch nie bisher waren sie so glücklich durchdrungen gewesen von der Unermeßlichkeit des Parkes. Es entzückte sie, allein inmitten eines derart großen Gebietes zu sein, daß sie selbst es aufgeben mußten, seine Grenzen erforschen zu wollen.

»Also gut, wir haben uns verirrt,« wiederholte Sergius vergnügt, »es ist viel lustiger, wenn man nicht weiß, wohin man geht.«

Demütig näherte er sich ihr.

»Du hast keine Angst?«

»O nein. Nur du und ich sind im Garten ... Vor wem sollte ich mich wohl fürchten? Die Mauern sind zu hoch. Wir können sie nicht sehen, aber sie beschützen uns.«

Er war ihr ganz nahe und flüsterte:

»Vorhin hast du dich vor mir gefürchtet.«

Sie aber sah ihm ins Gesicht, seelenruhig, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Du tatest mir weh,« antwortete sie. »Jetzt siehst du sehr lieb aus. Warum sollte ich mich vor dir fürchten?«

»So erlaubst du, daß ich dich in den Arm nehme. Wir wollen wieder unter die Bäume gehen.«

»Ja, du darfst mich fest anfassen, es ist mir angenehm. Und laß uns langsam gehen, nicht wahr? Damit wir unsern Weg nicht so schnell wiederfinden.«

Er hatte einen Arm um sie gelegt. So schritten sie unter die hohen Stämme zurück, wo sich unter hoheitsvoller Wölbung ihr Schritt noch verlangsamte, ein Schreiten großer Kinder, die zur Liebe erwachen. Sie gab vor, etwas müde zu sein und lehnte den Kopf an Sergius' Schulter. Dennoch sprachen weder er noch sie davon, sich ausruhen zu wollen. Sie dachten gar nicht daran, es wäre ihnen eine Störung gewesen. Was für ein Vergnügen konnte ihnen ein Ausruhen auf dem Gras bieten im Vergleich zu der Freude, immer weiter so Seite an Seite dahinzugehen? Der märchenhafte Baum war vergessen. Ihre einzige Sorge war jetzt, Kopf an Kopf zu lehnen, um sich aus größerer Nähe zulächeln zu können. Und die Bäume, Eschen, Ulmen und Eichen, flüsterten ihnen ihre ersten Zärtlichkeiten ein in lichtvollem Schatten.

»Ich liebe dich,« sagte Sergius mit schwebender Stimme, die kleine Goldhaare an Albinens Schläfe aufwehen ließ.

Er wollte andere Worte finden und wiederholte:

»Ich liebe dich, ich liebe dich!«

Albine lauschte mit schönem Lächeln. Sie prägte sich diese liebliche Musik ein.

»Ich liebe dich, ich liebe dich,« seufzte sie, und lieblicher klang das noch von ihren Jungmädchenlippen. Dann die Augen hebend, in denen ein Licht aufzuscheinen begann, fragte sie:

»Wie liebst du mich?«

Da sammelte sich Sergius. Die hohen Stämme standen in sanfter Feierlichkeit, noch waren die tiefen Kapellen durchbebt von den Schritten des Paares.

»Mehr als alles liebe ich dich,« antwortete er, »du bist schöner als alles, das ich morgens sehe beim Öffnen des Fensters. Betrachte ich dich, denke ich an nichts anderes mehr. Wenn ich nur dich habe, bin ich glücklich.«

Sie schlug die Augen nieder und wiegte leise den Kopf.

»Ich liebe dich,« fuhr er fort, »ich kenne dich nicht, weiß nicht, wer du bist, woher du kommst; du bist mir weder Mutter noch Schwester; und doch liebe ich dich in gänzlicher Herzenshingabe, in aller Ausschließlichkeit... Hör mich an, deine weichseidenen Wangen liebe ich, deinen rosenduftenden Mund, deine Augen liebe ich, in denen ich mich spiegele mit meinem Lieben, ganz und gar liebe ich dich, deine Augenwimpern, das blaue Geäder deiner weißen Schläfen... Ich liebe dich, um dir sagen zu können, daß ich dich liebe, Albine.«

»Ja, ich liebe dich,« begann sie wieder. »Dein Bart ist weich und tut mir nicht weh, wenn ich meine Stirn an deinen Hals lehne. Du bist stark, groß und schön, und ich liebe dich, Sergius.«

Glücküberkommen schwiegen sie eine Weile. Es war ihnen, als zöge ein Flötengesang

vor ihnen her, als würden ihre Worte ihnen von sanften, unsichtbaren Chören zugespielt. Zueinander geneigt, machten sie nur noch ganz kleine Schritte, kreuzten endlos hin und her zwischen den mächtigen Stämmen. Durch die Säulengänge in der Ferne drangen Sonnenuntergangsstrahlen, wie ein Zug weißgekleideter Jungfrauen, die hochzeitlich in die Kirche ziehen bei gedämpftem Orgelton.

»Und warum liebst du mich?« erneute Albine ihre Frage.

Er lächelte und gab zuerst keine Antwort. Dann sagte er:

»Ich liebe dich, weil du gekommen bist. Darin ist alles enthalten... Jetzt sind wir vereint und lieben uns. Es kommt mir vor, als könnte ich ohne mein Gefühl zu dir nicht mehr leben. Mein Atem bist du.«

Er senkte die Stimme und sprach traumumfängen:

»Man weiß es nicht von Anfang an. Mit dem Herzen wächst das in einem. Groß und stark müssen wir werden... Du weißt doch noch, wie wir uns liebten! Wir sagten es uns aber nicht. Kindisch ist man und dumm. Bis es eines Tages zu klar wird und von selbst losbricht... Wir haben nichts anderes zu tun: wir lieben uns, weil es unser Leben ist, uns zu lieben.«

Albine hielt den Atem an, mit zurückgebogenem Kopf und geschlossenen Augen kostete sie das von der Liebkosung dieser Worte noch ganz erwärmte Schweigen.

»Liebst du mich, liebst du mich?« stammelte sie, ohne die Augen zu öffnen. Er blieb stumm und war sehr unglücklich, keine Worte mehr zu finden, die seine Liebe ihr zeigen könnten. Langsam ließ er den Blick über ihr rosiges Antlitz wandern, das wie im Schlaf sich darbot. Zart, wie durchpulste Seide, waren die Lider; der Mund verzog sich süß, von einem Lächeln betaut; die reine Stirn verging im Goldstreif des Haaransatzes. Sein ganzes Sein hätte er gern ausgeströmt in Worten, die ihm auf die Lippen traten, ohne daß er vermocht hätte, sie auszusprechen. Noch mehr neigte er sich über sie, es schien, als ob er die Stelle ausfindig machen wollte dieses entzückenden Antlitzes, der er das innigste Wort widmen wollte. Sein Atem ging hörbar, aber er sagte nichts und küßte Albine auf die Lippen.

»Albine, ich liebe dich!«

»Ich liebe dich, Sergius!«

Und durchschauert vom ersten Kuß, blieben sie stehen. Sie hatte die Augen sehr weit geöffnet, sein Mund wölbte sich leicht vor. Beide sahen sich ohne Erröten an. Ein unwiderstehlich Mächtiges nahm Besitz von ihnen, wie ein langerwartetes Begegnen war es, in dem sie gewachsen sich wiederfanden, füreinander bestimmt und für immer vereint. Einen Augenblick verwunderten sie sich und hoben die Blicke zu der feierlichen Blätterwölbung, wie um das friedliche Baumvolk weihevoll zu befragen, ob sie ihrem Kuß zuzustimmen vermöchten. Aber angesichts der ungetrübt ruhigen Freundlichkeit der hohen Stämme überkam sie die Fröhlichkeit ungestraft Liebender, eine lange, lachende Fröhlichkeit voll überfließend zärtlicher Redseligkeit.

»Ach, sag' mir, wie lange du mich schon liebst? Erzähl' mir alles... Liebstest du mich schon, als du auf meiner Hand schiefst? Liebstest du mich damals, als ich vom

Kirschbaum fiel und du unten standest, ganz blaß mit ausgebreiteten Armen? Liebtest du mich in den Wiesen, wenn du mich umschlangest, um mir über die Bäche zu helfen?«

»Schweig, laß mich reden. Von Anfang an habe ich dich geliebt... Und du, hattest du mich lieb? Liebtest du mich?«

Bis in die Nacht hinein lebten sie von diesem Wort: lieben, das sich ohne Unterlaß wiederholte in immer neuer Süße. Sie haschten nach ihm, flochten es ihren Sätzen immer wieder ein, sprachen es aus ohne jeden Zusammenhang, einzig um der Freude willen, es auszusprechen. Sergius dachte nicht daran, Albinas Lippen ein zweitesmal zu küssen. Ihrem Unwissen genügte es, den Duft des ersten Kusses zu bewahren. Sie hatten ihren Weg wieder gefunden, ohne im geringsten der Wege zu achten. Als sie aus dem Walde traten, sank die Dämmerung schon, und gelb stieg der Mond auf zwischen schwarzem Gezweig. Wundersam war der Rückweg durch den Park beim Leuchten des verschwiegene Gestirns, das ihnen zusah durch alle Laublücken der großen Bäume.

Albine sagte, der Mond ließe ihnen nach. Die Nacht war sehr mild und sternwarm. Fern durch die hohen Bäume rauschte es vernehmlich, Sergius horchte auf und dachte sich, »sie reden von uns«. Als sie den Blumengarten durchschritten, hüllte außerordentlich süßer Duft sie ein, Duft, der nachts Blumen entströmt, weicher, liebkosender als am Tag, und der wie Atem ihres Schlummers war.

»Gute Nacht, Sergius!«

»Gute Nacht, Albine!«

Sie gaben sich die Hand auf dem Treppenabsatz des ersten Stockwerks, ohne in das Zimmer zu gehen, in dem sie sich gewöhnlich gute Nacht wünschten. Sie küßten sich nicht. Auf dem Bettrand sitzend, allein, lauschte Sergius lange den Geräuschen Albinas, die über ihm sich zur Ruhe begab. Glückliche Mattigkeit durchrann ihn gliedereinschläfernd.

Kapitel 12

Albine und Sergius konnten sich an den folgenden Tagen eines Gefühls von Scheu voreinander nicht erwehren. Sie vermieden es, ihrer Wanderung unter den Bäumen irgendwie Erwähnung zu tun. Sie küßten sich nicht, sprachen nicht von ihren Gefühlen. Nicht Scham schloß ihren Mund, sondern die Angst, ihre Freuden zu trüben. Waren sie nicht zusammen, lebten sie nur in Erinnerungen, vertieften sich in sie, durchlebten wieder die gemeinsam verbrachten Stunden, die sie in zärtlichster Umschlingung verlebten, in liebkosender Atemnähe. Die Folge war, daß heißes Fieber sie erfaßte. Sie sahen einander aus hohlen, traurigen Augen an und redeten von Dingen, die ihnen gleichgültig waren. Dann, nach langem Schweigen, fragte Sergius Albine wohl mit zitternder Stimme:

»Bist du krank?«

Albine schüttelte den Kopf und gab zur Antwort:

»Nein, nein. Aber du fühlst dich sicher nicht wohl. Deine Hände brennen.«

Der Park verursachte ihnen eine dumpfe Erregung, die sie sich nicht zu deuten wußten. An irgendeiner Wegbiegung wartete ihrer eine Gefahr, die ihnen auflauerte, sie beim Nacken nehmen, sie zu Boden werfen und verderben wollte. Niemals liehen sie diesen Gefühlen Worte; durch zage Blicke verrieten sie sich ihre Angst, die sie wie Feinde trennte. Eines Morgens jedoch faßte sich Albine ein Herz und sagte nach langem Zaudern:

»Es ist unrecht von dir, dich immer einzuschließen, du wirst wieder krank werden.«

Sergius lachte verlegen auf.

»Bah!« murrte er, »wir waren ja überall, kennen den Garten in- und auswendig.«

Sie schüttelte den Kopf, dann sagte sie sehr leise:

»Nein, nein ... die Felsen kennen wir noch nicht, bis zu den Quellen sind wir noch nicht gegangen. Dort wärmte ich mich im Winter. Es gibt Stellen, wo selbst die Steine zu leben scheinen.«

Am nächsten Tag gingen sie fort, ohne auch nur ein Wort weiter darüber gesprochen zu haben. Zur Linken hinter der Grotte, wo die Marmorfrau schlief, stiegen sie empor. Als sie den Fuß auf die ersten Steine setzten, sagte Sergius:

»Sicher hat uns das keine Ruhe gelassen, alles müssen wir ansehen. Vielleicht werden wir nachher ruhiger sein.«

Der Tag war erstickend heiß, voller Gewitterschwüle. Sie hatten nicht gewagt, sich zu umfassen. Sonnenübersengt gingen sie hintereinander. Sie machte sich eine Wegverbreiterung zunutze, um ihn vorausgehen zu lassen; sein Atem beunruhigte sie, sie litt unter seiner Nähe, die sie in ihrem Rücken spürte. Die Felsen ringsum hoben sich in steinern weiten Schichten, in sanfter Steigung lagerten Felder riesenhafter Blöcke übereinander, rauhstachelicht bepflanzt. Zuerst trafen sie auf goldenen Ginster,

Thymianstreifen, Salbei und Lavendelbreiten, auf alle Balsampflanzen, herben Wacholder, bitteren Rosmarin von sinnverwirrendem Geruch. Zu beiden Seiten des Weges bildeten sich von Zeit zu Zeit Hecken aus Stechpalmen, die zartester Schlosserarbeit nicht unähnlich waren; schwarzbronzenem, schmiedeeisernem, poliertem Kupfergegitter mit seltsamsten Ornamenten, reich beblüht von Stachelrosetten; der schmale Schatten lastete bleiern auf ihren Schultern.

Die dünnen Tannennadeln knisterten unter ihren Füßen am Boden, und im harzigen Aufstäuben trockneten ihre Lippen noch mehr.

»Dein Garten versteht hier keinen Spaß,« bemerkte Sergius und wandte sich Albine zu.

Sie mußten lächeln. Am Quellenrand standen sie. Dies klare Gewässer schaffte ihnen Erleichterung. Obzwar er sich nicht unter Grünem barg, wie die Wiesenquellwasser, die sich in dichtem Blattwerk verstecken, um im trägen Schatten zu ruhen. In voller Sonne entsprangen sie, aus einem Felsenspalt, ohne daß der kleinste Grasbüschel die Bläue ihres Wassers durchgrünt hätte. Silber schienen sie, durchleuchtet vom hellen Tag. Auf ihrem Grund überstäubte die Sonne den Kies in beweglich atmender Klarheit. Und dem ersten Becken entrannen sie, reckten Arme von unschuldiger Weiße; in spielerisch nackter Kindlichkeit prallten sie auf, ergossen sich plötzlich und fielen nieder, wie weich sich biegender, hellhäutiger Frauenleib.

»Netze deine Hände,« rief Albine, »das Wasser ist eisig auf dem Grund.«

Und wirklich vermochten sie sich die Hände zu kühlen. Sie spritzten sich Wasser ins Gesicht und hielten sich in den feuchten Dämpfen, die von dem Griesel aufstiegen. Die Sonne war wie umnebelt.

»Sieh doch,« rief Albine wiederum. »Da liegt der Blumengarten, der Wald, das Wiesenland.«

Sie betrachteten eine Weile das zu ihren Füßen sich breitende Paradies.

»Und siehst du wohl,« fuhr sie fort, »nicht das mindeste ist zu entdecken von der Mauer. Das ganze Land ist unser, bis zum Himmelssaum.«

Unmerklich hatten sie sich umschlungen mit einer Bewegung vertraulicher Sicherheit. Die Quellen beruhigten ihre Hitze. Doch im Gehen schien sich eine Erinnerung Albines zu bemächtigen; sie führte Sergius zurück und sagte:

»Da drüben, wo die Felsen aufhören, habe ich die Mauer einmal gesehen, vor langer Zeit.«

»Aber man sieht doch gar nichts,« murmelte Sergius, der leicht erblaßt war.

»Doch, doch... sie steht wohl hinter dem Kastanienweg, der sich an jenes Buschwerk anschließt.«

Dann fügte sie hinzu, da sie fühlte, wie Sergius' Arm sie krampfhafter umpreßte:

»Ich irre mich vielleicht... und doch ist mir erinnerlich, daß ich sie plötzlich vor mir sah, beim Verlassen der Kastanienallee. Sie verstellte mir den Weg, stand so steil vor mir, daß ich Angst bekam. Und einige Schritte weiter sah ich zu meinem Erstaunen, daß sie eingestürzt war, eine riesige Lücke tat sich auf, durch die man weit übers Land hinsah.«

Sergius betrachtete sie mit ängstlich bittendem Blick, beschwichtigend zuckte sie die Achseln.

»Oh, das Loch habe ich ausgefüllt! Geh mir, hab' ich dir nicht gesagt, daß wir ganz ungestört sind... Ich hab' es sofort ausgefüllt. Mein Messer hatte ich bei mir. So schnitt ich Dornenranken, rollte große Steine herbei. Kein Spatz darf herein. Wenn du willst, sehen wir nach, einen dieser Tage. Zu deiner Beruhigung.«

Verneinend schüttelte er den Kopf. Dann gingen sie weiter, sich umschlungen haltend, neuerdings bedrückt. Sergius betrachtete Albine von der Seite, sie litt unter diesem Blick und ihre Lider zuckten. Wie gerne wären sie beide umgekehrt und hätten sich so der Pein längerer Wanderung entzogen. Doch eigenem Willen entgegen, wie von fremden Willen getrieben, umschritten sie einen Felsen, kamen zu einer Matte, die sonnentrunken ihrer wartete. Hier fanden sich die angenehm ermattenden aromatischen Gewächse nicht mehr, Moschusduft des Thymian und Lavendelweihrauch. Übeldüstende Pflanzen zertrat ihr Fuß, betäubende Herbe ausströmender Absinth, nach verwesendem Fleisch riechende Nieswurz, durchhitzten Baldrian, ganz gebadet in seine sinnlich erregenden Ausscheidungen. Von den Allraunwurzeln, Schierling, Rauten und Tollkirschen wehte es sinnverwirrend ihre Schläfen an, so lähmend, daß sie, aneinandergedrückt, versagenden Herzens wankten.

»Soll ich dich tragen?« fragte Sergius Albine, als sie sich schwer an seine Brust lehnte.

Schon umschlang er sie mit beiden Armen, doch keuchend riß sie sich los.

»Nein, du erdrückst mich,« sagte sie, »laß mich, ich weiß nicht, was mir ist, die Erde schwankt unter mir... Hier, ach hier tut es mir weh.«

Sie griff eine seiner Hände und legte sie sich auf die Brust.

Da erblaßte er noch tiefer als sie. Beiden traten Tränen in die Augen, vor Betrübnis, daß kein Mittel gegen ihr tiefes Leiden sich finden wollte. Würden sie wohl auf der Stelle sterben müssen an diesem geheimnisvollen Übel?

»Komm in den Schatten, ruhe dich aus,« sagte Sergius, »diese Pflanzen bringen einen um mit ihrem Geruch.«

Er führte sie, berührte sie kaum mit den Fingerspitzen, denn sie fuhr schon zusammen, wenn sie seine Handfläche spürte. Der grüne Flecken, auf dem sie sich niederließ, war überschattet von einer wundervollen Zeder, die mehr als zehn Meter weit flache Astdächer rundete. Etwas weiter im Hintergrunde hoben sich sonderbare Koniferenabarten; *Cupressus* mit plattweichen Blättern, wie dichte Nadelspitzen; ernste, gerade Fichten, heiligalten, vom Opferblut noch geschwärzten Steinen ähnelnd; Tarus in düsteren, silberbefransten Röcken. Alle immergrünen Pflanzen kräftig untersetzten Wachstums und tiefgrün, wie lackiertes Leder, gelb und rötlich durchsprunkt und so spröde, daß die Sonne machtlos abglitt. Eine Araukaria zumal nahm sich seltsam aus mit ihren ebenmäßigen großen Ästen, die wie aus verschlungenen Schlangenleibern gebildet schienen, ihre dachziegelartig übereinandergeschobenen Blätter sträubten sich wie Schuppen erzürnter Reptilien. Hier lagerte im tiefen Schatten wollüstige Wärme, reglos ruhten die Lüfte in Alkovenschwüle. Morgenländischer Liebesduft, Duft bemalter Lippen der Sulamith entströmte den wohlriechenden Hölzern.

»Willst du dich nicht setzen,« sagte Albine.

Und sie rückte etwas beiseite, um ihm Platz zu machen. Er aber wich zurück und blieb stehen. Als sie ihn nochmals aufforderte, ließ er sich in einiger Entfernung auf die Knie gleiten und flüsterte:

»Nein, ich habe noch mehr Fieber als du, versengen würde ich dich... Hör' mich an, müßte ich nicht fürchten, dir weh zu tun, wollte ich dich umarmen, so fest... so fest, daß wir unsere Leiden nicht mehr fühlten.«

Auf den Knien rutschte er etwas näher.

»Oh, dich in den Armen zu halten, dich ganz in mich aufzunehmen ... An nichts anderes vermag ich zu denken. In der Nacht erwache ich, strecke die Arme ins Leere, strecke die Arme nach deinem Bild. Zuerst möchte ich dich nur mit den äußersten Fingerspitzen berühren, dann langsam, ganz von dir Besitz ergreifen, bis daß nichts von dir bliebe, bis daß du ganz mein geworden wärest von Kopf zu Füßen. Nie ließe ich von dir. Das muß köstlicher Reichtum sein, so zu eigen haben, was man liebt. Mein Herz ginge auf in dem deinen.«

Er kam noch näher, den Saum ihres Kleides hätte er berühren können mit der ausgestreckten Hand.

»Aber ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat, ich fühle mich weit fort von dir... Eine Mauer ist zwischen uns, die ich nicht einzustoßen vermag mit Gewalt. Und dochühl' ich mich so kräftig heute. Ich könnte dich fesseln mit meinen Armen, dich mir auf die Schulter werfen und forttragen, wie mir ganz gehöriger Raub. Aber das brächte mir keine Befriedigung. Wenn meine Hände dich fassen, halten sie nur ein Weniges deines Wesens ... Wo denn weilst du gänzlich, daß ich ganz dich finde!«

In anbetend demütiger Haltung war er niedergebroschen, küßte den Saum von Albinos Kleid. Da riß sie sich steil empor, als habe die Liebkosung bloße Haut berührt. Stammelnd, entsetzt griff sie sich nach den Schläfen.

»Laß doch, ich bitte dich, gehen wir weiter.«

Sie floh nicht. Langsam ging sie vor Sergius her, unentwegt, ihre Füße stießen an Wurzelfasern und immer noch preßte sie ihren Kopf zwischen den Händen, um das sie erfüllende Gelärm zu ersticken. Als sie heraustraten aus dem kleinen Gehölz, schritten sie eine Weile über Felsenstufungen, auf denen ein ganzes Volk hitzig fetter Pflanzen sich duckte. Wie ein Kriechen, Aufhüpfen namenloser Tiere in bösen Träumen war es, von Ungetümen, die fabelgroßen Spinnen, Raupen, Kellerasseln ähnelten, mit schlüpfriknackter Haut oder ekelhaft-flaumiger Stachelhaut, die Ungewisse Glieder schleiften, mißgebildete Beine, zerstückte Arme; die einen bliesen sich auf wie unzüchtige Bäuche, anderen war das Rückgrat wuchernd überbuckelt, noch andere erschienen zerfetzt und verrenkt, wie gelenkzerbrochene Gerippe. Mammillarien häuften wunde Pusteln, wimmelten wie grünliche Schildkröten, erschreckend bebartet mit langem Gefaser, härter als Eisendraht. Die Echinokakteen wiesen mehr von ihrer Haut und glichen Nestern ineinander verstrickter junger Vipern. Kugeldisteln zeigten sich nur wie eine Beule, eine behaarte Erhebung, die wie riesiges, kugelförmig zusammengerolltes Insekt anzusehen war. Opuntien bäumten ihre fleischigen Blätter empor, überpudert mit rotangelaufenen

Nadeln, gleich Schwärmen winziger Bienen, gleich ungeziefergefüllten Beuteln, deren Maschen reißen. Gasterien streckten Beine von sich, wie auf dem Rücken liegende Weberknechtsspinnen, mit schwärzlichen, überpunkteten, streifig damaszierten Gliedern. Zereus erging sich in schamlosem Wachstum, in mächtigen Polypenbildungen, krankhaftem Ausbruch über heißer Erde, Lastertreiben vergifteter Säfte. Aloen aber entfalteten in Massen ihre ohnmächtiglässigen Pflanzenherzen; jede Tönung von Grün gab es zu sehen: Zartgrün, Scharfgrün, Gelblichgrün, Graugrün, bräunlichrot bespritztes und dunkles, hellgolden berandetes Grün; in allen Formen und Größen standen sie, mit breiten, herzförmig geschnittenen Blättern, schmalem, messerklingenartigem Blattwerk, manche dornengezackt, andere zart umgebogen; riesenhafte unter ihnen hoben weit hinaus hohen Blütenstab, dem Ketten von Rosenkorallen zu entfallen schienen; kleine entwachsen gehäuft einem einzigen Stiel zu fleischiger Blüte, die nach allen Seiten bewegliche Natterzungen schoß.

»Wir wollen zurück in den Schatten gehen,« flehte Sergius. »Du lagerst dich wie vorhin und ich kniee mich neben dich und rede zu dir.«

Sonne umregnete sie in großen Tropfen. Hier herrschte das Gestirn, ergriff Besitz von der nackten Erde, umarmte sie glühend. In Hitzebetäubung taumelte Albine und wandte sich zu Sergius.

»Stütze mich,« sagte sie mit ersterbender Stimme. Kaum berührten sie sich, so sanken sie hin, Mund auf Mund gepreßt, lautlos. Es war ihnen zumut, als fielen sie immer tiefer, als hätte der Felsen sich abgründig unter ihnen aufgetan. Ihre irren Hände suchten entlang an Gesicht und Nacken, tasteten hin über ihre Hüllen. Aber so tiefes Angstgefühl ergriff sie fast augenblicklich, daß sie sich entsetzt aufrafften und ihr Begehren nicht tiefer zu stillen vermochten. Und so enteilten sie jeder auf anderem Weg.

Sergius lief zum Gartenhaus zurück und warf sich verzweifelten Herzens mit brennenden Schläfen aufs Bett. Albine fand erst am Abend zurück ins Haus, sie hatte sich in einem Gartenwinkel ausgeweint. Zum erstenmal waren sie nicht gemeinsam heimgekehrt, wohligh ermüdet von langer Wanderung. Drei Tage schmollten sie miteinander und fühlten sich tief unglücklich.

Kapitel 13

Zu dieser Stunde war der ganze Garten ihnen untertan. Als Herrscher hatten sie von ihm Besitz ergriffen. Nicht eine Handbreit Erde, die ihnen nicht ganz zu eigen gewesen wäre. Für sie blühte der Rosenwald, ihnen spendete der Blumenhang sanft-weiche Düfte, deren Hauch nachts eindrang durch offene Fenster und sie in Schlummer wiegte. Der Fruchtgarten spendete ihnen Nahrung, füllte mit Früchten Albinens ausgespanntes Kleid, erquickte sie mit würzig schattendem Gezweig, unter dem es sich so gut frühstücken ließ bei Sonnenaufgang.

Auf den Wiesen gehörten ihnen Gräser und Bäche; das sein Reich ins Unendliche weitende Gras, das unaufhörlich vor ihnen seidige Teppiche breitete; Wasser, das ihre reinste Freude war, ihre Unschuld, Unberührtheit, kühles Rieseln, in dem sie ihre Jugend zu erfrischen liebten. Der Wald war ihr Eigentum, von den mächtigen, von zehn Männern kaum zu umspannenden Eichen, bis zu den schlanken Birken, die ein Kind mühelos fällen konnte; der Wald mit all seinen Bäumen, seinen Schatten, Wegen und Lichtungen, grünen Verstecken, von den Vögeln selbst ungekannt; der Wald, über den sie nach Herzenslust verfügten, wie über riesenhaftes Zelt, unter dem sie in der Mittagsstunde ihre am Morgen geborene Zärtlichkeit Schutz suchen ließen. Sie herrschten allüberall, selbst über Felsgestein, Quellen, böses Gebiet ungeheuerlicher Pflanzen, das erbebt war unterm Gewicht ihrer Körper, und das sie mehr liebten als die anderen weichen Gartenlager, um des seltsamen Schauers willen, der dort ihnen beschieden war. Also waren sie jetzt die Gebieter zur Rechten, zur Linken und vor ihnen weit, hatten ihr Land erobert, wandelten inmitten befreundeter Natur, die sie kannte, sie lächelnd auf allen Wegen grüßte, sich ihren Freuden unterwarf als demütige Dienerin. Und der Himmel war ihnen ergeben, Bläue, die sich über ihnen wölbte; Mauern hielten ihn nicht, aber ihrem Blick war er hingegeben, er ergoß sich in ihre Lebensfreude, tags in sieghaftem Sonnenglanz, nachts in warmen Sternenschauern. Jederzeit, den ganzen Tag entlang, war er ihnen ein Entzücken, immer überpult von wechselndem Leben, weißer am Morgen als ein erwachendes Mädchen, am Mittag übergoldet vom Verlangen nach Fruchtbarkeit, am Abend selig hingegossen in zärtlicher Ermattung. Nie war sein Angesicht das gleiche. Allabendlich zumal, zur Stunde des Abschieds, betrachteten sie ihn bewundernd. Die den Horizont übergleitende Sonne wußte sich mit immer neuem Lächeln zu schmücken. Manchmal schwand sie in stillem wolkenlosen Frieden, sank langsam ein in goldene Flut. Andere Male flammte sie purpurstrahlend auf, zerriß ihr nebschleiernes Kleid, verlor sich in glühenden Wellen, die den Himmel überstreiften mit gigantisch schweifenden Kometen, deren Mähnen die Wipfel des Hochwaldes in Brand setzten. Dann gab es über roten Dunstküsten, über langgestreckt rosigen Korallenbänken ein Niedersinken besänftigten, mählich seine Strahlen löschtenden Gestirns, oder auch geheimes Zurruhegehen hinter irgendeinem großen Gewölk, faltig gerafft, wie grauseidene Bettgehänge, die nichts durchscheinen lassen als rötlichen Schimmer einer Nachtampel inmitten sich tieferer Dämmerung; endlich leidenschaftliches Untergehen, hingeschleuderte Weiße, nach und nach

aufblutend unter glühend sie durchschneidender Scheibe, gemeinsamer Sturz zu guter Letzt über die Horizonte hinaus, in chaotischem Gliedergewirr, das hinschmolz in Licht.

Doch nicht nur die Pflanzen hatten sich unterworfen.

Albine und Sergius wandelten königlich im Gemenge der Tiere, die ihnen botmäßig waren. Durchschritten sie den Blumengarten, hoben sich, ihnen zur Augenlust, Schmetterlingsflüge, umfächelten sie mit bebendem Flügel, zogen ihnen nach wie lebendiges Sonnenbeben, wie fliegende Blüten, denen Duft entstäubte. Im Obstgarten trafen sie in Wipfeln mit den naschhaften Vögeln zusammen; Spatzen, Buchfinken, Goldamseln, Dompfaffen lasen ihnen die reifsten Früchte aus, übernarbt von Schnabelhieben; das war ein Gelärm wie von ferientollen Schulkindern, ein lustig lautes Plündern, kecke Scharen flogen herzu und stahlen Kirschen zu ihren Füßen, während sie rittlings auf Ästen schaukelnd ihr Frühstück einnahmen. Albine kam es noch lustiger vor, auf der Wiese die kleinen grünen Frösche zu fangen, die an den Binsenhalmen kauerten, mit dem sanften Goldblick beschaulichen Getiers; indessen Sergius mittels eines Strohhalmes die Heimchen aus ihren Löchern trieb, die Grillen kitzelte, um sie zum Zirpen zu bringen, blaue, rosa und gelbe Insekten aufsammelte, um sie sich dann über die Ärmel laufen zu lassen, wie wandernde Saphir-, Rubin- und Topasknöpfe. Weiter waren die Wiesen belebt von der geheimnisvollen Regsamkeit der Gewässer, dunkle Fischrücken flohen durch die Wellen, das Schlängeln der Aale war an der leichten Unruhe im Gras wahrzunehmen, beim geringsten Laut kreiste Laich wie rauchschwärzlicher Staub, unterm Gleiten der Wasserfliegen runzelte sich silbern totes Wasserrund, all dies stille Getriebe, das an Bachufern sie fesselte, gab ihnen das Verlangen ein, sich ohne Schuh und Strümpfe mitten in die Strömung zu stellen, um sich näher von der unaufhörlichen Bewegung dieser zahllosen Lebewesen umgleiten zu lassen. An manchen Tagen, den Tagen sanfter Ermattung, machten sie sich auf, um unter Waldbäumen den Serenaden ihrer Musikanten zu lauschen, kristallener Flöte der Nachtigallen, silbern zarter Meisentuba, fernbegleitendem Kuckucksruf; sie bestaunten den plötzlich aufrauschenden Flug der Fasanen, deren Schweife Zweigdunkel sonnig durchscheitelte; lächelnd hielten sie an, ließen in einiger Entfernung Rudel junger Rehe vorüberspielen, oder ernsthafte zweigesellige Hirsche, die ihren Schritt verlangsamten, um sie zu beäugen. Auch gab es Tage, wenn glühend der Himmel sich wölbte, an denen sie die Felsen erklimmen, sich an den Heuschreckenschwärmen ergötzen, die ihr Schritt aus den Thymiansteppen aufscheuchte, mit dem Geknister angefachter Kohlenglut; die am Rand rötlich versengter Gebüsche entrollten Schlangen, die auf weiß glühenden Steinen sich sonnenden Eidechsen, schickten ihnen freundliche Blicke nach; rosige Flamingos, die im Quellgewässer standen, flogen nicht auf bei ihrem Näherkommen und beruhigten durch würdigernste Vertraulichkeit die in Teichsmitten brütenden Wasserhühner.

All dies Leben und Weben im Garten fühlten Albine und Sergius erst vom Tag an, an dem sie selbst in einem Kuß zum Leben erwacht waren. Jetzt betäubte es sie manchmal, sprach zu ihnen in unverständlichen Worten, stellte Forderungen, die sie nicht zu erfüllen verstanden. Dieses Leben, all diese Stimmen und Tierwärme, all diese Düfte und Pflanzenschatten waren es, die sie beunruhigten, so heftig beunruhigten, daß sie sich erzürnten, einer über den anderen. Und doch fanden sie im Park nur die liebevollste Aufnahme. Jeder Grashalm, jedes Geschöpf war ihnen Freund. Das Paradeis war ihnen wie eine einzige lange Liebkosung. Vor ihrem Kommen, während mehr als hundert

Jahren, hatte die Sonne dort allein und unumschränkt gewaltet, ihre Strahlen über jeden Ast ergossen. So kannte der Garten nur die Sonne, alle Morgen sah er sie über die Mauer gleiten in schrägen Strahlen, mittags sich von oben über die Erde breiten, abends auf der anderen Seite entschwinden in abschiedskosendem Blätterstreifen. Daher hatte der Garten seine Scheu verloren; er nahm Sergius und Albine mit Selbstverständlichkeit auf, wie er so lange Zeit die Sonne aufgenommen hatte, nahm sie auf wie gute Kinder, deretwegen man sich keinen Zwang aufzuerlegen braucht, Tiere, Bäume, Wasser und Gestein behielten ihre bezaubernde Überschwenglichkeit, senkten die Stimme nicht, lebten unverhüllt, ohne ihr Tun zu verbergen, boten sich dar in kecker Unschuld, in schöner Zärtlichkeit erster Schöpfungstage. Dieser Weltwinkel belächelte insgeheim die Ängste Albines und Sergius', noch sanftmütiger entrollte er unter ihren Füßen seine weichsten Rasenpolster, schob sein Gebüsch zusammen, um ihre Wege zu verschmalen. Hatte er sie noch nicht einer dem anderen in die Arme geworfen, war es, weil ihm gefiel, ihr Begehren auf der Wanderfahrt zu betrachten, sich an ihren ungeschickten Liebkosungen zu erfreuen, die im Schatten aufflatterten wie erregtes Vogelgefieder. Sergius und Albine aber litten unter dem Anhauch der sie umschmeichelnden Wollust und waren dem Garten gram. An jenem Nachmittag, als Albine so große Betrübniß überkam, anlässlich ihres Ausflugs in das Felsengebiet, rief sie über den Garten, der so glühend und lebensvoll sie umgab, hin:

»Warum betrübst du uns, wenn du uns wohlwillst?«

Kapitel 14

Am nächsten Tage verschloß Sergius sein Zimmer der Außenwelt. Der Duft aus dem Blumengarten brachte ihn zur Verzweiflung. Er zog die Vorhänge zu, um den Park nicht mehr sehen zu müssen, und sein Eindringen zu hindern. Vielleicht konnte er so den Frieden der Kindheit wiederfinden, fern von allem Grün, dessen Schatten er wie eine Berührung auf der Haut empfand. In den langen Stunden ihres Beisammenseins sprachen Albine und er niemals mehr von den Felsen, Wassern, Bäumen und vom Himmel. Das Paradies war nicht mehr vorhanden, sie suchten es zu vergessen.

Doch allem zum Trotz spürten sie durch die Dünne der Vorhänge seine mächtige Weite; Laubgeruch stäubte durch Ritzen im Holzwerk; klingende Rufe ließen die Scheiben erzittern; das freie Leben da draußen lachte, flüsterte, lauerte unter den Fenstern. Erbleichend sprachen sie lauter und suchten nach Zerstreungen, die diese Stimmen zu übertönen vermöchten.

»Hast du nicht bemerkt,« sagte eines Morgens Sergius in unruhvoller Stunde, »daß die gemalte Frau dort über der Türe dir gleicht?« Er lachte lärmend, und sie wandten sich wieder den Malereien zu, schoben den Tisch an der Wand entlang, im heißen Bemühen sich zu beschäftigen.

»Nicht doch,« meinte Albine, »sie ist doch viel dicker als ich. Außerdem kann man das wirklich kaum herausfinden; sie liegt so komisch da, mit dem Kopf nach unten!«

Sie schwiegen. In verblaßter, von der Zeit zerstörter Malerei zeigte sich ein Bild, das sie bisher noch nicht beachtet hatten. Eine Auferstehung zarten Fleisches aus dem Grau der Wand war es, wiederbelebtes Gebilde, dessen Einzelheiten in sommerlichen Hitzen mehr und mehr zum Vorschein kamen.

Die liegende Frau bot sich zurückgebogen der Umarmung eines bocksfüßigen Fauns. Deutlich waren zu erkennen die Bewegung der Arme, der sich hingebend windende Rumpf, die ganze gelöste Gestalt dieser nackt kräftigen Buhlerin, überrascht auf Blumengarben, die kleine Liebesgötter mit Sicheln in den Händen mähten. Liebesgötter, die unaufhörlich neue Rosensträuße über das Lager streuten. Man nahm auch die Anstrengung des Fauns wahr, das Keuchen seiner sich wild anpressenden Brust. Auf der anderen Seite des Bildes waren nur noch die beiden Füße der Frau erkenntlich, die wie rosige Tauben in der Luft flatterten.

»Nein,« wiederholte Albine, »ähnlich sieht sie mir nicht ... sie ist garstig.« Sergius sagte nichts. Er betrachtete die Frau, betrachtete Albine und gab sich den Anschein, als vergliche er. Albine streifte einen ihrer Ärmel bis zur Schulter auf, um zu zeigen, daß ihre Haut weißer sei. Und wieder schwiegen sie, widmeten sich dem Bild, mit Fragen auf den Lippen, die sie sich zu stellen scheuten. Einen Augenblick trafen sich ihre Augen, Albines blaue und Sergius' graue, glühend durchflammte.

»Hast du denn das ganze Zimmer neu gemalt?« rief sie und sprang herab vom Tisch.

»Es ist gerade, als erwachte alles aus dem Schlaf.«

Sie mußten beide lachen, aber ein erregtes Lachen war es, bei dem verstohlene Seitenblicke die spitzbübischen Putten und die Nacktheit der fast vollständig enthüllten Körper streiften. Aus Trotz wollten sie alles wieder ansehen, jedes Wandfeld wurde verwundert betrachtet, und unter lauten Ausrufen zeigten sie sich menschliche Gliedmaßen, die sicherlich im vergangenen Monat noch nicht zu erkennen waren. Bewegliche, in nervigen Armen sich wiegende Rücken, Beine enthüllten sich bis zu den Hüften, Frauen tauchten auf, bedrängt von Männern, deren greifende Hände vor kurzem noch nur Leere umfaßten. Sogar die stuckgeformten Putten des Alkovens schienen sich größere Freiheiten zu gestatten. Albine wagte nichts mehr von spielenden Kindern zu sagen, Sergius ließ keine lauten Vermutungen mehr hören.

Ernsthaft wurden sie, verweilten lange vor den Darstellungen, und es wäre ihnen lieb gewesen, wenn die Malereien mit einem Schlage in alter Frische erstanden wären; diese letzten Nebel vor den Deutlichkeiten der Bilder waren noch erregender. Und diese Gespenster der Wollust vollendeten ihre Erziehung zur Liebe.

Aber Albine begann sich zu fürchten; sie floh aus Sergius Nähe, dessen Atem ihr heiß über den Nacken strich, und setzte sich auf das äußerste Ende des Sofas; leise sagte sie:

»Ich beginne mich vor ihnen zu ängstigen. Die Männer sehen wie Räuber aus, und die Frauen haben Augen wie Schlachtopfer.«

Sergius ließ sich in einiger Entfernung von ihr in einem Sessel nieder und redete von anderen Dingen. Sie fühlten sich beide sehr matt, wie nach langem Lauf, und ein Unbehagen überschlich sie, so, als würden sie von den Bildern beobachtet. Der Puttentrubel reigte über Wand und Deckenzierrat in Wirbeln verliebter Gliederchen, wie ausgelassene Bubenschar, die ihnen Blumen zuwarf und sie einander zu fesseln schien mit dem gleichen blauen Bandgeschlinge, das ein Liebespaar oben an der Decke dicht verstrickte. Die Paare belebten sich und erzählten die Geschichte des großen vom Faun begehrten Mädchens, ließen sie erraten vom erstmaligen Lauern des Fauns hinter Rosenhecken bis zu der Hingabe des großen Mädchens inmitten entblätternder Rosen.

Würden sie wohl von den Wänden steigen? Durchseufzten sie nicht schon das vom Wehen wollüstiger Vergangenheit durchschauerte Gemach?

»Man kann hier nicht atmen, findest du nicht auch?« sagte Albine. »Alles Lüften ist vergeblich; immer bleibt diesem Zimmer der seltsame Vergangenheitsgeruch.«

»Neulich Nacht,« erzählte Sergius, »erwachte ich von so durchdringendem Duft, daß ich deinen Namen rief, weil ich annahm, du seiest eingetreten. Lau duftete es wie dein Haar, wenn du es mit Heliotropdolden durchstichst ... In den ersten Nächten kam es von weither gezogen, wie duftende Erinnerung. Doch jetzt kann ich kein Auge mehr zutun, so hat sich der Duft verstärkt; ich ersticke fast. Zumal des Abends ist der Alkoven so duftdurchwärmt, daß ich mich zu guter Letzt gezwungen sehen werde, auf dem Sofa zu schlafen.«

Albine legte einen Finger auf die Lippen und flüsterte:

»Die Verstorbene ist es, du weißt, jene Frau, die früher hier gelebt hat.«

Sie gingen scherzend zum Alkoven, doch in Wirklichkeit war ihnen ernst zumute. Eines war sicher, niemals hatte es den Alkoven so erregend durchduftet. Die Wände schienen noch überbebt von der schmeichelnden Berührung moschusduftender Gewänder. Am Boden hin zog noch der süßbalsamische Aushauch kleiner Atlaspantoffel, die vor dem Bett gestanden hatten, und am Holzwerk des Bettes wollte Sergius den Abdruck einer kleinen Hand entdeckt haben, deren durchdringender Veilchenduft dort noch haftete. In sanften Düften schien die Tote zu dieser Stunde alle Geräte zu umgeistern.

»Zumeist ruhte sie in diesem Sessel,« rief Albine. »Am Rückenpolster kann ich's riechen.«

Und sie ließ sich selbst in den Sessel gleiten und gebot Sergius niederzuknien und ihr die Hand zu küssen.

»Weißt du noch damals, wie ich dich empfang mit den Worten: Guten Tag, mein teurer Gebieter ... Sicher blieb es aber nicht nur bei Worten! War die Türe ins Schloß gefallen, küßte er ihr die Hände ... Da hast du meine Hände. Sie sind dein.«

Dergestalt versuchten sie ihre alten Spiele wieder aufleben zu lassen, um das Paradeis zu vergessen, dessen Gelächter lauter zu ihnen drang, um die Malereien nicht mehr sehen zu müssen, dem träumerischen Duft des Alkovens nicht zu verfallen. Albine lehnte sich im Sessel zurück und zierte sich; sie mußte lachen über des knienden Sergius törichtes Gesicht.

»Du Tölpel, so umarme mich doch, sag' mir nette Dinge, wenn du schon mein Liebhaber sein willst ... Du scheinst nicht zu wissen wie?«

Als er sie aber leidenschaftlich an sich preßte, setzte sie sich zur Wehr und entzog sich ihm voller Entrüstung.

»Nein, laß mich, ich will nicht! ... Dies Zimmer bringt einen um.«

Von diesem Tag an flößte ihnen das Zimmer die gleiche Angst ein wie der Garten. Ihre letzte Zufluchtsstätte war ihnen genommen. Es war ihnen unmöglich, dort zusammen zu sein, ohne sich scheu gegenseitig zu beobachten.

Albine betrat das Zimmer fast nicht mehr; sie blieb auf der Schwelle stehen, ließ die Türe weit offen hinter sich. Wie um schnell flüchten zu können. Sergius verbrachte seine Tage allein in schmerzlicher Aufregung. Er fühlte sich noch beengter, schlief auf dem Sofa, suchte verzweifelt dem Seufzen des Gartens, dem Duft der alten Möbel zu entgehen. Die schamlosen Bilder verursachten ihm wirre Träume, von denen beim Erwachen nichts blieb als tiefe Unruhe. Er glaubte neuerdings krank zu sein. Sein Gesundheitszustand benötigte ein Letztes, um sich vollkommen zu gestalten, eine letzte höchste Erfüllung, ein gänzlich Befriedigtwerden, das er nirgends zu finden wußte. So vergingen ihm die Tage in Schweigen, seine Augen waren tief umschattet, und er raffte sich nur leise durchschauert zusammen, wenn Albine kam, um nach ihm zu sehen. Ernsten Blickes standen sie sich gegenüber und sagten sich sanfte Worte, die sie zur Verzweiflung brachten. Albinen Augen waren noch eingesunkener als Sergius' Augen, und stummes Bitten sprach aus ihnen.

Nach Verlauf einer Woche dann verweilte Albine nur noch wenige Minuten; sie schien ihn zu meiden. Voller Besorgnis kam sie, blieb stehen und konnte nicht schnell genug

wieder aus dem Zimmer kommen. Stellte er sie zur Rede und warf ihr vor, sie habe ihn nicht mehr lieb, drehte sie das Gesicht zur Seite, um nicht antworten zu müssen. Nie wollte sie ihm erzählen, wie sie sich in den fern von ihm verbrachten Morgenstunden beschäftigte. Verlegen schüttelte sie den Kopf und sagte, sie sei sehr faul. Wollte er sich nicht damit begnügen, war sie mit einem einzigen Satz aus dem Zimmer und rief ihm abends nur durch die Türe gute Nacht zu. Trotzdem bemerkte er, daß sie viel weinte. Er konnte in ihren Zügen ein immer wieder betrogenes Hoffen lesen, ständiges Auf und Nieder eines nie gestillten Begehrens. An manchen Tagen war sie zu Tode betrübt, Mutlosigkeit malte sich auf ihrem Gesicht; ihr Gang war stockend, als vermöchte sie nicht länger Lebensfreude zu erhoffen. Am anderen Tag hielt sie mit Mühe ihr Lachen zurück, ihr Antlitz war überglänzt von einem sieghaften Gedanken, dem sie noch nicht Worte geben wollte, kaum konnte sie stillstehen, kaum ruhig sitzen, im Drang sich eine letzte Gewißheit zu verschaffen. Am nächsten Tag fiel sie ihrer Trübseligkeit wieder anheim, um am übernächsten Tag in neuer Hoffnung aufzuleben. Nicht mehr zu verbergen aber vermochte sie bald eine grenzenlose Müdigkeit, eine Ermattung, die ihr die Glieder lähmte. Sogar in vertraulicher Stunde konnte sie sich nicht bemeistern und entschlief mit offenen Augen.

Sergius stellte ihr keine Fragen mehr, weil ihm klar wurde, daß sie keine Antwort geben wollte. Trat sie jetzt bei ihm ein, sah er sie voller Besorgnis an, fürchtete, daß sie sich eines Abends nicht mehr würde bis zu ihm hinschleppen können. Was denn ermüdete sie so? Welch allstündlicher Kampf beglückte sie, stürzte sie in Verzweiflung? Eines Morgens ließ ihn ein leichter Schritt, den er unter seinem Fenster vernahm, erzittern. Ein Reh konnte das doch nicht sein? Zu genau kannte er diesen tanzenden Schritt, der das Gras nicht versehrte. Albine durchstreifte ohne ihn das Paradeis. Aus dem Paradeis also brachte sie Enttäuschung und Hoffnung mit, das Auf und Ab der Gefühle, die sie verzehrende Ermattung. Es war ihm klar, was sie suchte. Allein, in Blättertiefen, im schweigend stummen Eigensinn einer Frau, die sich geschworen hat, zu finden. Von nun an belauschte er ihren Schritt; er wagte es nicht, den Vorhang zu heben und ihren Weg durch die Gebüsche zu verfolgen. Aber es verschaffte ihm eine eigenartige, fast schmerzliche Erregung, festzustellen, ob sie sich nach rechts oder links wendete, ob sie in den Blumengarten hinabstiege und wie weit sie ihre Gänge ausdehnte. Inmitten der Geräusche des Gartens, im Rauschen der Bäume, im Rieseln der Wasser, dem unaufhörlichen Singen der Vögel unterschied er das leise Geräusch ihrer Schritte so deutlich, daß er heraushörte, ob sie auf dem Kies der Bäche, der nadelbestreuten Walderde oder auf nacktem Felsgestein dahinschritt. Es gelang ihm sogar herauszuhören bei ihrer Rückkehr, ob sie freudig oder traurig gestimmt sei. Wenn er sie die Treppe heraufkommen hörte, ging er vom Fenster fort, und er gestand ihr mit keiner Silbe, daß er sie in Gedanken überallhin begleitet hatte. Sie aber ahnte wohl sein Mitwissen, denn von nun an gab sie ihm durch einen Blick Rechenschaft von ihrem Bemühen.

»Bleib, geh nicht mehr aus,« bat er sie eines Morgens mit gefalteten Händen, als er sah, daß sie vom vorigen Tag noch ermüdet war. »Du machst mir großen Kummer.« Argerlich lief sie fort. Der ganz von Albinens Schritten durchklungene Garten verschärfte seine Qual. Das leise Geräusch ihrer Absätze war eine rufende Stimme mehr, eine gebieterisch rufende Stimme, die lauter und lauter in ihm hallte. Er hielt sich die Ohren zu, wollte nichts hören, doch tönte der ferne Schritt wieder, im Klopfen seines Herzens. Kam sie

dann am Abend zurück, brachte sie den ganzen Garten mit, Erinnerungen an ihre gemeinsamen Wege, das langsame Erwachen ihrer Zärtlichkeit inmitten der kupplerischen Natur. Sie schien gewachsen, ernster, wie gereift durch ihre einsamen Wanderungen. Nichts mehr war an ihr von spielerischer Kindlichkeit; sah er sie an, mußte er die Zähne zusammenbeißen, so begehrenswert stand sie vor ihm.

Eines Tages gegen Mittag hörte Sergius Albine in vollem Lauf zurückkommen. Er hatte sich geschworen, nicht mehr zu lauschen, als sie fortging. Für gewöhnlich kam sie erst spät zurück. Ihr wilder Lauf erstaunte ihn, der sich geradeaus, achtlos der Wege, Bahn zu brechen schien. Unter den Fenstern hörte er sie lachen. Als sie die Treppe erstieg, konnte er ihr lautes Atmen deutlich vernehmen, so daß es ihm war, als spüre er ihren heißen Atem im Gesicht. Sie riß die Türe weit auf und rief:

»Gefunden!«

Sie warf sich auf einen Stuhl und wiederholte leise mit erstickter Stimme:

»Gefunden! Gefunden!«

Aber Sergius legte ihr die Hand auf den Mund, stotterte außer sich:

»Sag' mir nichts, ich bitte dich, schweig', ich bitte dich. Ich will nichts wissen. Ich müßte sterben, wenn du auch nur ein Wort sagtest.«

Da schwieg sie mit heißen Augen, preßte die Lippen aufeinander, damit die Worte nicht gegen ihren Willen herausprängen, und blieb bis zum Abend im Zimmer, suchte Sergius' Blick, vertraute ihm etwas von ihrem Erlebnis an, wenn sie ihn festzuhalten vermochte. Ein Leuchten lag über ihrem Gesicht. Sie duftete so gut, war so lebenddurchströmt, daß er sie einatmete, daß er sie in sich aufnahm durch Augen und Ohren. Mit allen Sinnen trank er sie. Und wie ein Verzweifelter wehrte er sich gegen diese langsame Unterjochung seines Wesens.

Am nächsten Tag, als sie heruntergekommen war, hielt sie sich ebenso in seinem Zimmer.

»Du gehst nicht aus?« fragte er; er fühlte, daß er erliegen müsse, wenn sie bliebe.

Sie ginge nicht mehr aus, antwortete sie. In dem Maße, wie sich ihre Spannung löste, fühlte er sie erstarken und siegessicherer werden. Bald würde sie nur mit dem kleinen Finger zu winken brauchen, und er würde ihr folgen zu jenem grünen Lager, von dessen Zauber ihr Schweigen so beredt erzählte.

An diesem Tag sprach sie noch nicht, sie begnügte sich damit, ihn auf ein Kissen zu ihren Füßen niederzuziehen. Erst am folgenden Tag sagte sie wie von ungefähr:

»Warum schließt du dich hier ein? Unter den Bäumen ist es so angenehm!« In flehender Bitte streckte er die Arme aus. Sie aber lachte.

»Nein, nein, wenn du nicht ausgehen willst, bleiben wir eben da ... Dieses Zimmer hat einen so seltsamen Duft! Im Garten wäre uns wohler, freier, gesicherter wären wir. Du tust unrecht, wenn du dem Garten zürnst.«

Er lag ihr wieder zu Füßen, stumm, mit gesenktem Blick. Es zuckte in seinem Gesicht.

»Wir gehen nicht, fing sie wieder an, sei nicht böse. Aber ist dir denn das Grün des

Gartens nicht lieber als diese Bilder? Erinnerst du dich noch an alles, was wir zusammen sahen? Diese Bilder stimmen uns traurig. Sie stören uns, sehen uns immer zu.«

Und als er sich fester und fester an sie schmiegte, wand sie einen Arm um seinen Hals, bog seinen Kopf rückwärts auf ihre Knie; sie dämpfte die Stimme und flüsterte:

»Oh, ich weiß, wo es uns wohl wäre. Nichts störte uns dort. In der frischen Luft verginge dein Fieber.«

Sie fühlte, daß er zusammenschauerte und schwieg. Sie fürchtete, ein zu lebhaftes Wort könnte neue Ängste in ihm wecken. Ganz langsam mußte sie ihn besiegen, einzig durch die sanfte Bläue des sein Antlitz überkosenden Blickes. Er hatte die Augen aufgeschlagen und schien beruhigt sich ihr auszuliefern.

»Ach, wenn du wüßtest!« hauchte sie ihm leise ins Ohr.

Als sie sah, daß sein Lächeln nicht verging, wurde sie mutiger.

»Es ist nicht wahr, daß es verboten ist,« flüsterte sie, »du bist ein Mann und darfst dich vor nichts fürchten; wenn wir dort hingehen, und wenn mir Gefahr droht, du würdest mich doch verteidigen, nicht wahr? Du würdest mich aufnehmen und forttragen? Wenn ich bei dir bin, bin ich ganz ruhig ... Sieh doch, was du für starke Arme hast; wie kann man sich denn fürchten, wenn man stark ist wie du!«

Lange strich sie ihm mit einer Hand über das Haar, über Nacken und Schultern.

»Nein, es ist nicht verboten,« begann sie wieder. »Wer das glaubt, ist dumm. Wenn Leute das früher verbreitet haben, wußten sie wohl, warum sie im holdesten Winkel des Gartens nicht gestört sein wollten ... Sage dir das eine: vom Augenblick an, wo du auf jenem Rasenteppich ruhest, wirst du vollkommen glücklich sein. Erst dann erkennen wir alles, beherrschen wir alles ... Folge mir, komm, laß uns gehen.«

Er schüttelte den Kopf, aber ohne böse zu werden, und so, als mache ihm dieser Unsinn Freude. Dann, nach einem Schweigen, betrübt über ihr Schmollen und begierig, weiter von ihr liebkost zu werden, tat er endlich die Lippen auf und fragte:

»Wo ist es?«

Zuerst wollte sie keine Antwort geben. Ihr Blick schien in der Ferne zu suchen. »Da drüben ist's,« murmelte sie. »Beschreiben kann ich's nicht. Man muß die große Allee durchschreiten, sich dann nach links wenden und dann nochmals nach links. Wohl zwanzigmal sind wir dicht vorübergegangen ... Du würdest lange vergeblich suchen, wenn ich dir die Hand nicht reichen und dich führen wollte.

Ich finde gleich hin, wenngleich es mir nicht möglich ist, den Weg zu beschreiben.«

»Und wie hast du hingefunden?«

»Ich weiß nicht ... An jenem Morgen war es, als schoben die Pflanzen mich alle nach jener Richtung. Die langen Zweige schlugen hinter mir zusammen, die Rasen senkten sich sanft, die Wege boten sich mir von selbst. Und mir scheint, auch die Tiere nahmen Anteil, denn ich erblickte einen Hirsch, der vor mir hersprang, so, als wollte er mich auffordern, ihm zu folgen, auch stob eine Finkenschar von Baum zu Baum, um mich durch leises Gezwitscher zu warnen, wenn ich irreging.«

»Ist es sehr schön dort?«

Wieder gab sie keine Antwort ... »So tief bezaubert war ich, daß mir nichts anderes bewußt wurde als unnennbare Freude, die aus den Zweigen sank, im Gras ruhte. Und so lief ich zurück, um dich zu holen, um nicht ohne dich das Glück zu genießen, in diesen Schatten auszuruhen.«

Sie umschlang seinen Hals mit ihren Armen und sprach ganz aus der Nähe auf ihn ein, fast Mund an Mund.

»Komm, folge mir,« stammelte sie. »Bedenke, daß ich untröstlich wäre, kämest du nicht... Seit sehr lange hege ich dies Verlangen, es wuchs von Tag zu Tag, und jetzt peinigt es mich. Du kannst doch nicht wollen, daß ich leide? ... Und müßtest du auch sterben, brächte dieser Baum uns auch beide zu Tode, würdest du dich besinnen, würdest du das leiseste Bedauern spüren? Wir würden am Fuß des Baumes hinsinken. Aneinandergeschmiegt entschlummerten wir dort. Wäre das nicht schön?«

»Ja,« stammelte er vor diesem wunschbebenden Aufwallen der Leidenschaft.

»Aber wir werden gar nicht sterben,« fuhr sie fort, und in ihrer Stimme jubelte sieghaftes Frauenlachen. »Wir werden leben, um uns lieben zu können. Ein Baum des Lebens ist's, dessen Schatten stärkend, gesundend, vervollkommnend wirkt. Du wirst sehen, wie leicht sich alles gestalten wird. Du kannst so eng von mir Besitz ergreifen, wie du es dir erträumtest, so daß dein Körper mich ganz in dich aufnimmt. Himmlische Lust wird sich in uns ergießen, willst du?«

Er erbleichte, seine Augenlider bebten, als ob zu große Helligkeit ihn bedrängte.

»Willst du, willst du?« wiederholte sie, dringlicher und schon zum Gehen gewandt. Er stand auf und folgte ihr, schwankend zuerst, dann sie umschlingend; von ihr sich zu trennen vermochte er nicht. Wohin sie ging, ging auch er, hingegeben der strömenden Wärme aus ihrem Haar.

Und weil er ein wenig zurückblieb, wandte sie sich halb, ihr Antlitz leuchtete Liebe, aus Mund und Augen lockte Verführung, so mächtig, daß er ihr überallhin gefolgt wäre, wie ein getreuer Hund.

Kapitel 15

Sie gingen hinunter, schritten mitten durch den Garten, Sergius' Lächeln verging nicht. Er nahm das Laubgrün nur wahr in Albines spiegelklarem Blick. Als der Garten sie erblickte, durchlief es ihn wie langes Lachen, wie befriedigtes Flüstern, von Blatt zu Blatt fliehend, bis in die entferntesten Alleen. Seit Tagen wohl erwartete er sie, so vereint, mit den Bäumen versöhnt, auf grüner Suche nach verlorener Liebe. Feierliches Schweigen breitete sich unter den Ästen.

Der Mittagshimmel sah glutend still. Pflanzen reckten sich, um sie vorüberkommen zu sehen. »Hörst du sie?« fragte Albine halblaut. »Sie verstummen, wenn wir uns nähern. Aber sie spähen nach uns schon von weitem und verständigen sich über den Weg, den sie uns zeigen wollen... ich sagte dir ja, wir würden den Weg mit Leichtigkeit finden. Bäume zeigen ihn mir mit ausgestreckten Armen.«

Wirklich war es, als drängte der ganze Park sie leicht und sanft vorwärts. Hinter ihnen schloß sich eine Stachelschranke, um sie an der Umkehr zu hindern. Vor ihnen aber entrollte sich der Rasenteppich so gemächlich, daß sie des Weges kaum mehr achteten, sich dem zartgeneigten Gelände überließen. »Die Vögel geben uns das Geleit,« begann Albine wieder. »Jetzt sind es Meisen. Kannst du sie sehen? Sie fliehen die Hecken entlang und warten an jeder Wegbiegung, achten darauf, daß wir uns nicht verirren. Ach, sprächen wir ihre Sprache, so verstünden wir, daß sie uns zur Eile antreiben.« Dann fügte sie hinzu:

»Alle Tiere des Gartens sind mit uns, spürst du das nicht? Ein lautes Rauschen folgt uns nach. Die Vögel sind es in den Zweigen, die Insekten im Gras, Rehe und Hirsche in den Büschen, sogar die Fische regen im stummen Gewässer ihre Flossen... Sieh dich nicht um, es könnte sie erschrecken; aber sicher weiß ich, wir haben ein schönes Geleit.«

Und sie gingen unermüdeten Schrittes weiter. Albine sprach nur, um Sergius in den Zauber ihrer Stimme einzuhüllen. Sergius gab dem leisesten Druck von Albines Hand nach, kannten sie auch das Gelände nicht, das sie durchwanderten, so wußten sie doch genau, daß sie so geradeswegs zum Ort ihrer Bestimmung gelangten. Und je weiter sie vordrangen, desto verschwiegener hielt sich der Garten, tat dem Seufzen seiner Gezweige, der Geschwätzigkeit seiner Wasser, dem hitzigen Treiben seines Getieres Einhalt. Tiefes Schweigen breitete sich bebend, weihevoller Erwartung.

Da hoben Albine und Sergius gefühlsgetrieben den Blick; ihnen gegenüber häufte sich eine Blättermasse, und als sie zauderten, sprang ein Reh, das mit sanft-schönen Augen sie betrachtete, in den Busch.

»Hier ist's,« sagte Albine.

Sie trat zuerst vor, wandte den Kopf und zog Sergius nach, dann nahmen die rauschenden Blätter sie auf, es wurde ganz ruhig, süßer Friede empfing sie.

Ein Baum stand hier inmitten, so schattenverhängt, daß seine Art nicht zu erkennen war.

Riesenhaft war er gestaltet, wie eine Brust atmete sein Stamm, weit streckte er die Äste, gleich schützenden Armen. Stark, gut, mächtig und fruchtbar stand er da. Der Urälteste des Gartens, Vater des Waldes, Stolz alles Grünenden, Freund der Sonne, die tagtäglich in seinem Gipfel aufging, unterging. Aus seiner grünen Wölbung taute alle Freude der Schöpfung nieder, Blumendüfte, Vogelsang, Lichtgeflimmer, morgenkühles Dämmererwachen, abendlaues Dämmerentschlafen. So saftreich war er, daß es von seinen Rinden troff. Ein Dunst von Fruchtbarkeit umgab ihn; wie das männliche Zeichen der Erde war. Der ganze Waldplatz stand unter seinem Zauber, andere Bäume um ihn schichteten sich zu undurchdringlicher Mauer, die ihn tief vereinsamte, in ein Heiligtum von Schweigen und Halbdunkel; der ganze Horizont war verdeckt, vom Himmel nichts mehr zu sehen, nur Grün ringsum, ein von zärtlichen Blättern seiden verhangener Rundsaal, der Boden mit Atlasmoosen samtig überspreitet. Wie Versinken in kristallener Quelle war's, in grünliche Durchsichtigkeit, Silberklare, von widerscheinendem Schilf gedämpft. Farben, Düfte, Klänge, Schauer, alles blieb unbestimmt, durchsichtig, ungreifbar, versunken in ein Glück, an Auflösung alles Seienden grenzend. In reglosen, von keinem Windhauch bewegten Zweigen hing Alkovenlässigkeit. Ersterbender Sommernachtsschimmer über den nackten Schultern einer Liebenden, kaum vernehmbares Liebesgestammel, das jäh in schweigend-tiefem Krampf vergeht. Bräutliche Einsamkeit, von Wesensverschmelzung ganz erfüllt, leeres Gemach, in dem hinter zugezogenen Vorhängen doch irgendwo sich heiße Paarung ahnen läßt, der in Sonnenarmen schmachtenden Natur. Ab und an ging ein Krachen durch das Innere des Baumes; seine Glieder streiften sich wie die Glieder einer Kreißenden. Der seinen Rinden entströmende Lebensschweiß regnete reichlicher über die umgebenden Rasen, atmete weiche Begier, durchtränkte die Luft mit Hingabe, so daß der Waldplan unter Lustnebeln blaßte. Da war es, als schwankte der Baum, sein Schattenbild, der Rasenteppich, dichte Baumgürtel, und löste sich ganz in Wollust.

Albine und Sergius standen verzückt, seitdem der Baum sie sanft in seine Äste aufgenommen hatte, fühlten sie sich von der unerträglichen, quälenden Spannung befreit. Furcht, die sie voneinander getrieben hatte, war geschwunden, die heißen Kämpfe waren zu Ende, von denen sie zerrissen wurden, ohne daß sich ihnen offenbart hätte, gegen welchen Feind sie so wütend Widerstand leisteten. Jetzt erfüllte sie vollkommenes Vertrauen, tiefster Seelenfrieden. Sie überließen sich einer dem anderen, gaben sich langsam der Freude hin, zusammen zu sein, weit fort von allem, im wundertiefen Versteck.

Noch ahnten sie nicht, was der Garten von ihnen forderte, frei ließen sie ihn verfügen über ihre Zärtlichkeit. Ruhig erwarteten sie, ohne Erregung, das Gebot des Baumes. In solche Liebestrunkenheit versetzte er sie, daß die Lichtung vor ihrem Blick schwand, sich königlich zu weiten schien in duftendem Wiegen.

Leise aufseufzend war sie stehengeblieben, ergriffen von der aromatischen Kühle.

»Die Luft schmeckt wie eine Frucht,« murmelte Albine.

Sergius sagte sehr leise:

»Das Gras ist so lebendig, daß mir ist, als schritte ich über dein Kleid.«

Ein frommes Gefühl ließ sie die Stimme dämpfen. Sie brachten nicht einmal genügend

Neugier auf, um in die Höhe zu sehen und den Baum zu betrachten. Zu machtvoll lastete seine Majestät über ihren Schultern. Albines Blick fragte, ob sie die Zauber des grünen Geheimnisses übertrieben hätte.

Als einzige Antwort rieselten zwei Tränen über Sergius' Wangen.

Unaussprechlich war ihre Freude, sich endlich am Ziel zu finden. »Komm,« flüsterte er ihr ins Ohr, leiser als ein Hauch. Sie streckte sich zuerst am Fuße des Baumes nieder. Lächelnd streckte sie die Hände nach ihm, stehend reichte er ihr die seinen, auch er lächelte. Als sie seine Hände hielt, zog sie ihn langsam zu sich. Er fiel an ihrer Seite nieder und nahm sie gleich an seine Brust. – Sie fühlten sich glücklich in dieser Umarmung.

»Entsinnst du dich,« sagte er, »eine Mauer schien uns zu trennen... Jetzt fühl' ich dich, nichts Trennendes ist mehr zwischen uns... Leidest du noch?«

»Nein, nein,« gab sie zur Antwort, »wohl ist mir.«

Sie schwiegen, ohne ihre Umschlingung zu lösen. Eine süße Erregung ergriff sie. Sergius wiederholte:

»Dein Antlitz gehört mir, deine Augen, dein Mund, deine Wangen ... Deine Arme sind mir zu eigen, von den äußersten Fingerspitzen bis zu den Schultern. Deine Füße sind mein, deine Knie, ganz und gar bist du mir angehörig.«

Und er küßte ihr Gesicht, küßte ihre Augen, Mund und Wangen. Er bedeckte ihre Arme mit Küssen, von den Fingerspitzen bis zu den Schultern. Er küßte ihre Füße, ihre Knie. Er hüllte sie in einen Regen von Liebkosungen, der in großen Tropfen fiel, lau wie sommerlicher Regen, überall hin. Es war ein Besitzergreifen ohne Wildheit, stetig und sieghaft vordringend bis zu den kleinsten blauen Adern unter der rosigen Haut.

»Um mich dir geben zu können, nehme ich dich,« begann er wieder. »Ich will mich dir ganz ausliefern, auf immer; denn zu dieser Stunde weiß ich wohl, du bist meine Herrin, meine Herrscherin, auf den Knien muß ich dich anbeten, ich bin nur vorhanden, um dir gehorsam zu sein, um dir zu Füßen zu liegen, deinen Willen zu erraten, dich mit meinen Armen zu schützen, mit meinem Atem treibende Blätter zu verscheuchen, die deine Ruhe stören könnten... Oh, gewähre mir, daß ich mich ganz in dir auflöse, daß ich dir sei wie Trank und Speise. Du bist meine Endbestimmung; seit ich inmitten dieses Gartens zum Leben erwachte, bin ich auf dich zugegangen, bin ich dir zugewachsen. Als Ziel, als Lohn sah ich immer nur deine Gnade. Du standest in der Sonne mit deinem goldenen Haar. Verkörperte Versprechung warst du, daß ich durch dich eines Tages die irdischen Notwendigkeiten erführe. Willen der Erde, der Bäume und Wasser, jener Himmel, deren letztes Verständnis mir noch mangelt, ich bin dein Eigentum, dein Sklave, ich küsse deine Füße, lausche deinen Worten.«

Tief geneigt, sprach er zu ihr, anbetend beugte er sich der Macht des Weibes. Albine ließ sich von Anbetung umwallen, hoher Stolz erfüllte sie. Ihre Finger, Lippen, ihre Brüste überließ sie den frommen Küssen des Geliebten. Als sie so demütig stark ihn vor sich sah, fühlte sie sich als Königin. Er war bezwungen, hatte sich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben, ihrem Wink war er gehorsam. Und bewußter noch wurde sie sich ihrer Macht in der Freude des Gartens über ihren Sieg, in seiner langsam anschwellenden, jubelnden

Zustimmung.

Sergius stammelte nur noch. Seine Liebkosungen verirrten sich. Er flüsterte: »Oh, wissen möchte ich... Ich möchte dich an mich reißen, dich ganz für mich behalten, vielleicht sterben, oder in Lüfte mit dir entschweben, ich weiß nicht, was... «

Sie waren beide zurückgesunken und schwiegen, ihr Atem setzte aus, die Sinne schwanden ihnen. Mit letzter Anstrengung hob Albine einen Finger, Sergius sollte lauschen. Der Garten bestimmte ihren Fall. Lange Wochen hindurch lehrte er sie Zärtlichkeit, um am letzten Tag ihnen die grüne Nische aufzutun. Versucher war er nun, der mit allen Mitteln zur Liebe sie verführte. Vom Blumengarten hoben sich Düfte süß geschwächer Blumen, ein langes Flüstern, das Hochzeit der Rosen kündete, Wollust der Veilchen. Und nie dampfte Begier des Heliotrop in heißerer Sinnlichkeit auf. Vom Obstgarten her trug der Wind den Atem reifer Früchte, einen üppig reichen Geruch, Vanilleduft der Aprikosen, Moschushauch der Orangen, tiefer hob sich die Stimme der Wiesen, aus dem Zusammenklang gebildet des Millionenchores seufzend sonnengeküßter Gräser, weite Klage zahllos heißer Menge, die sich rühren ließ von kühler Liebkosung der Flüsse, Nacktheit rieselnder Bäche, an deren Ufern Weiden begehrllich träumten. Vom Wald wehte machtvolle Leidenschaft der Eichen, Orgelton des Hochwaldes, wie Feiermusik, die Buchen, Birken, Ulmen und Platanen, inmitten grünender Heiligtümer, zur Hochzeit anführte. Indessen Strauchwerk, junge Stämme lustig sich bäumten, im heiteren Getriebe sich verfolgender Liebespaare, die am Grabenrand sich niederwerfen, inmitten rauschender Äste sich's wohl sein lassen. Doch die wildesten Verschmelzungen im Paarungsgewühl des Gartens fanden statt fernhin auf den Felsen, dort, wo Hitze die leidenschaftgeblähten Steine zerriß, wo Stachelpflanzen tragisch liebten, ohne Beruhigung zu empfangen von benachbarten Quellen, wie sie entzündet vom Gestirn, das auf ihr Lager niederstieg.

»Was ist ihr Begehrt?« murmelte Sergius, außer sich. »Was verlangen sie von uns, was erbitten sie?«

Albine preßte ihn wortlos an sich.

Die Stimmen verdeutlichten sich. Nun forderten auch die Tiere des Gartens ihre Einigung. Grillen zirpten sterbenssüße Zärtlichkeit, Falter stäubten flatternden Flügels Küsse umher. Die Sperlinge trieben Sekundenkurzweil, ergingen sich in Liebkosungen, wie Sultane im Harem. In klaren Fluten lagerten Fische ihren Laich in die Sonne. Ruf der Frösche schallte in trauriger Innigkeit, überall breitete sich Leidenschaft geheimnisvoll über dem unbewegten Schilfgewässer. In der Tiefe des Waldes tönte wollüstig perlendes Lachen der Nachtigall, wildbegehrllich schrien die Hirsche, fast verhauchten sie neben ersterbenden Rehen. Und auf den Felsenplatten, entlang am dürren Gebüsch, lagen zu zwei und zwei ineinanderverschlungen zischende Nattern, und große Eidechsen bebrüteten ihre Eier mit wohligh bebendem Rückgrat. Aus entferntesten Winkeln, Sonnenstreifen und Schattenhöhlen stieg tierischer Dunst, durchhitzt vom Allbegehren. Zeugungsschauer durchrieselten das wimmelnde Gartenleben. Unter jedem Blatt paarten sich Insekten; auf jedem Grasfleck mehrten sich Geschlechter. Bunte Fliegen durchtaumelten eng aneinandergedreßt die Luft. Unwahrnehmbares Leben der Materie, die Atome des Stofflichen selbst liebten sich, vermischten sich, wollüstig erzitterte die ganze Scholle, wandelte den Garten zu einem einzigen weiten Beilager. Da dämmerte

Verständnis in Albine und Sergius. Er sagte nichts, preßte sie an sich, fester und fester. Sie waren eingehüllt von schicksalshafter Zeugungsnotwendigkeit, und gaben den Forderungen des Gartens nach. Der Baum flüsterte Albine ins Ohr, was Mütter sonst am Hochzeitsabend Bräuten zuraunen.

Albine gab sich hin. Sergius ergriff Besitz von ihr.

Und der ganze Garten löste sich mit dem Paar in letztem Aufschrei der Leidenschaft. Die Stämme bogen sich wie bei starkem Wind, den Gräsern entrang sich trunkenes Schluchzen; mit geöffneten Lippen verhauchten die Blumen; selbst am Himmel, den Untergang des Sonnengestirns durchlohte, standen unbeweglich Wolken, ohnmächtig ruhendes Gewölk, übermenschlichem Entzücken entquollen. Tiere, Pflanzen, alles Leben, das Eindringen dieser beiden Kinder in die Lebensewigkeit begehrte, hatte gesiegt. Machtvoll tat der Garten seinen Beifall kund.

Kapitel 16

Als Albine und Sergius aus glückseliger Betäubung erwachten, lächelten sie sich an. Von lichten Ländern kehrten sie zurück. Aus Höhen mußten sie niederwärts finden. Dankbar preßten sie sich die Hände, kamen langsam zur Besinnung und sagten:

»Ich liebe dich, Albine!«

»Sergius, ich liebe dich!« Und nie noch war den Worten »ich liebe dich« so wundersame Bedeutsamkeit zu eigen gewesen. Sie schlossen alles in sich ein, klärten alles. In zeitlos seliger Ruhe verblieben sie dort und umarmten sich immer wieder, vollkommen erlöst empfanden sie ihr Wesen. Freude an den Schöpfungsgewalten durchhellte sie, stellte sie den Muttermächten der Erde gleich, ließ sie selbst sich wie Erdkräfte empfinden. Auch lag in ihrem Glück die Gesicherheit der Gesetzeserfüllung, die tiefe Beruhigung am Schritt für Schritt logisch erreichten Ziele.

Sergius schloß sie wieder in starke Arme und sagte: »Sieh mich an, ich bin geheilt; du hast mir deine ganze Gesundheit geschenkt.«

Albine antwortete in innigster Hingebung:

»Nimm mich ganz, mein Leben gehört dir.«

Bis in die Lippen stieg ihnen Lebensfülle. Erst in Albines Besitz fand Sergius seine Männlichkeit, volle Muskelkraft, Herzensmut, jene letzte Gesundheit, die bis jetzt seinem unentwickelten Wesen gemangelt hatte. Jetzt erst empfand er sich vollständig. Seine Sinne hatten an Klarheit gewonnen, sein Verstand weitete sich. Es war, als sei er löwenhaft erwacht, überblickte königlich Land und freie Himmel. Er erhob sich, fest standen seine Füße auf dem Boden, gliederstolz reckte sich sein Körper. Er zog Albine an den Händen in die Höhe. Sie wankte etwas, er mußte sie stützen. »Fürchte dich nicht,« sagte er, »du bist auf immer meine Geliebte.« Nun war sie die Dienende. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und sah ihn an, besorgt und dankbar. Würde er ihr das Geschehene verzeihen? Würde er ihr eines Tages nicht grollen, wegen der Anbetung dieser Stunde, die ihn zum Sklaven gemacht hatte? »Bist du mir nicht böse?« sagte sie demütig. Er lächelte, ordnete ihr das Haar und streichelte sie mit den Fingerspitzen, wie ein Kind. Sie fuhr fort: »Du wirst sehen, ich werde ganz bescheiden sein, du wirst meine Gegenwart kaum wahrnehmen, aber du mußt mir erlauben, dicht bei dir zu bleiben, nicht wahr? In deinen Armen, denn von dir muß ich erst wieder gehen lernen ... Es ist mir zumut in dieser Stunde, als könnte ich keinen Schritt mehr tun.«

Dann wurde sie sehr ernst.

»Immer mußt du mich liebhaben, dann werde ich dir gehorsam sein, mich bemühen um deine Freuden, alles aufgeben für dich, sogar meine geheimsten Wünsche.«

Sergius' Kräfte verdoppelten sich beim Anhören der demütig zärtlichen Stimme. Er befragte sie:

»Warum zitterst du? Was dürfte ich dir zum Vorwurf machen?«

Sie gab keine Antwort und betrachtete fast traurig den Baum, das zerwühlte Gras und Laub.

»Du großes Kind,« sprach er weiter, »du hast wohl Angst, daß ich für all dein Geben dir zürnen könnte? Was wir taten, kann doch keine Sünde sein; wir haben in Liebe einander angehört, wie wir eben einander angehören mußten. Ich möchte die Spuren deiner Füße küssen auf dem Weg hierher, genau wie ich deine Lippen küsse, die mich verführten, wie ich deine Brüste küsse, die die Heilung vollenden, einstmals begonnen, weißt du noch? Von deinen kühlen kleinen Händen.«

Sie schüttelte den Kopf, wandte die Augen und vermied es, den Baum noch länger anzusehen.

»Führ' mich fort,« sagte sie mit leiser Stimme. Sergius geleitete sie langsam weiter. Dankbar umfaßte er mit einem großen Blick noch einmal den Baum. Schweigen schattete über der Lichtung; wie Zusammenschauern einer beim Entkleiden überraschten Frau durchrieselte es die Blätter. Als sie beim Heraustreten aus dichtem Laub die Sonne wieder sahen, deren Glanz noch einen Himmelsstreif überhellte, beruhigten sie sich. Zumal Sergius, dem jedes Wesen, jede Pflanze neuen Sinn gewonnen zu haben schien. Um ihn neigte sich alles und huldigte seiner Liebe, der Garten war nur noch Hintergrund für Albines Schönheit, und im Liebeskuß seiner Beherrscher hatte er an Schönheit und Größe gewonnen.

Albines Freude aber blieb getrübt von Unruhe. In plötzlichem Erbeben brach ihr Lachen ab, und sie lauschte.

»Was ist dir?« fragte Sergius.

»Nichts,« erwiderte sie und sah scheu hinter sich. Sie wußten nicht, in welchem verstecktem Teil des Gartens sie sich befanden. Für gewöhnlich war es ihnen Anlaß zu Lustigkeit, wenn sie nicht wußten, wohin die Laune sie geführt hatte. Diesmal aber überkam sie Unruhe und eigenartiges Unbehagen. Nach und nach beschleunigten sie ihre Schritte. Immer tiefer gerieten sie in ein Wirrsal von Gebüsch.

»Hast du nichts gehört?« sagte Albine ängstlich und blieb außer Atem stehen.

Und als er, angesteckt von ihrer offensichtlichen Beklommenheit, lauschte, fuhr sie fort:

»Überall in den Büschen höre ich Stimmen, wie von spottenden Leuten ... Da, klang es nicht wie Lachen aus jenem Baum? Und durch das Gras dort drüben ging es wie Geflüster, als mein Kleid darüber streifte.«

»Nein, nein,« sagte er beruhigend, »der Garten liebt uns. Fände er Worte, so wäre es nicht, um dich zu schrecken. Hast du das liebevolle Geflüster des Laubes vergessen? ... Deine Nerven sind erregt, Einbildungen quälen dich.«

Sie aber schüttelte den Kopf und flüsterte:

»Ich weiß wohl, der Garten ist unser Freund ... Dann bedeutet es, daß jemand eingedrungen ist. Glaub' mir, ich höre jemanden. Zu sehr durchbebt es mich. Ach, ich bitte dich inständig, führe mich fort, verstecke mich.«

Sie nahmen ihre Wanderung wieder auf, durchspähten das Unterholz und vermeinten hinter jedem Baumstamm Gesichter auftauchen zu sehen. Albine ließ sich nicht ausreden, Geräusch von Schritten käme ihnen nach von ferne.

»Verstecken wir uns, verstecken wir uns,« wiederholte sie in flehendem Ton. Sie errötete. Scham begann sich in ihr zu regen, eine Scham, die sie wie Krankheit befiel und die Unschuld ihrer bisher von keiner Blutwallung getrüben Haut befleckte. Es erschreckte Sergius, sie so in errötender Verwirrung zu sehen, mit schamhaften Wangen und tränenvollem Blick. Er wollte sie an sich ziehen, sie mit Liebkosungen beruhigen, sie aber wehrte ihm, bedeutete mit verzweiflungsvoller Gebärde, sie seien nicht mehr allein. Noch tiefer errötete sie, als ihr Blick sich senkte auf ihr gelöstes Kleid, das sie kaum mehr verhüllte, Arme, Brüste und Hals frei ließ. Ihre Schultern bebten unter verwirrten Haarsträhnen. Sie wollte einen Versuch machen, ihr Haar aufzustecken, fürchtete sich aber davor, ihren Nacken zu entblößen. Eine Astberührung, das leichte Anstreifen eines Insektenflügels, der mindeste Windhauch ließen sie jetzt erbeben, wie bei unlauterer Berührung unsichtbarer Hände.

»Beruhige dich,« bat Sergius. »Niemand ist da... Fieberrot bist du, ich bitte dich, laß uns etwas ausruhen.«

Nein, sie hätte kein Fieber, sie wollte gleich nach Hause, damit niemand sie sehen und über sie lachen könne. Sie beschleunigte ihre Schritte mehr und mehr, riß Laub von den Hecken, bedeckte ihre Blöße damit. Um ihr Haar wand sie Zweige eines Maulbeerbaumes; mit Windenranken umschlang sie ihre Arme und nestelte sie an den Handgelenken fest; Schneeballstengel fügten sich zur Halskette, die so lang herabwallte, daß ihre Brust sich in Blättern barg.

»Willst du zum Tanz gehen?« fragte Sergius, der sie zum Lachen bringen wollte.

Aber sie fuhr fort, Laub zu flücken und warf es ihm zu, mit ängstlich leiser Stimme sagte sie:

»Siehst du nicht, daß wir nackt sind?«

Nun begann auch er sich zu schämen und hing sich Blätter über die unzulänglichen Kleider.

Doch fanden sie keinen Ausweg aus den Büschen.

Am Ende eines Weges kamen sie plötzlich nicht weiter, ein hohes, graues, ernsthaftes Etwas stand vor ihnen. Die Mauer war es. »Komm, komm!« rief Albine.

Sie wollte ihn fortziehen. Keine zwanzig Schritte aber waren sie gegangen, da stießen sie wieder auf die Mauer, begannen in panischem Schrecken an ihr entlang zu laufen. Finster erstreckte sie sich, ohne Lichtspalt nach außen. Am Rande der Wiesen schien sie plötzlich einzustürzen. Eine Bresche öffnete sich als helles Fenster nach dem benachbarten Tal.

Dies mußte wohl die Mauerlücke sein, von der Albine einmal gesprochen hatte, jenes Loch, das sie angeblich mit Geröll und Dornenranken ausgefüllt hatte; auseinandergerissen lagen Dornenranken zerstreut umher wie zerschnittene Kordeln, Steine waren weit fortgeschleudert, die Lücke schien von irgendeiner zornigen Hand

erweitert.

Kapitel 17

»Ach, ich habe es geahnt! schrie Albine verzweifelt auf. »Bat ich dich nicht, mich fortzuführen ... Sergius, hab' Mitleid, sieh nicht hin!«

Sergius stand auf der Breschenschwelle und sah gebannt hinaus. In der Ebene unten ließ sinkende Sonne das Dorf Artaud golden aufleuchten, wie ein aus Dämmerungen aufgetauchtes Scheinbild, benachbarte Felder lagen schon im Schatten. Deutlich waren die regellos am Wegrand errichteten Hütten zu erkennen, die kleinen vermisteten Höfe, schmalen, gemüsebestandenen Gärten. Etwas höher war der dunkle Umriß der großen Zypresse auf dem Kirchhof wahrzunehmen. Und die glühend roten Kirchenschindeln, über denen sich die schwarze Glocke wie ein dünn gezeichnetes Gesicht vorschob. Das alte Pfarrhaus nebenan hatte Tor und Tür den Abendlüften aufgetan.

»Aus Barmherzigkeit,« wiederholte Albine schluchzend, »sieh nicht hin, Sergius! Denk daran, daß du versprochen hast, mich immer zu lieben. Ach, wirst du mich noch lieben können wie zuvor! ... Da, mit meinen Händen will ich dir die Augen schließen. Du weißt doch, meine Hände haben dich geheilt ... Wie könntest du mich zurückstoßen.«

Er schob sie langsam von sich, dann strich er sich mit der Hand über das Gesicht, als wollte er von Augen und Stirn den letzten Rest von Schlaf verscheuchen. Albine umklammerte seine Knie. Also dies war die unbekannte Welt, das fremde Land, an das er hatte niemals denken können, ohne von dumpfer Furcht befallen zu werden. Woher kannte er dies Land? Aus welchem Traum schreckte er empor, daß solch fürchterliches Entsetzen in ihm aufwallte, immer wachsend in seiner Brust zum Ersticken? Es war die Zeit der Heimkehr von den Feldern, das Dorf belebte sich. Die Männer kamen nach Hause mit dem Gang müder Tiere, sie schulterten ihre Hacken. Die Frauen auf den Häuserschwellen schienen zu winken, Kinderrotten jagten die Hühner mit Steinwürfen. Zwei Rangen schlichen sich auf den Friedhof, ein Junge und ein Mädels, bäuchlings krochen sie jetzt an der kleinen Mauer entlang, um nicht gesehen zu werden. Flüge von Spatzen suchten ihre Nester auf unter den Dachsparren der Kirche. Auf dem Vorplatz des Pfarrhauses zeigte sich jetzt ein blaubedrucktes Kleid, so umfangreich, daß es die Türe ganz ausfüllte.

»O Unheil!«stammelte Albine, »er sieht hin, er sieht hin ... Hör mich an. Vorhin versprachst du mir Gehorsam. Ich flehe dich an, wende dich ab, wende den Blick zum Garten ... Warst du nicht glücklich im Garten? Er hat mich dir gegeben. Welch selige Zeiten erwarten uns dort, welche lange Glückseligkeit, jetzt, wo wir volles Glück erfahren im Schattendunkel ... Durch diese Lücke wird der Tod eindringen, wenn du nicht fliehst, wenn du mich nicht fortträgst. Sieh, die anderen, die ganze Welt wird sich zwischen uns drängen. So allein waren wir, so versteckt und von den Bäumen behütet! Der Garten bedeutet unsere Liebe. Sieh den Garten an, ich bitte dich auf den Knien darum.«

Sergius durchlief ein Zittern. Die Erinnerung kam wieder, die Vergangenheit stand auf. Aus der Ferne hörte er dörfliches Leben herübertönen. Diese Bauern, Frauen, Kinder, das war der von seinem Olivenland heimkehrende Dorfschulze Bambousse, der im Geist die

nächste Ernte berechnete. Das waren die Brichets, der Mann mit schleppendem Gang, die Frau unter kummervollem Gestöhn; das war Rosalie, die sich hinter einer Mauer vom langen Fortunat abküssen ließ. Er erkannte auch die beiden Ausreißer auf dem Friedhof, den spitzbübischen Vinzenz und die freche Katharina, die fliegende Heuschrecken belauerten zwischen den Gräbern. Sie hatten sogar Packan, den schwarzen Hund, bei sich, der ihnen half, im dünnen Kraut wühlte und jeden Spalt der alten Steinplatten durchschnüffelte. Unterm Dachziegel der Kirche zankten sich die Spatzen vor dem Schlafengehen; die frechsten flogen wieder hinunter und drangen flügelschlagend in die Kirche ein durch zerbrochene Fensterscheiben, so daß er sich, als er sie sah, ihres fröhlichen Lärmens erinnerte auf den Stufen vor der Kanzel, wo es immer Brotkrumen für sie gegeben hatte. Die Teufin, im blaukattunen Kleid, auf der Schwelle des Pfarrhauses, schien noch dicker geworden zu sein; sie drehte den Kopf lächelnd Desiderata zu, die voller Heiterkeit vom Wirtschaftshof kam, gefolgt von einem ganzen Troß Getiers. Dann verschwanden beide.

Sergius streckte verzweifelnd die Arme aus.

»Es ist zu spät,« flüsterte Albine, und warf sich hin, zwischen verschnittenem Dornengerank. »Jetzt wirst du mich niemals mehr lieben wie vordem.« Sie schluchzte. Er horchte angespannt und wartete, daß eine Stimme ihn gänzlich erwecken sollte.

Die Glocke bewegte sich leise. Und langsam durch die schläfrigen Abendlüfte drang das dreimalige Läuten des Angelus herauf zum Paradeis. Silberhell klang es in sanft regelmäßigem Rufe. Wie ein lebendiges Wesen war die Glocke jetzt.

»Mein Gott!« rief Sergius und brach in die Knie, wie gefällt vom leisen Glockenwehen.

Er neigte sich tief, das dreimalige Angelusläuten glitt ihm über den Nacken, hallte ihm bis ins Herz. Die Glocke tönte jetzt lauter, unerbittlich klang sie neuerdings an während einiger Minuten, die ihm wie Jahre scheinen wollten. Sie beschwor sein ganzes vergangenes Leben herauf, seine fromme Kindheit, die Freuden seines Seminarlebens, die ersten Messen im verbrannten Tal des Artaud, wo er sich Einsamkeit der Heiligen erträumt hatte, immer hatte sie so zu ihm geredet. Der leisesten Schwingungen dieser Kirchenstimmen vermochte er sich zu erinnern. Hatte sie doch ohne Unterlaß in seinen Ohren getönt, wie ernste, sanfte Mutterstimme. Warum vernahm er sie nicht mehr? Vormalis schien sie ihm das Kommen Marias zu versprechen. War es Maria, die ihn tief in grüne Seligkeit geleitet hatte, wohin die Glockenstimme nicht dringen konnte? Niemals hätte er sie vergessen können, wäre die Glocke nicht verstummt. Und wie er sich tiefer beugte, schreckte ihn das weiche Streichen seines Bartes auf seinen gefalteten Händen. Dies lange seidige Haar war ihm fremd, es lieb ihm tierhafte Schönheit. Er riß an seinem Bart, griff sich mit beiden Händen in die Haare, suchte nach der kahlen Stelle der Tonsur, aber sein Haar war mächtig gewachsen, die Tonsur unauffindbar im Strudel männlich starken Gelocks, das von der Stirne nackenwärts sich bäumte. Wild schien ihm seine ehemals glatte Haut, die ein Flaum überdeckte.

»Du hattest recht,« sagte er und blickte verzweiflungsvoll nach Albine, »wir haben gesündigt und verdienen ein schreckliches Strafgericht ... «

»Ich beruhigte dich, weil ich die Warnung nicht vernahm, die durch die Zweige klang.«

Albine versuchte, ihn wieder zu umarmen und flüsterte:

»Steh auf, fliehen wir zusammen, vielleicht ist es noch Zeit, und wir können uns noch lieben.« »Nein, ich habe die Kraft nicht mehr dazu, der kleinste Kieselstein brächte mich zu Fall ... Hör zu, ich bin mir selbst zum Greuel. Ich weiß nicht mehr, wer ich bin. Ich habe mich umgebracht und mein eigenes Blut näßt mir die Hände. Verleitest du mich zur Flucht, nichts würde dir aus meinen Augen kommen als Tränen.«

Sie senkte den verdunkelten Blick und begann zornig aufs neue: »Was liegt daran? Liebst du mich?« Sein Entsetzen fand keine Worte.

Schwere Schritte brachten die Steine hinter der Mauer ins Rollen.

Wie langsames Nähergrollen eines Zorngewitters war es. Albine hatte sich nicht getäuscht. Es kam jemand und störte den Frieden der Büsche mit seinem Keuchen. Da wollten sie sich beide, von furchtbarer Scham befallen, im Gesträuch verstecken. Aber schon waren sie entdeckt, Bruder Archangias zeigte sich in der Mauerbresche.

Eine Weile stand der Bruder so, ohne zu sprechen, mit geballten Fäusten. Er betrachtete das Paar, Albine, die an Sergius' Hals Schutz suchte, mit dem Ekel eines Mannes, der am Grabenrand irgendeinen Unrat findet.

»Ich wußte es ja,« knurrte er durch die Zähne. »Nur hier konnte man ihn versteckt haben.«

Er kam etwas näher und schrie: »Ich seh' euch ganz genau, und weiß, daß ihr nackt seid ... Ein Greuel ohnegleichen ist das. Sind Sie ein Vieh, daß Sie mit diesem Weibsstück in den Wäldern umherlaufen? Weit ist es mit Ihnen gekommen. Sie hat Sie zur Unzucht verführt, und da stehn Sie nun, behaart wie ein Bock... Reißen Sie einen Ast ab und zerschlagen Sie ihn ihr auf den Flanken!«

Albine flüsterte glühend:

»Liebst du mich, liebst du mich?«

Sergius senkte den Kopf und schwieg, doch stieß er sie noch nicht von sich.

»Ein Glück, daß ich Sie gefunden habe,« fuhr Bruder Archangias fort. »Dieses Loch hatte ich lange schon entdeckt. Sie sind Gott ungehorsam gewesen und haben Ihren Frieden zerstört. Unablässig wird die Versuchung mit Flammenzähnen Sie anfallen, und von jetzt an werden Sie Ihre Unschuld nicht mehr zum Bundesgenossen haben ... Verführt hat Sie diese Dirne. Ist es nicht so? Sehen Sie nicht, wie die Schlange sich in Ihren Haaren ringelt? Ihre Schultern verursachen mir Brechreiz... Weg von ihr, berühren Sie sie nicht mehr, denn die Hölle ist sie!... Im Namen Gottes, fort aus diesem Garten!«

»Liebst du mich, liebst du mich?« lallte Albine.

Aber Sergius war von ihr gewichen, als versengten ihn ihre Schultern, ihre nackten Arme wirklich.

»Im Namen Gottes, im Namen Gottes!« schrie der Bruder mit Donnerstimme.

Unaufhaltsam schritt Sergius der Bresche zu.

Als Bruder Archangias ihn mit rauhem Griff aus dem Paradeis riß, glitt Albine zu Boden, streckte wild die Arme nach ihrer entschwindenden Liebe, dann erhob sie sich mit gramzerrissener Brust und floh davon, verschwand zwischen Bäumen. Gelöst flatterte ihr

Haar gegen die Stämme.

Teil 3

Kapitel 1

Nach dem Vaterunser verneigte sich der Abbé Mouret vor dem Altar und ging zur Epistelseite herüber. Dann stieg er herunter, schlug das Kreuz über dem langen Fortunat und der Rosalie, die Seite an Seite vor der Estrade knieten.

»*Ego conjugo vos in matrimonium, in nomine Patris, et filii et spiritus sancti.*«

»*Amen,*« antwortete Vinzenz, der die Messe bediente und voll Neugier von der Seite das Gesicht seines Bruders beobachtete.

Fortunat und Rosalie senkten doch in einiger Rührung das Kinn, trotzdem sie sich mit den Ellbogen angestoßen hatten beim Niederknien, um sich gegenseitig zum Lachen zu bringen. Indessen holte Vinzenz die Schale und den Weihwasserwedel. Fortunat legte den Ring in die Schale, einen schwerfälligen, ganz glatten Silberring. Nachdem der Priester ihn durch Besprengen in Kreuzform geweiht hatte, übergab er ihn dem Fortunat, und dieser schob ihn Rosalie an den Ringfinger, deren Hand immer noch grün schimmerte von Grasflecken, die keine Seife hatte entfernen können.

»*In nomine Patris, et filii, et spiritus sancti,*« murmelte der Abbé Mouret wiederum und erteilte ihnen ein letztes Mal den Segen.

»*Amen,*« gab Vinzenz die Antwort.

Es war früher Morgen. Die Sonne schien noch nicht durch die großen Kirchenfenster. Draußen in den Zweigen der Eberesche, deren Astwerk anscheinend die Scheiben eingestoßen hatte, vernahm man das lärmende Erwachen der Spatzen. Die Teusin, die noch nicht dazu gekommen war, das Hauswesen des lieben Gottes zu ordnen, staubte die Altäre ab, reckte sich auf ihrem gesunden Bein, um die Füße des gelb und rot bepinselten Christus abzuwischen, schob so leise als möglich die Stühle zurecht, verbeugte sich, bekreuzte sich, schlug sich an die Brust, folgte dem Verlauf der Messe, alles, ohne auch nur einen Augenblick ihren Flederwisch zu vernachlässigen.

Einige Schritte entfernt von dem Hochzeitspaar, am Fuß der Kanzel, saß die Mutter Brichet als einsamer Hochzeitsgast; ihre Art zu beten war übertrieben; sie kniete unaufhörlich unter so lebhaftem Gemurmel, daß es schien, als kreise ein Hummelschwarm im Schiff. Auf der anderen Seite, am Beichtstuhl, hielt Katharina ein Wickelkind auf dem Arm; weil das Kind zu weinen begonnen hatte, mußte sie dem Altar den Rücken zukehren und es auf dem Arm tanzen lassen, ihm mit dem Glockenstrang, der gerade vor seiner Nase baumelte, die Zeit vertreiben.

»*Dominus vobiscum,*« sprach der Priester und wandte sich mit ausgebreiteten Armen.

»*Et cum spiritu tuo,*« antwortete Vinzenz.

In diesem Augenblick traten drei große Mädchen ein. Sie stießen einander, um besser sehen zu können, doch ohne sich zu weit vorzuwagen. Drei Freundinnen der Rosalie waren es, die auf dem Wege zur Feldarbeit sich hergestohlen hatten, um zu hören, was

wohl der Herr Pfarrer den Vermählten zu sagen hätte. Große Scheren baumelten ihnen am Gürtel. Sie versteckten sich endlich hinter dem Taufbecken, kniffen sich, warfen sich nichtsnutzig hin und wieder und unterdrückten ihre Lachausbrüche unter geballten Fäusten.

»Eins ist wenigstens gut,« bemerkte halblaut die Fuchsige, ein kupferhaariges, kupferhäutiges Prachtmädel, »wenn es aus ist, wird man sich nicht drängeln.«

»Vater Bambousse hat Wohl recht,« flüsterte die zierliche schwarze Lisa mit den Funkelaugen; »hat man Weinstöcke, muß man sie pflegen ... da der Herr Pfarrer die Rosalie durchaus unter die Haube bringen wollte, kann er das ja allein tun.«

Babet, die dritte, verwachsen und sehr grobknochig, kicherte.

»Die Mutter Bricet bleibt ihm ja,« sagte sie, »die ist fromm für die ganze Familie ... Ho! Hört doch nur, wie sie surrt! Das wird sich schon bezahlt machen. Sie wird schon wissen wofür.«

»Orgeln tut sie,« fing die Fuchsige wieder an. Und sie brachen alle drei in Gelächter aus. Die Teufin drohte ihnen von weitem mit dem Federbesen. Der Abbé Mouret am Altar kommunizierte. Als er nach der Epistelseite schritt, um sich von Vinzenz auf Daumen und Zeigefinger Wein und Wasser der Waschung gießen zu lassen, sagte Lisa etwas leiser:

»Es ist bald aus. Gleich wird er zu ihnen reden. Dann kann der lange Fortunat noch auf sein Feld hinaus.«

»Und die Rosalie hat keinen Tag der Weinlese verloren,« äußerte die Fuchsige, »es ist bequem, sich früh trauen zu lassen ... Blöd sieht er aus, der lange Fortunat.«

»Poztausend,« flüsterte Babet, »dem Bengel ist es eklig, so lange knien zu müssen. Das ist ihm sicher seit seiner ersten Kommunion nicht mehr vorgekommen.«

Doch wurden sie abgelenkt durch den Knirps, mit dem Katharina spielte. Er verlangte nach dem Glockenstrang, streckte wutblau die Arme aus und schrie sich die Kehle heiser.

»Ei, das Kleine ist auch da,« sagte die Fuchsige.

Das Kindchen heulte weiter und gebärdete sich teuflisch.

»Leg' ihn auf den Bauch und gib ihm einen Schnuller,« riet flüsternd Babet der Katharina.

»Das mag ich nicht,« sagte diese und schüttelte das Kind. »Still, du kleines Ferkel! ... Die Schwester hat es mir auf die Knie geschmissen.«

»Selbstverständlich,« begann Babet böse. »Sie konnte es denn doch nicht dem Herrn Pfarrer zum Halten geben, oder?«

Diesmal riß es die Fuchsige fast hintenüber, so mußte sie lachen. Sie ließ sich gegen die Mauer fallen, stemmte die Fäuste in die Seiten und wollte vor Lachen platzen. Lisa hatte sich an sie gepreßt und suchte sich dadurch Luft zu machen, daß sie sie an Schultern und rückwärts zwickte. Babet lachte wie die Buckligen, sensenscharf drang es ihr aus zusammengepreßten Lippen.

»Gäb' es den Kleinen nicht, könnte der Herr Pfarrer sein Weihwasser sparen ... Vater

Bambousse hatte die Rosalie dem jungen Lorenz aus der Feigerei zgedacht.«

»Ja,« sagte die Fuchsige zwischen zwei Ausbrüchen, »wißt ihr, was er tat, der alte Bambousse? Er warf der Rosalie Erdstücke auf den Rücken, damit das Kleine steckenbliebe.«

»Trotz allem ist es ein netter Dicksack,« flüsterte Lisa. »Die Erdklöße sind ihm gut bekommen.«

In einem erneuten Heiterkeitsanfall bissen die drei sich die Lippen, als die Teufe wild hinkend auf sie zukam. Sie hatte ihren Besen hinter dem Altar aufgelesen. Die großen Mädchen bekamen Angst, wichen zurück und nahmen sich zusammen.

»Ihr Pack,« krächzte die Teufin, »wieder kommt ihr her mit euren Schweinereien ... Schämst du dich nicht, Fuchsige! Da drüben gehörtest du hin, auf die Knie vor den Altar, wie die Rosalie ... Ich werfe euch hinaus, wenn ihr euch mausig macht, versteht ihr?«

Die kupferigen Wangen der Fuchsignen färbten sich etwas tiefer, während Babet hohl lächelnd ihre Gestalt musterte.

»Und du,« fuhr die Teufin fort, sich nach Katharina umdrehend, »wirst du wohl das Kind in Ruhe lassen. Du kneifst es, damit es schreit. Lüge nicht ... Gib es her!«

Sie griff es auf, wiegte es einen Augenblick, legte es auf einen Stuhl, wo es engelhaft friedlich einschlief. Die Kirche verfiel wieder ihrer trüben Ruhe, die nur vom Gezwitscher der Spatzen in der Eberesche unterbrochen wurde. Am Altar hatte Vinzenz das Meßbuch nach rechts zurückgebracht, der Abbé Mouret faltete eben das Corporale und ließ es in den Beutel gleiten; er sprach die Endgebete in strenger Sammlung; weder das Weinen des Kindes noch die lachenden Mädchen vermochten ihn zu stören. Er schien taub für alles zu sein, ganz in den Wünschen aufzugehen, die er zum Himmel schickte für das Glück des von ihm getrauten Paares. An diesem Tage blieb der Himmel überwölkt von staubigen Hitzwellen, in denen die Sonne verdämmerte. Durch die zerborstenen Scheiben drang nur ein rötlicher Schimmer, der einen gewitterschwülen Tag ankündete.

Die grell bemalten Bilder des Kreuzweges an den Wänden zeigten überdüstert ihr Gelb, Blau und Rot. Im Hintergrund des Schiffes krachte das trockene Holzwerk der Tribüne; während das ins Kraut geschossene Gras des Vorplatzes unter der großen Pforte langreife Halme durchschob, auf denen es sich regte von kleinen braunen Heuschrecken. Durch die Uhr im Holzgehäuse ging ein Schnurren, als wollte sie sich räuspern; dann schlug sie dumpf halb sieben.

»*Ite missa est*«, sagte der Priester, der Kirche zugewandt.

»*Deo gratias*,« antwortete Vinzenz. Nachdem er dann den Altar geküßt hatte, wendete der Abbé Mouret sich wieder und sprach leise über den gebeugten Nacken der Getrauten das Endgebet:

»*Deus Abraham, deus Isaac, et deus Jacob vobiscum sit...* «

Seine Stimme verlor sich in sanfter Eintönigkeit.

»So, jetzt wird er zu ihnen reden,« flüsterte Babet ihren Freundinnen zu.

»Wie blaß er ist,« ließ sich Lisa vernehmen. »Nicht wie Herr Caffin, dessen dickes

Gesicht immer lachte ... Rose, mein Schwesterchen, hat mir erzählt, daß sie nicht den Mut hat, beim Beichten den Mund aufzutun.«

»Wie dem auch sei,« munkelte die Fuchsige, »ein hübscher Mann ist er. Seit der Krankheit sieht er etwas älter aus, aber es steht ihm gut. Seine Augen sind größer geworden, und am Mund hat er zwei Falten bekommen, die ihm ein männliches Ansehen geben... Vor dem Fieber war er zu sehr wie ein Mädchen.«

»Er hat einen Kummer, will mir scheinen,« fing die Babet wieder an. »Es ist, als ob er sich innerlich verzehrt. Sein Gesicht sieht wie abgestorben aus, nur die Augen glänzen, und wie! Seht doch, wenn er so die Lider langsam senkt, wie um die Augen auszulöschen.«

Die Teufin schwenkte ihren Besen.

»Scht,« machte sie so nachdrücklich, daß ein Windstoß sich in die Kirche verirrt zu haben schien.

Der Abbé Mouret hatte sich gesammelt. Fast unhörbar begann er:

»Mein lieber Bruder, meine liebe Schwester, ihr seid in Jesu verbunden. Die Ehe ist das Sinnbild der geheiligten Einung Jesu und seiner Kirche. Sie ist eine unzerreißbare Bindung, von Gott zur Ewigkeit bestimmt, und der Mensch soll nicht trennen, was der Himmel zusammentat. Indem er euch Bein von einem Bein werden ließ, hat Gott euch dazu bestimmt, Seit' an Seite zu ziehen als treues Paar, auf den Wegen, die seine Allmacht euch bereitet. Und ihr müßt euch lieben in der göttlichen Liebe selbst. Die kleinste Bitterkeit zwischen euch wäre ein Ungehorsam gegen den Schöpfer, der euch zu einem Leibe schuf. Bleibt also einig immerdar, zum Gleichnis der Kirche, der Jesus sich vertraute, als er uns sein Fleisch, sein Blut gab.«

Der lange Fortunat und die Rosalie hörten mit neugierig erhobenen Nasen zu.

»Was sagt er?« fragte Lisa, die nicht recht verstand.

»Gott, er sagt, was eben immer gesagt wird,« gab die Fuchsige zur Antwort. »Er hat eine geschickte Zunge, wie alle Pfarrer.«

Währenddem fuhr der Abbé Mouret fort, seinen Spruch zu sagen und über die Köpfe der Hochzeiter in einen Winkel der Kirche zu starren. Nach und nach wurde seine Stimme weich; in die ehemals aus einem Handbuch für junge Vikare erlernten Worte stieg Rührung. Er hatte sich etwas zu Rosalie gewendet, fügte bewegte Sätze hinzu, wenn das Gedächtnis ihn im Stich ließ, und sagte:

»Meine liebe Schwester, sei Untertan deinem Gatten, wie die Kirche Jesus Untertan ist. Präge dir ein, alles mußt du aufgeben, um ihm nachzufolgen als treue Dienerin. Du wirst Vater und Mutter verlassen und deinem Gatten anhangen, du wirst ihm gehorsam sein, auf daß du Gott selber gehorsam seiest. Und dein Joch sei ein Liebesjoch, ein Friedensjoch. Sei seine Ruhestatt, seine Glückseligkeit, der Duft seiner guten Werke, das Heil seiner schweren Stunden. Er finde dich immer an seiner Seite wie eine Gnadengabe. Er muß die Hand nur auszustrecken brauchen, um die deine ergreifen zu können. Solcherart werdet ihr zu zweit wandeln, ohne jemals irre zu gehen, und ihr werdet das Glück finden in der Erfüllung göttlicher Gesetze. O teure Schwester, liebe Tochter, deine Unterwerfung wird

eine Fülle sanfter Früchte tragen; sie wird häusliche Tugenden in dir erwecken, die Herdfreuden, Wohlstand frommer Familien. Sei zugetan deinem Gatten mit der Zärtlichkeit Rahels, der Weisheit Rebekkas, der langen Treue Saras. Sage dir, daß ein reines Leben zu allem Guten führt. Bitte Gott allmorgendlich um die Kraft, als pflichtgetreue Frau zu leben; die Strafe würde entsetzlich sein, du würdest deiner Liebe verlustig gehen. Oh, ohne Liebe zu leben, Fleisch vom Fleisch zu reißen, nicht mehr dem anzugehören, der die Hälfte ist deiner selbst, hinzusterben fern von dem einstmaligen Geliebten! Du streckst die Arme aus, und er wendet sich ab von dir! Du würdest nach Freuden ausspähen und nur Scham finden auf dem Grund deines Herzens. Höre auf mich, meine Tochter, in dir, in deiner Reinheit, deiner Liebe hat Gott begründet die Kraft eurer Verbindung.«

Hier vernahm man vom anderen Ende der Kirche her ein Gelächter. Das Kind war auf dem Stuhl erwacht, dort, wo die Teufin es gebettet hatte. Aber nicht mehr unartig war es; es belustigte sich ganz für sich, nach Durchstrampeln der Windeln, aus denen kleine rosa Füße sich streckten und in der Luft zappelten. Und über diese Füßchen mußte es lachen.

Rosalie, gelangweilt von der priesterlichen Anrede, wandte schnell den Kopf und lächelte dem Kind zu. Als sie es aber auf dem Stuhl zappeln sah, bekam sie Angst. Sie warf Katharina einen grimmigen Blick zu.

»Guck' mich nur an,« knurrte diese. »Ich nehme es nicht noch einmal ... damit es wieder losbrüllt.«

Und sie begab sich unter die Empore, um ein Ameisenloch in einer eingestoßenen Bodenplatte zu belauern.

»Herr Caffin machte es kürzer,« sagte die Fuchsig. »Als er die schöne Mieke traute, gab er ihr nur zwei Kläpse auf die Backe und ermahnte sie, brav zu sein.«

»Mein lieber Bruder,« fuhr der Abbé Mouret fort, halb dem langen Fortunat zugewandt. »Gott gibt dir heute eine Gefährtin; denn es ist nicht sein Wille, daß der Mensch allein sei. Hat er aber bestimmt, sie solle dir Untertan sein, so verlangt er von dir, daß du ihr ein gütevoller, liebevoller Herr seiest. Liebe sie; sie ist Fleisch von deinem Fleisch, Blut von deinem Blut, Bein von deinem Bein. Du sollst sie beschützen, weil Gott deine Arme stark sein ließ, auf daß du sie halten könntest über ihrem Haupt in der Stunde der Gefahr. Sei eingedenk, daß sie dir anvertraut ist; sie ist die Ergebung und Schwäche, die du nicht mißbrauchen kannst, ohne dich zu versündigen! O mein lieber Bruder, wie stolz und glücklich mußt du sein! In Zukunft wirst du nicht mehr in einsamer Selbstsucht leben. Allstündlich gibt es eine anbetungswürdige Pflicht für dich. Nichts Besseres gibt es als Liebe, nichts Erhabeneres, als die Geliebten zu schützen. Dein Herz wird sich erheben, deine Manneskraft wird sich ver Hundertfachen. O stützen zu dürfen, Zärtlichkeit anvertraut zu bekommen, zu erleben, daß eine Jungfrau ganz aufgeht in dir und spricht: ›Nimm mich hin, mach' mit mir, was du willst, ich vertraue deiner Ehrlichkeit!‹ Und verdammt sollst du sein, wenn du sie jemals verläßt! Die feigste Nichtachtung wäre das, die Gott zu strafen hätte. Vom Augenblick, da sie sich dir schenkte, ist sie dein für immer. Trage sie auf Händen, laß sie nicht zur Erde gleiten, bis daß du nicht sicher, daß ihr Fuß nicht strauchelt. Kehre dich ab von allem, mein lieber Bruder ... «

Die Stimme des Abbé Mouret klang ganz verändert; man vernahm nur noch

undeutliches Raunen. Seine Lider bedeckten die Augen vollständig, das Antlitz war tief erblaßt; er sprach in so schmerzlicher Ergriffenheit, daß sogar der lange Fortunat, ohne zu wissen warum, zu weinen begann.

»Er hat sich noch nicht erholt,« sagte Lisa, »er sollte sich noch nicht ermüden ... Sieh einer an, der Fortunat heult!« »Die Mannsleute«, schnurrte Babet, »sind weichherziger als die Frauenzimmer... «

»Schön hat er geredet, trotz allem,« sagte die Fuchsige abschließend, »diesen Pfaffen fallen tausenderlei Dinge ein, auf die nie jemand anderes kommen würde.«

»Scht,« fauchte die Teufin, die sich schon daran machte, die Kerzen auszulöschen.

Der Abbé Mouret stotterte weiter und suchte nach einem Abschluß.

»Dieserhalb, teurer Bruder, teure Schwester, müßt ihr leben im katholischen Glauben; er allein vermag dem Frieden eures Heimes Dauer zu verleihen. Eure Familie hat euch sicher in der Liebe zu Gott erzogen, euch angehalten, ihn morgens und abends anzubeten, auf nichts anderes zu vertrauen als auf die Gaben seiner Barmherzigkeit... «

Er sprach nicht zu Ende, wandte sich zum Altar und nahm den Kelch, den er gesenkten Hauptes nach der Sakristei trug, Vinzenz voran, der um ein Haar die Kannen und Tücher fallen ließ, um herauszubekommen, was Katharina hinten in der Kirche wohl unternähme.

»Oh, das Rabenherz!« sagte Rosalie, ließ ihren Mann stehen und lief zu ihrem Kind und riß es an sich.

Das Kind lachte; sie ordnete seine Windeln und drohte Katharina mit der Faust.

»Wäre es gefallen, hätte ich dir ein paar heruntergehauen.«

Der lange Fortunat schlenderte herbei. Die drei Mädchen verzogen spöttisch die Lippen.

»Jetzt kann er stolz sein,« zischte Babet den anderen ins Ohr, »der Lump! Die Taler des alten Bambousse hat er sich im Heu verdient hinter der Mühle ... Alle Abend sah ich ihn sich mit Rosalie davonmachen, an der kleinen Mauer entlang, auf allen Vieren.«

Sie lachten höhnisch. Der lange Fortunat blieb vor ihnen stehen und lachte noch lauter. Er zwickte die Fuchsige, ließ sich von Lisa Dummkopf schelten. Ein handfester Bursche war er, der auf die Meinung der Welt piff. Der Pfarrer hatte ihn verlegen gemacht.

»Hoppla, Mutter,« rief er mit seiner lauten Stimme. Die alte Bricbet bettelte an der Sakristeitüre. Dürr und voller Wehleidigkeit stand sie da vor der Teusin, die ihr Eier in die Schürzentaschen schob. Fortunat schämte sich in keiner Weise. Er zwinkerte mit den Augen und sagte:

»Gerissen ist sie, die Mutter! ... Potzdonner! Wenn der Pfarrer schon Leute in der Kirche sehen will!«

Mittlerweile hatte Rosalie sich beruhigt. Vor dem Aufbruch fragte sie Fortunat, ob er den Herrn Pfarrer gebeten hätte, am Abend zu ihnen zu kommen, um das Zimmer zu segnen nach Ortssitte. So lief denn Fortunat nach der Sakristei, durchmaß das Schiff auf Poltersohlen, nicht anders, als liefe er über eine Wiese, kam wieder zum Vorschein und rief, der Pfarrer käme. Entrüstet über das Gelärm dieser Leute, die sich wie auf der Landstraße aufführten, schlug die Teuse leicht in die Hände und schob sie nach der Türe.

»Aus ist's,« sagte sie, »macht euch fort, geht an die Arbeit.« Als sie annahm, alle seien draußen, erblickte sie Katharina, zu der Vinzenz zurückgefunden hatte. Beide beugten sich besorgt über das Ameisenloch. Katharina stocherte mit einem langen Halm in der Höhlung, so eifrig, daß eine Flut erschreckter Ameisen sich über die Fliesen ergoß. Vinzenz meinte, man müßte bis auf den Grund kommen, um die Königin zu fangen.

»Ah, ihr Räuber,« rief die Teusin, »was macht ihr denn da? Wollt ihr die Tiere wohl in Ruhe lassen! ... Fräulein Desideratas Ameisenloch ist das. Wütend wird sie sein, wenn sie euch auf die Sprünge kommt!«

Die Kinder verschwanden eilends.

Kapitel 2

Barhäutig und in der Sutane war der Abbé Mouret zurückgekommen und kniete nieder vor dem Altar. Im lichten Grau, das durch die Fenster sickerte, leuchtete die Tonsur in seinen Haaren bleichbreit auf, und das leise Frösteln, das ihm über den Nacken lief, schien von der Kühle herzurühren, die er dort empfand. Er betete inbrünstig mit gefalteten Händen, so verloren in seine Anrufungen, daß er nicht einmal die schweren Schritte der Teusin hörte, die sich in seiner Nähe herumdrückte, aber nicht wagte, ihn zu stören. Weh tat es ihr, ihn so niedergebrochen zu sehen. Einen Augenblick schien ihr, als weine er. Da schob sie sich hinter den Altar, um ihn zu beobachten. Seit seiner Rückkehr mochte sie ihn nicht mehr allein lassen in der Kirche, nachdem sie ihn eines Abends ohnmächtig an der Erde aufgefunden hatte mit verbissenen Zähnen und eisigen Wangen, wie tot.

»Kommen Sie, Fräulein,« sagte sie zu Desiderata, die ihren Kopf zur Sakristeitüre hereinsteckte. »Da ist er nun wieder und tut sich Schaden... Sie wissen ja, er hört nur auf Sie.«

Desiderata lächelte.

»Sapperlot, wir müssen frühstücken,« murmelte sie. »Ich habe entsetzlichen Hunger.«

Auf den Fußspitzen ging sie auf den Priester zu. Als sie ganz nahe war, nahm sie ihn um den Hals und küßte ihn.

»Guten Tag, Bruder,« sagte sie, »du willst mich wohl verhungern lassen heute?«

Er hob ein so leidensvolles Antlitz zu ihr, daß sie ihn nochmals küßte auf beide Wangen; aus Todeskämpfen kam er. Dann erkannte er sie und wehrte sie sanft ab; aber sie bemächtigte sich einer seiner Hände und gab sie nicht frei. Kaum, daß sie ihm Zeit ließ, sich zu bekreuzigen. Sie zog ihn mit sich fort.

»Ich hab' doch solchen Hunger, komm. Auch du mußt hungrig sein.«

Die Teusin hatte das Frühstück am hinteren Ende des kleinen Gartens gedeckt, unter zwei großen Maulbeerbäumen, deren ausgebreitete Zweige ein Blätterdach bildeten. Die Sonne durchbrach endlich die morgendlichen Gewitterschwaden, schien warm über die Gemüsebeete. Ein Maulbeerbaum warf breiten Schatten über den wackeligen Tisch, auf dem zwei Tassen Milch standen, neben dickbestrichenen Brotschnitten.

»Siehst du, wie hübsch,« sagte Desiderata, begeistert über die Freiluftmahlzeit. Sie schnitt sich schon gehörige Tunkstreifchen vom Brot herunter und verzehrte sie mit bestem Appetit. Da die Teusin vor ihnen stehenblieb:

»Ißt du denn nichts?« fragte sie.

»Gleich,« antwortete die alte Dienerin, »meine Suppe kocht.«

Nach einer kleinen Pause, während sie voller Bewunderung den Kauleistungen des großen Kindes zusah, begann sie wiederum, zum Priester gewandt:

»So was freut einen... Macht Ihnen das nicht Hunger, Herr Pfarrer? Sie müssen sich zwingen.«

Der Abbé Mouret betrachtete lächelnd seine Schwester.

»Oh, es geht ihr gut, alle Tage nimmt sie zu,« sagte er.

»Natürlich, weil ich esse,« rief Desiderata aus. »Wenn du äßest, würdest du auch dick werden. Bist du denn noch krank? Ganz betrübt siehst du aus... Ich will nicht, daß das wieder losgeht... Hörst du? Ich habe mich zu sehr nach dir gebangt, als man dich fortgebracht hatte, um dich gesund zu machen.«

»Recht hat sie,« sagte die Teusin. »Sie sind nicht bei Trost, Herr Pfarrer; von zwei oder drei Brocken am Tag, so einem Vogelfutter, kann man nicht leben. Wovon wollen Sie denn Blut bekommen, lieber Gott! Deshalb werden Sie immer blasser. Schämen Sie sich denn nicht, immer nagelmager zu bleiben, während wir so tüchtig Fett ansetzen, wir, die wir doch nur Frauen sind! Man wird glauben, wir äßen Ihnen alles auf!«

Beide in draller Gesundheit, zankten ihn freundschaftlich aus. Seine Augen blickten groß, sehr hell, und wie Leere war es hinter ihnen. Er lächelte unentwegt.

»Ich fühle mich nicht unwohl,« sagte er als Antwort. »Ich bin fast fertig mit meiner Milch.«

Er hatte zwei kleine Schluck zu sich genommen, ohne das Brot anzurühren.

»Tieren geht es besser als Menschen,« sagte Desiderata nachdenklich.

»Na, das ist ja nett, was Sie da entdeckt haben,« schrie die Teusin lachend auf.

Aber die zwanzigjährige Einfalt hatte an nichts Böses gedacht.

»Doch, wirklich,« fuhr sie fort, »Hühner haben doch nie Kopfschmerzen, nicht wahr? Die Kaninchen lassen sich misten nach Herzenslust. Und mein Schwein, findest du etwa, daß es je traurig aussieht?«

Dann, beseligt, zu ihrem Bruder:

»Matthias hab' ich es genannt, weil es dem dicken Mann ähnlich sieht, der uns die Briefe bringt. Es ist hübsch fett geworden... Es ist nicht nett von dir, daß du dich immer weigerst, es zu betrachten. Einen von diesen Tagen darf ich es dir vorführen, nicht?«

Während sie ihn noch umschmeichelte, griff sie nach den Brotschnitten ihres Bruders. Mit einer war sie fertig, die zweite kam an die Reihe, da merkte die Teusin, was vor sich ging.

»Dies Brot gehört nicht Ihnen! Jetzt nehmen Sie ihm sogar die Bissen aus dem Mund!«

»Lassen Sie's gut sein,« sagte sanft der Abbé Mouret, »ich hätte es nicht berührt... iß, iß nur alles auf, mein Liebling.«

Desiderata hatte einen Augenblick verwirrt innegehalten und das Brot betrachtet, sie nahm sich zusammen, um nicht zu weinen. Dann lachte sie, aß die Schnitte fertig und redete weiter:

»Auch meine Kuh ist nicht betrübt wie du... du warst nicht hier, als Onkel Pascal sie

mir schenkte und mir das Versprechen abnahm, artig zu sein. Sonst hättest du gesehen, wie sie sich freute, als ich sie zum erstenmal küßte.«

Sie lauschte. Ein Hahnenschrei erklang auf dem Hof, immer anwachsender Spektakel, Flügelschlagen, Gezeter, rauhes Geschrei, Panik erbosten Getiers.

»Ach, denk dir nur,« fing sie plötzlich wieder an und klatschte in die Hände. »Trächtig muß sie sein... Ich habe sie zum Stier gebracht, drei Meilen weit, nach Béage. Stiere gibt es eben nicht überall!... Wie sie bei ihm war, blieb ich, um zuzusehen.«

Die Teusin sah achselzuckend und geärgert den Priester an.

»Sie täten besser, Fräulein, Frieden zu stiften bei Ihren Hühnern ... Sie bringen einander um.«

Aber Desiderata blieb bei ihrer Geschichte.

»Er ist auf sie gestiegen und hat sie zwischen die Hufe genommen... Es war zum Lachen. Obgleich es da gar nichts zum Lachen gibt, es ist doch in der Ordnung. Die Mütter müssen Kleine bekommen, nicht wahr?... Sag doch? Glaubst du, daß sie ein Junges bekommen wird?«

Der Abbé Mouret machte eine unbestimmte Bewegung. Seine Lider hatten sich gesenkt vor dem klaren Blick des jungen Mädchens.

»So laufen Sie doch,« rief die Teusin, »sie fressen sich auf.«

Der Zank im Hof wurde so heftig, daß Desiderata mit viel Röckerauschen davonlief, der Priester rief sie zurück.

»Und die Milch, liebe Kleine, du hast die Milch nicht ausgetrunken.«

Er hielt ihr die Tasse hin, die er kaum berührt hatte. Sie kam zurück, trank ohne alle Bedenken die Milch, den Zornblicken der Teuse zum Trotz. Dann raffte sie sich aufs neue auf, lief zum Hof; man hörte sie Ruhe stiften. Sie schien sich mitten unter ihre Tiere gesetzt zu haben; leise sang sie vor sich hin, wie, um sie einzuschläfern.

Kapitel 3

»Jetzt ist meine Suppe zu heiß,« grollte die Teusin, die aus der Küche zurückkam mit einem Napf, in dem ein Holzlöffel aufrecht stak.

Sie blieb vor dem Abbé Mouret stehen und fing an, vorsichtig zu essen, von der äußersten Löffelspitze. Sie hoffte, ihn aufzuheitern, ihn aus dem trüben Schweigen zu reißen, in das er versunken war. Seit seiner Rückkehr vom Paradeis sagte er, er sei wiederhergestellt, klagte nie; öfter sogar lächelte er so sanft, daß nach dem Gerede der Leute im Artaud die Krankheit seine Heiligkeit noch erhöht hatte.

Aber zu Zeiten bekam er Schweigsamkeitsanfälle; gemartert schien er umhergetrieben zu werden, alle seine Kräfte angespannt, nichts verlauten zu lassen; eine stumme Qual war es, die ihn verstörte und für Stunden geistig lähmte, ihn schrecklichem inneren Kampf auslieferte, dessen Heftigkeit nur wahrzunehmen war am Angstschweiß, der sein Antlitz überfloß. Die Teusin wich ihm dann nicht von der Seite, redete betäubend auf ihn ein, bis er nach und nach zu seinem sanften Gehaben zurückfand, als Sieger über den Aufruhr seines Blutes. An diesem Morgen ahnte die alte Magd einen noch schlimmeren Überfall als sonst. Sie erging sich in lebhaftem Geschwätz, während sie vorsichtig am Löffel versuchte, der ihr die Zunge verbrannte.

»Man muß wirklich in einem Land wohnen, wo die Wölfe sich gute Nacht sagen, um so etwas zu sehen. Läßt man sich in einem ordentlichen Dorf jemals trauen, wenn es noch nicht hell ist? Das zeigt zur Genüge, daß die Leute hier alle nicht viel wert sind... In der Normandie hab ich Hochzeiten mitgemacht, über die man drei Meilen im Umkreis sprach. Drei Tage lang saß man bei Tisch. Der Pfarrer war dabei, der Bürgermeister ebenso. Zu der Hochzeit einer meiner Cousinen kamen sogar die Feuerwehrleute. Und lustig war es! ... Aber einen Priester vor Sonnenaufgang aufzustören und sich zusammentun zu lassen, wenn selbst die Hühner noch schlafen, das ist doch Unvernunft! An Ihrer Stelle hätte ich mich geweigert, Herr Pfarrer... Himmlische Güte! Sie haben sich nicht ausschlafen können und sich vermutlich erkältet in der Kirche. Das hat Sie so angegriffen. Dazu möchte man noch lieber unvernünftiges Vieh trauen, als die Rosalie und ihren Lüderjan, samt dem Knirps, der einen Stuhl beißt hat... Es ist unrecht, mir nicht zu sagen, wo Sie sich schlecht fühlen ... Ich könnte Ihnen etwas Heißes zu trinken geben ... Nicht? Herr Pfarrer, geben Sie mir Antwort!«

Matt erwiderte er, es ginge ihm gut, er brauche nur etwas Luft. Schweratmend lehnte er, an einem der Maulbeerbäume.

»Gut, gut, machen Sie nur, was Sie wollen,« hob die Teusin wieder an. »Trauen Sie nur die Leute, wenn Sie nicht wohl genug dazu sind und krank davon werden. Ich wußte es wohl, gestern habe ich es schon gesagt ... Es sieht fast so aus, als hörten Sie mir zu; wenn Sie könnten, machten Sie sich aus dem Staub, weil Sie den Stallgeruch nicht vertragen können. Es stinkt gerade ordentlich. Ich weiß wirklich nicht, mit was Fräulein Desiderata wieder herumwirtschaftet. Sie hat gut singen; ihr ist's ganz gleich, sie bekommt Farbe

davon ... Ach, was ich noch sagen wollte. Alles hab' ich getan, müssen Sie wissen, um sie fortzubringen, als der Stier die Kuh besprang. Aber sie ist Ihnen ähnlich, voller Eigensinn! Es ist ein Glück, daß das bei ihr nichts zu bedeuten hat. Ihre Freude sind die Tiere und die Jungen... Sie müssen vernünftig sein, Herr Pfarrer, sehen Sie doch. Erlauben Sie, daß ich Sie in Ihr Zimmer bringe? Legen Sie sich nieder und ruhen Sie sich ein wenig... Nein, Sie wollen nicht? Nun, dann kann Ihnen nicht geholfen werden, dann müssen Sie eben Schmerzen leiden. Man behält sein Leid doch nicht so auf dem Gewissen, bis man daran erstickt!«

Und aus Zorn verschluckte sie einen großen Löffel Suppe, auf die Gefahr hin, sich den Hals zu verbrühen. Brummend klopfte sie mit dem Holzstiel gegen die Schale und sprach mit sich selbst.

»Hat man je so einen Menschen gesehen. Nicht ums Verrecken kriegt man ein Wort aus ihm heraus ... Oh, er kann den Mund halten, ich weiß genug! Man braucht nicht schlau sein, um den Rest zu raten ... Ja, ja, er soll nur den Mund halten! Das ist auch besser!«

Die Teusin war eifersüchtig. Der Doktor Pascal hatte einen wahrhaften Kampf mit ihr auszufechten gehabt, um ihr seinen Patienten zu entreißen, als er annehmen mußte, der junge Priester sei verloren, verbliebe er im Pfarrhaus. Er versuchte ihr klar zu machen, die Glocke steigere sein Fieber, die Heiligenbilder in seinem Zimmer erfüllten sein Gehirn mit Wahnbildern, daß ihm vor allen Dingen vollkommenes Vergessen, eine andere Umgebung vonnöten sei, um auferstehen zu können im Frieden neuen Lebens. Sie schüttelte den Kopf und sagte, das liebe Kind könne nirgendwo bessere Pflege finden als bei ihr. Trotzdem hatte sie schließlich zugestimmt, sie hatte sich sogar damit abgefunden, ihn im Paradeis zu wissen, allerdings unter heftigem Protest gegen die Wahl des Doktors, die sie bestürzte. Aber ein tiefer Haß gegen das Paradeis blieb ihr. Vor allem verletzte sie das Schweigen des Abbés Mouret über die dort verlebte Zeit. Oftmals hatte sie vergeblich den Versuch gemacht, ihn zum Reden zu bringen. An diesem Morgen, außer sich darüber, ihn so blaß zu sehen und entschlossen, klaglos zu leiden, schwang sie schließlich ihren Löffel wie einen Stock und schrie:

»Gehen Sie doch wieder hin, Herr Pfarrer, wenn es Ihnen da so gut ging... es gibt ja dort jemand, der Sie zweifelsohne besser pflegen kann als ich.«

Zum ersten Male wagte sie eine offene Anspielung. Die Erschütterung war so schmerzhaft, daß dem Priester ein leiser Ruf entfuhr und er sein leidendes Antlitz hob. Die gute Seele empfand Reue.

»Ihr Onkel Pascal trägt die Schuld,« murmelte sie. »Hab' ich es ihm nicht genügend gesagt? Aber die Studierten, die verbeißen sich in ihre Einfälle. Es soll sogar welche geben, die einen zu Tode bringen, um nachher im Körper herumwühlen zu können... Mich hat das damals in solchen Zorn versetzt, daß ich zu niemand reden konnte. Ja, Herr, mir haben Sie es zu verdanken, daß niemand Wind bekommen hat von Ihrem Aufenthalt, so abscheulich fand ich das Ganze. Wenn der Abbé Guyot aus St.-Eutrope, der Sie in Ihrer Abwesenheit vertrat, Sonntags die Messe hier las, band ich ihm Märchen auf und schwor, Sie seien in der Schweiz. Ich weiß nicht einmal, wo die liegt... Keineswegs will ich Ihnen weh tun, aber eines ist sicher, da droben haben Sie sich Ihr Übel geholt. Das nenn' ich eine merkwürdige Genesung! Sie wären besser bei mir geblieben, ich wenigstens hätte es mir

nicht einfallen lassen, Ihnen den Kopf zu verdrehen.«

Der Abbé Mouret beugte den Nacken wieder und unterbrach sie nicht. Sie hatte sich in einiger Entfernung auf den Boden gesetzt, um den Versuch zu machen, ihm in die Augen zu sehen. Froh darüber, daß er anscheinend Willens war, sie anzuhören, begann sie in mütterlichem Tone:

»Nie wollten Sie die Geschichte des Abbés Caffin hören. Gleich hießen Sie mich schweigen, wenn ich davon anfang... Nun, der Abbé Caffin hatte bei uns zu Hause, in Canteleu, Unannehmlichkeiten. Deswegen war er doch ein sehr frommer Mann mit goldenem Herzen. Aber, sehen Sie, er war eben ein bißchen weich und liebte Leckerbissen. So sehr, daß ein junges Fräulein, eine Müllerstochter, die ihre Eltern in Pension getan hatten, ihn umschlich. Kurz, es kam, was kommen mußte, nicht wahr, Sie verstehen? ... Als die Sache sich herumsprach, stand das ganze Land auf gegen den Abbé. Man verfolgte ihn, um ihn zu steinigen. Er rettete sich nach Rouen und vergoß Tränen beim Erzbischof. Dann schickte man ihn her. Es war hart genug für den armen Mann, in diesem Nest zu leben... Später hörte ich einmal von dem Mädchen. Sie hat einen Viehhändler geheiratet und ist sehr glücklich geworden.«

Die Teusin war höchst befriedigt, ihre Geschichte angebracht zu haben und deutete die Regungslosigkeit des Priesters als Aufmunterung. Sie kam etwas näher und fuhr fort:

»Der gute Herr Caffin! Er war gar nicht stolz mir gegenüber und sprach oft mit mir über seine Sünde. Deshalb ist er doch in den Himmel gekommen, da können Sie Gift darauf nehmen: er kann ruhig schlafen unter'm Rasen da nebenan, nie hat er einem Menschen Böses getan... Ich verstehe gar nicht, warum man einem Priester so übel nimmt, wenn er Seitensprünge macht. Das ist doch menschlich! Schön ist es sicher nicht und bleibt eine Schmutzerei, über die Gott sicherlich sich erzürnt. Aber immerhin ist es noch besser als stehlen. Man beichtet eben und ist seiner Sünden dann ledig!... Nicht wahr, Herr Pfarrer, wenn man wirklich reuig ist, wird man trotzdem des Heils teilhaftig?«

Der Abbé Mouret richtete sich langsam auf. Mit letzter Kraft überwand er sein Wehgefühl; immer noch blaß, sagte er mit fester Stimme:

»Nie soll man sündigen, nie, nie!«

»Halten Sie ein, Herr!« rief die alte Dienerin. »Sie sind zu hochmütig! Stolz ist auch nicht schön! An ihrer Stelle benähme ich mich nicht so steif. Man spricht über sein Leid und erwürgt nicht plötzlich sein Herz, gewöhnt sich langsam an die Trennung! Das kommt dann nach und nach ... Anstatt, wie Sie, sogar zu vermeiden, den Namen gewisser Leute auszusprechen. Sie verbieten, daß man von ihnen spricht, es ist, als ob sie gestorben wären für sie. Seit Ihrer Heimkehr habe ich nicht gewagt, Ihnen die kleinste Neuigkeit zu erzählen. Nun gut! Jetzt werde ich sprechen; ich will erzählen, was ich weiß, weil ich wohl sehe, das Stillesein beschwert Ihnen das Herz.«

Er sah sie streng an und hob einen Finger, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Wohl, wohl,« fuhr sie fort, »ich bekomme Nachrichten von da drüben, oft sogar, und ich werde sie Ihnen übermitteln ... Erstens, eine gewisse Person ist nicht besser daran wie Sie.«

»Schweigen Sie!« sagte der Abbé Mouret, der stark genug war, sich aufzurichten und

fortzugehen.

Die Teusin erhob sich ebenfalls und versperrte ihm mit ihrer umfangreichen Person den Weg. Sie wurde böse und rief:

»Da, schon läuft er davon!... Sie sollen mich aber anhören. Sie wissen doch, daß ich gar keine Zuneigung für die Leute da drüben habe, nicht wahr? Wenn ich über sie rede, geschieht das zu Ihrem Besten ... Eifersüchtig soll ich sein. Gut, ich habe mir ausgedacht, Sie eines schönen Tages hinüberzubegleiten. Gehen Sie mit mir zusammen, brauchen Sie nicht Angst davor zu haben, schwach zu werden ... Ist es Ihnen recht?«

Er schob sie beiseite mit einer Bewegung. Sein Gesicht wurde ruhig, er sagte:

»Ich will nichts und weiß nichts... Morgen haben wir ein Hochamt, der Altar muß instand gesetzt werden.«

Dann, schon im Gehen, fügte er lächelnd hinzu:

»Beunruhigen Sie sich nicht, gute Teuse. Ich bin stärker als Sie denken. Ich werde ganz von selbst wieder gesund werden.«

Und er entfernte sich gefestigt und erhobenen Hauptes, er hatte gesiegt.

Sanft strich seine Sutane an der Thymianeinfassung entlang. Die Teusin stand noch auf demselben Fleck, dann raffte sie ihre Schale und den Holzlöffel schmallend zusammen, stieß Worte durch die Zähne, die sie mit lebhaftem Achselzucken begleitete:

»Man spielt den Tapferen, man bildet sich ein, anders zu sein wie andere Männer, weil man Pfarrer ist... Eins muß wahr sein, der da ist eine harte Nuß. Ich hab' andere gekannt, die brauchte man nicht so lange zu kitzeln. Und er ist imstande, sich das Herz abzudrücken wie einen Floh. Sein lieber Gott gibt ihm die Kraft dazu!«

Sie ging zurück in die Küche, als sie den Abbé Mouret vor der vergitterten Hoftür stehen sah. Desiderata hatte ihn angehalten, um ihn einen Kapaun heben zu lassen, den sie seit einigen Wochen mästete. »Er sei sehr schwer,« sagte er artig, worüber das große Kind zufrieden lachte.

»Auch der Kapaun drückt sich das Herz ab wie einen Floh,« kollerte die Teusin, gänzlich außer sich. »Er weiß wohl, warum ... dann ist es keine Kunst, sittsam zu leben.«

Kapitel 4

Der Abbé Mouret verbrachte seine Tage in der Pfarrei. Er mied lange Spaziergänge, wie er sie vor seiner Krankheit liebte. Das ausgebrannte Gelände des Artaud, die Hitzeglut dieses Tales, in dem nur verkrüppelte Weinstöcke gediehen, beunruhigte ihn. Zweimal machte er den Versuch, morgens auszugehen, um den Weg entlang sein Brevier zu lesen; aber er war nicht über das Dorf hinausgekommen und umgekehrt. Die Däfte, Sonnengluten, die Weite des Horizontes verwirrten ihn. Nur am Abend, in nächtlicher Kühle, wagte er sich heraus und machte ein paar Schritte vor der Kirche auf dem Weg, der sich bis zum Kirchhof hinzog. Von einem Drang nach unstillbarer Tätigkeit erfaßt, hatte er sich zur Aufgabe gemacht, nachmittags die zerbrochenen Fenster des Schiffes mit Papier auszukleben. Acht Tage hatte ihn dies auf eine Leiter gebannt, eifrig bemühte er sich, die Scheiben sauber einzusetzen, er schnitt künstlich und behutsam das Papier zurecht, suchte den Leim so zu verteilen, daß keine Unebenheiten sich bildeten. Die Teusin bewachte den Fuß der Leiter. Desiderata rief, nicht alle Fensterrahmen sollten zugeklebt werden, damit die Vögel noch ein und aus fliegen könnten; und um ihr keinen Kummer zu machen, unterließ es der Priester, zwei oder drei Scheiben an jedem Fenster zu verkleben. Nachdem er fertig war mit dieser Ausbesserung, war ihm der Ehrgeiz gekommen, die Kirche zu verschönern, ohne die Hilfe von Maurer, Schreiner und Anstreicher. Alles wollte er selbst tun. Diese körperliche Arbeit, sagte er, mache ihm Freude und kräftige ihn. Onkel Pascal stimmte ihm zu, jedesmal, wenn er in der Pfarre vorsprach, versicherte ihm, diese Anstrengung sei Mehr wert als alle Schlafmittel der Welt. So sah man von jetzt ab den Abbé Mouret die Mauerrisse mit Gips zuwerfen, die Altäre zusammennageln mit hallenden Hammerschlägen, Farben anrühren, um Kanzel und Beichtstühle zu überstreichen. Es war ein Ereignis. Zwei Meilen in der Runde sprach man von nichts anderem. Bauersleute kamen und sahen mit den Händen auf dem Rücken der Arbeit des Herrn Pfarrers zu. Eine blaue Schürze umgebunden, mit aufgeriebenen Handgelenken, vertiefte er sich in sein grobes Handwerk und fand darin einen Vorwand, nicht mehr auszugehen. Unter Gips und Schuttgebröckel verbrachte er seine Tage, ruhig und fast heiter konnte er das Draußen vergessen, Bäume, Sonne und lauen Wind, die ihn verstörten.

»Der Herr Pfarrer kann machen, was er will, solange es der Gemeinde nichts kostet,« sprach Vater Bambousse grinsend, wenn er allabendlich hereinkam, um nachzusehen, wie weit die Arbeit gediehen sei.

Der Abbé Mouret verbrauchte dieserart seine Seminarersparnisse. Übrigens handelte es sich um Verschönerungen, deren kindliches Ungeschick zum Lachen war. Die Maurerarbeiten schreckten den Abbé bald ab. Er begnügte sich damit, in Manneshöhe das Kircheninnere neu zu weißeln. Die Teusin rührte den Kalk an. Als sie davon sprach, man müsse auch das Pfarrhaus ausbessern, vor dessen Einsturz ihre Köpfe nicht sicher wären, wie sie sagte, erklärte er ihr, er brächte das nicht fertig, ein Arbeiter müsse das machen; dies führte zu einem schrecklichen Zwist zwischen ihnen. Sie rief, es sei unvernünftig, eine Kirche so herauszuputzen, in der niemand schlafen müsse, wenn nebenan

Räumlichkeiten lägen, in denen man sie sicherlich einen dieser Tage erschlagen von der eingestürzten Decke vorfinden würde.

»Es wird so weit kommen,« grollte sie, »daß ich mein Bett hier hinter dem Altar aufschlagen muß. Ich fürchte mich zu sehr in der Nacht.«

Als der Gips ausging, erwähnte sie das Pfarrhaus nicht mehr. Dann sah sie entzückt zu, wie der Herr Pfarrer malte. Dies bildete die Hauptanziehung des ganzen Treibens. Der Abbé gefiel sich darin, mit einem großen Pinsel das ganze Holzwerk in schönes Gelb zu tauchen, kleine Holzstücklein waren überall ersetzt. Friedlich ließ er sich vom Hin und Her der Pinselstriche einschläfernd wiegen, für Stunden vergingen ihm so die Gedanken beim Einerlei der glänzenden Farbstreifen. Als alles gelb war, Beichtstuhl, Kanzel, Galerie, sogar das Uhrgehäuse, versuchte er Marmorgeäßer nachzuahmen, um dem Hauptaltar neues Ansehen zu verleihen. Mit wachsendem Mut bemalte er ihn vollkommen. Prächtig war der Hochaltar in Weiß, Gelb und Blau. Leute, die seit fünfzig Jahren keiner Messe beigewohnt hatten, kamen in Scharen, um ihn zu betrachten.

Die Farben waren jetzt getrocknet. Nur die Felder mußte der Abbé Mouret noch dünn mit Braun einfassen. An diese Arbeit machte er sich am Nachmittag, um abends mit allem fertig zu sein, der folgende Tag war ein hoher Feiertag, wie er es zur Teusin bemerkt hatte. Diese wartete darauf, dem Altar sein Staatskleid umzutun; Leuchter und Silberkreuz waren schon auf dem Nebentisch bereit, die Porzellanvasen mit künstlichen Rosen und die beste Spitzendecke. Die Einfassung aber erwies sich als schwierige Arbeit, bis zum Abend gab sie zu tun. Beim letzten Tagesschein beendete er die Umrandung.

»Es wird viel zu schön,« sagte eine rauhe Stimme aus dem grauen Dämmernebel, der die Kirche einzuhüllen begann.

Die Teusin schrak zusammen, sie hatte sich hingekniet, um leichter den Weg des Pinsels am Lineal entlang verfolgen zu können.

»Ach, Sie sind es, Bruder Archangias,« sagte sie, den Kopf wendend; »Sie sind wohl durch die Sakristei hereingekommen?... Das Blut ist mir in den Adern geronnen. Ich dachte, die Stimme käme aus dem Boden.«

Nachdem der Abbé Mouret den Bruder durch leichtes Kopfnicken begrüßt hatte, arbeitete er weiter. Der Bruder blieb stehen, sagte nichts und verschränkte die großen Hände über der Sutane. Dann wiederholte er, nachdem er die Achseln gezuckt hatte über die Vorsicht, mit der der Priester die Linien gerade zog:

»Es wird viel zu schön.«

Die in Bewunderung versunkene Teuse fuhr ein zweites Mal zusammen.

»Du meine Güte, ich hatte schon ganz vergessen, daß Sie da sind! Sie könnten wenigstens husten vor dem Reden. Eine Stimme haben Sie, die unvermittelt anfängt, wie wenn Tote reden.«

Sie trat bewundernd zurück.

»Wieso viel zu schön?« fragte sie. »Nichts ist zu schön, wenn es sich um den lieben Gott handelt... Gehen Sie – hätte der Herr Pfarrer Gold gehabt, Gold hätte er genommen!«

Da der Priester fertig war, beeilte sie sich, das Tuch zu wechseln, sie bemühte sich, dabei die Einfassung nicht zu verwischen. Dann ordnete sie symmetrisch Kreuz, Leuchter und Vasen. Der Abbé Mouret hatte sich neben Bruder Archangias an die Holzrampe gelehnt, die Chor und Schiff trennte. Sie wechselten kein Wort. Sahen nach dem Silberkreuz, das inmitten der sich vertiefenden Dämmerung noch hell aufleuchtete, an Füßen, der linken Flanke und rechten Schläfe des Gekreuzigten. Als die Teusin fertig war, kam sie triumphierend an:

»Hübsch, nicht wahr? Staunen werden Sie darüber, wie viele Menschen morgen zur Messe kommen werden! Diese Heidenbrut kommt nur zu einem reichen Gott... Jetzt, Herr Pfarrer, müssen Sie auch den Altar der Jungfrau genau so schön machen.«

»Verlorene Mühe,« murrte Bruder Archangias.

Die Teusin ereiferte sich. Und als der Abbé Mouret stumm blieb, stieß sie die beiden, zerrte sie an den Sutanen vor den Altar der Jungfrau.

»Sehen Sie doch! Ein zu großer Unterschied ist das, jetzt, wo der Hochaltar so gut imstande ist. Man sieht überhaupt nichts mehr von Malerei: wenn ich zehnmal dran herumreibe des Morgens, der Staub klebt am Holz. Schwarz und garstig sieht es aus. Sie können sich doch denken, was man sagen wird? Sagen wird man, Sie machen sich nichts aus der heiligen Jungfrau, ganz einfach.«

»Und wenn schon,« sagte Bruder Archangias.

Der Teusin verschlug es den Atem.

»Und wenn... « flüsterte sie, »das wäre doch beim Himmel eine Sünde!... Der Altar sieht aus wie eins der verwahrlosten Gräber auf dem Kirchhof. Wenn ich nicht sorgte, hingen die Spinnen ihre Netze dort auf und Moos wüchse. Von Zeit zu Zeit, wenn ich einen Strauß auf die Seite bringen kann, bringe ich ihn der Jungfrau... Früher gehörten ihr alle Blumen.«

Sie war die Stufe zum Altar hinaufgestiegen und hatte zwei vertrocknete Sträuße ergriffen, die vergessen herumlagen.

»Sehen Sie wohl, wie auf einem Kirchhof,« wiederholte sie und warf sie dem Abbé Mouret vor die Füße.

Dieser nahm sie wortlos auf. Es war völlig Nacht geworden. Bruder Archangias stolperte über Stühle und fiel fast hin. Er fluchte und stieß Sätze durch die Zähne, in denen die Namen Jesu und Mariens vorkamen. Als die Teusin mit einer Lampe in die Kirche zurückkam, fragte: sie den Priester einfach:

»Dann kann ich also Farbtöpfe und Pinsel auf den Speicher bringen?«

»Ja,« erwiderte er, »für jetzt bin ich fertig, später können wir uns mit dem übrigen befassen.«

Sie ging voraus und nahm alles mit, schwieg aus Angst, zuviel zu sagen. Und da der Abbé Mouret die beiden vertrockneten Sträuße in der Hand behalten hatte, schrie ihn Bruder Archangias an, als sie am Hof vorüberkamen:

»Weg damit!«

Der Abbé ging gesenkten Hauptes noch einige Schritte weiter; dann schleuderte er die Blumen über das Gatter auf den Misthaufen.

Kapitel 5

Der Bruder hatte schon gegessen, er blieb und saß rittlings auf einem gewendeten Stuhl bei der Mahlzeit des Priesters. Seit dieser im Artaud zurück war, kam er fast jeden Abend und richtete sich häuslich ein. Nie hatte er sich dort so grob eingedrängt als jetzt. Seine klobigen Schuhe lärmten auf dem Steinboden, seine Stimme hallte, unter seinen Fäusten krachten die Möbel, während er von der Tracht Prügel sprach, die er morgens den kleinen Mädchen verabfolgt hatte, oder seine Moralanschauungen niederlegte in Formeln, hart wie Stockhiebe. Aus Langeweile war ihm der Einfall gekommen, mit der Teusin Karten zu spielen. Sie spielten endlos »Krieg,« kein anderes Spiel war der Teuse beizubringen. Der Abbé Mouret hatte über die ersten wild auf den Tisch gehauenen Karten gelächelt, dann versank er nach und nach in tiefe Gedanken; so konnte er sich stundenlang vergessen, entgleiten unter den mißtrauischen Seitenblicken des Bruders.

An diesem Abend war die Teusin so schlecht gelaunt, daß sie gleich nach dem Tischabdecken sagte, sie ginge zu Bett. Aber der Bruder wollte sein Spielchen. Er gab ihr Püffe auf die Schultern und brachte es fertig, sie zum Sitzen zu bringen, mit solcher Nachdrücklichkeit, daß der Stuhl krachte. Schon mischte er die Karten. Desiderata, die ihn nicht ausstehen konnte, war mit ihrem Nachtschisch verschwunden, jeden Abend fast nahm sie das Nachgericht mit hinauf und aß es im Bett.

»Die Roten will ich,« sagte die Teusin. Und der Kampf begann. Zu Anfang entführte die Teuse dem Bruder einige gute Karten. Dann fielen zwei Asse zu gleicher Zeit auf den Tisch.

»Schlacht,« rief sie in äußerster Erregung.

Sie warf eine Neun aus und entsetzte sich; da aber der Bruder nur eine Sieben dagegen spielte, raffte sie die Karten siegreich an sich. Nach Ablauf einer halben Stunde blieben ihr wieder nur die beiden Asse und die Möglichkeiten waren ausgeglichen. Nach drei Viertelstunden war sie es, die ein As verlor. Das Hin und Her von Buben, Damen, Königen hatte etwas von einem Gemetzel.

»Eine famose Partie, was?« sagte Bruder Archangias, zum Abbé Mouret gewendet. Grob erhob er die Stimme, als er das unbestimmte Lächeln wahrte, die tiefe Versunkenheit.

»Nun, Herr Pfarrer, sehen Sie uns denn nicht zu? Das ist nicht höflich ... Spielen wir doch nur um ihretwillen und um Sie aufzuheitern ... Hoppla, passen Sie nur immer auf. Das ist Ihnen gesünder als so zu träumen. Wo waren die Gedanken denn wieder?«

Der Priester erwiderte nichts und gab sich mit flatternden Augenlidern Mühe, dem Spiel zu folgen. Die Partie nahm ihren leidenschaftlichen Fortgang. Die Teusin gewann ihr As zurück, verlor es wieder. An manchen Abenden machten sie sich stundenlang die Asse streitig; oft sogar gingen sie erbot zu Bett, weil keiner den anderen besiegte.

»Eben fällt mir ein,« rief plötzlich die Teusin, in großer Angst vor dem Verlieren, »der Herr Pfarrer sollte doch heute abend einen Gang machen. Er hat dem langen Fortunat und der Rosalie versprochen, das Zimmer einzusegnen, wie es Sitte ist... Schnell, Herr Pfarrer! Bruder Archangias begleitet Sie.«

Der Abbé Mouret war schon auf den Beinen und suchte nach seinem Hut. Bruder Archangias aber zürnte, ohne die Karten hinzulegen:

»Lassen Sie's doch! Warum soll der Schweinestall auch noch eingesegnet werden. Für das Saubere, was in dem Zimmer dort getrieben werden soll!... Auch ein Gebrauch, der abgeschafft werden müßte. Ein Priester hat seine Nase nicht unter die Bettücher der Neuvermählten zu stecken... Bleiben Sie. Spielen wir zu Ende. Das ist besser.«

»Nein,« sagte der Priester, »ich gab mein Versprechen. Die braven Leute könnten gekränkt sein... Bleiben Sie nur und endigen Sie die Partie, bis ich wiederkomme.«

Die Teusin betrachtete beunruhigt Bruder Archangias.

»Also gut! Ja, ich bleibe,« verkündete dieser. »Es ist doch zu albern!«

Aber der Abbé Mouret war noch nicht an der Türe, da stand er auf und warf heftig seine Karten hin. Er kam zurück und sagte der Teusin:

»Ich war am Gewinnen ... Lassen Sie die Karten so liegen, wie wir sie hingeworfen haben. Morgen spielen wir weiter.«

»Ach, jetzt ist alles durcheinander gekommen,« erwiderte die alte Magd, die sich beeilt hatte, die Karten zu vermengen. »Glauben Sie vielleicht, ich werde Ihre Karten unter Glas setzen! Außerdem hätte ich noch gewinnen können, ich hatte noch ein As.«

Mit wenigen großen Schritten hatte Bruder Archangias den Abbé Mouret eingeholt, der den kleinen, zum Artaud führenden Pfad hinunterging. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, ihn zu bewachen. Allstündlich paßte er ihm auf, begleitete ihn überallhin, schickte ihm einen seiner Schuljungen nach, wenn er selbst nicht abkömmlich war. Mit seinem häßlichen Lachen sagte er, daß er »Gottes Schutzmann« sei. Und es war wirklich so, als sei der Priester ein im Dunkel der schwarzen Sutane des Bruders gefangener Verbrecher, dem man mißtraut und von dem man annimmt, daß er rückfällig wird, wenn man ihn eine Minute aus den Augen läßt. Er ging zu Werk mit der Bitterkeit einer eifersüchtigen alten Jungfer; wie die kleinliche Sorge eines Kerkermeisters war es, der die Ausübung seines Amtes soweit übertreibt, die durch Luken sichtbaren Himmelsstücklein auszusperren. Bruder Archangias war immer auf dem Posten, stellte sich vor die Sonne, vertrieb jeden Duft und umlauerte das Pfarrhaus so gründlich, daß nichts von außerhalb mehr Eingang fand. Die kleinsten Schwächen des Abbé erspähte er, las ihm zärtliche Gedanken aus hellem Blick ab und erstickte sie mit einem Wort, wie böswillige Tiere. Schweigen, Lächeln, die Blässe der Stirn, das Zusammenschauern der Glieder, alles war in seine Gewalt gegeben. Übrigens vermied er von dem Fehltritt geradeaus zu sprechen. Schon seine Anwesenheit war ein Vorwurf. Die Art, wie er manche Sätze betonte, gab ihnen das scharf Schneidende eines Geißelhiebes. In einer Bewegung vermochte er allen Kot zusammenzuraffen, den er über die Sünde zu speien pflegte. Wie jene betrogenen Ehemänner, die ihre Frauen mit beißenden Anspielungen knechten, deren Grausamkeit ihnen allein offenbar ist, tat er der Begebenheit im Paradeis keinerlei Erwähnung, sondern

begnügte sich damit, sie mit einem einzigen Wort zu beschwören, um in gefährlicher Stunde dies widerspenstige Fleisch zu vernichten. Auch er war hintergangen worden von diesem Priester, der ganz besudelt war von Gottehebruch, der Gelübde verraten hatte, noch überrieselt war von verbotenen Zärtlichkeiten, deren schwache Ausstrahlung genügte, seine Verhaltenheit niemals befriedigten Bockes wütend aufzureizen. Es war fast zehn Uhr. Das Dorf schlief; aber nach der Mühle zu am anderen Ende ging es hoch her in einem hellerleuchteten Gebäu. Vater Bambousse hatte Tochter und Schwiegersohn einen Teil seines Hauses abgetreten; die besten Zimmer behielt er für sich. In Erwartung des Pfarrers trank man dort eine letzte Runde.

»Besoffen sind sie,« schimpfte Bruder Archangias, »hören Sie nur, wie sie sich aufführen!«

Der Abbé Mouret gab keine Antwort. Es war eine prachtvolle Nacht, ganz durchblaut vom Mond; das ferne Tal wandelte sich zum träumenden See. Und er verlangsamte seinen Schritt, wohligh durchdrungen von der sanften Klarheit; er hielt sogar ein vor manchem Strahlenstreifen, angenehm durchschauert wie von der Nähe kühlen Gewässers. Der Bruder hastete weiter, schalt und sprach auf ihn ein.

»Kommen Sie doch ... es ist ungesund, um diese Zeit über Land zu gehen. Sie gehörten ins Bett.«

Am Anfang des Dorfes pflanzte er sich plötzlich mitten auf die Straße. Er hielt Ausschau nach den Höhen, wo weiße Linien sich im Dunkel kleiner Nadelwälder verloren. Er knurrte wie ein Hund, der Gefahr wittert.

»Wer kommt denn da so spät herunter?« murmelte er.

Der Priester sah und hörte nichts und wollte ihn nun seinerseits zur Eile antreiben.

»Lassen Sie doch, da haben wir ihn,« fing aufgeregt Bruder Archangias wieder an. »Jetzt ist er an der Biegung. Da, nun sieht man ihn im Mondschein. Jetzt können wir ihn genau sehen. Ein langer Mensch ist es mit einem Stock.«

Dann nach einer Pause mit rauher, wuterstickter Stimme:

»Der Spitzbube ist es! ... Hab' ich es doch gleich gedacht.«

Jetzt war der Kommende unten am Abhang angelangt; der Abbé Mouret erkannte Jeanbernat. Trotz seiner achtzig Jahre trat der Alte so fest auf, daß seine groben benagelten Schuhe Funken schlugen aus den Straßenkieseln. Baumgerade kam er daher, ohne sich seines Stockes zu bedienen, den er wie ein Gewehr schulterte.

»Oh, der Verfluchte,« stieß der Bruder hervor, der wie festgebannt stand. »Der Teufel läßt ihm die Hölle unter den Tritten hervorsprühen.«

Der verwirrte Priester verzweifelte daran, den Bruder von der Stelle zu bringen; so drehte er ihm den Rücken, um weiterzugehen, in der Hoffnung, Jeanbernat noch zu entgehen, wenn er sich beeilte, in das Haus der Familie Bambousse zu kommen. Aber er hatte noch keine fünf Schritte getan, da klang ihm die spottende Stimme des Alten dicht im Rücken.

»Na, warten Sie doch, Pfarrer. Haben Sie Angst vor mir?«

Und als der Abbé Mouret stehenblieb, trat er auf ihn zu und fuhr fort: »Den Teufel auch, bequem ist die Sutane nicht, sie hindert am Laufen. Und dann erkennt man sie in der Nacht von weitem schon ... Oben auf der Höhe hab' ich mir gesagt: ›Sieh einer, da hätten wir den kleinen Pfarrer.‹ O meine Augen sind noch scharf!... Sie wollen also gar nicht mehr zu uns kommen?«

»Ich bin sehr beschäftigt gewesen,« flüsterte der tief erblaßte Priester.

»Gut, gut. Jedem steht frei zu handeln, wie er mag; man soll niemand zu nichts zwingen. Wenn ich davon anfangen, ist's nur, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht mehr daran denke, daß Sie Pfarrer sind. Ich lasse Sie sogar mit Ihrem lieben Gott in Ruhe, meinestwegen ... Die Kleine meint, ich hindere Sie am Kommen. Da Hab' ich ihr gesagt: ›Der Pfarrer ist ein Blödian.‹ Das ist auch meine Ansicht. Hab' ich Sie etwa gebissen während Ihrer Krankheit? Nicht einmal zu einem Besuch bin ich heraufgekommen!«

Er redete mit ruhigem Gleichmut und tat, als bemerke er die Anwesenheit des Bruders nicht.

Als dieser aber ein drohendes Knurren von sich gab, begann er:

»Ho, Pfarrer, Sie gehen wohl mit Ihrem Schwein spazieren?«

»Warte nur, Räuber,« kreischte der Bruder und ballte die Fäuste.

Jeanbernat hob den Stock und tat, als ob er ihn erst jetzt erkenne.

»Runter mit den Pfoten!« schrie er. »Ah, du bist es, Pfaffe! Am Gestank deines Leders hätte ich dich erkennen sollen. Wir müssen noch abrechnen. Ich habe geschworen, dir die Ohren abzuschneiden, wenn du Schule hältst. Das wird den Buben Spaß machen, die du verdirbst.«

Vor dem Stock zog sich der Bruder zurück, erstickte fast vor Wut, stotterte, fand die Worte nicht mehr.

»Die Polizei bring' ich dir auf den Hals, Mörder! Du hast auf die Kirche gespuckt, ich hab's gesehen! Wenn du an den Türen vorbeigehst, verseuchst du die armen Leute. In Sankt-Eutrope hast du einem Mädchen die Leibesfrucht abgetrieben, du zwangst sie, eine von dir gestohlene geweihte Hostie zu essen. In Biage hast du Kinder ausgegraben und sie auf deinem Rücken fortgeschleppt, sie verwendet zu deinen Abscheulichkeiten... Alle Welt weiß es. Elender! Du bist das Ärgernis der ganzen Gegend. Wer dich erdrosselt, kommt sofort in den Himmel.«

Der Alte hörte grinsend zu und ließ seinen Stock kreisen. Zwischen zwei Beschimpfungen des anderen sagte er halblaut:

»So, so, Schlange, mach' dir nur Luft! Nachher brech' ich dir das Rückgrat.«

Der Abbé Mouret wollte einschreiten; Bruder Archangias stieß ihn aber zurück mit den Worten:

»Sie, Sie sind auf seiner Seite! Hat er Sie nicht auf das Kreuz treten lassen? Können Sie das leugnen?«

Und wieder zu Jeanbernat:

»Satan du! Wie du dich gefreut hast, als du einen Priester erwischen konntest. Der Himmel soll zerschmettern, die dir halfen bei dieser Lästerung! ... Was tatest du in der Nacht, während er schlief? Was hast du mit deinem Speichel getan? Die Tonsur befeuchtet, damit die Haare schneller wachsen. Du hast ihm auf Kinn und Wangen geblasen, damit der Bart in einer Nacht fingerbreit wüchse. Du hast ihm den ganzen Körper eingerieben mit deinen Herereien, flößtest ihm in den Mund höllischen Saft ein, setztest ihn in Brunst ... So hast du ihn zum Vieh gemacht, Satan!«

»Seine Dummheit beginnt mich zu langweilen,« äußerte Jeanbernat und schulterte seinen Stock neuerdings.

Mutig gemacht, streckte ihm der Bruder seine beiden Fäuste unter die Nase.

»Und deine Dirne?« brüllte er. »Du hast sie splitternackt dem Priester ins Bett gesteckt!«

Laut aufheulend machte er einen Sprung nach rückwärts.

Der Stock des Alten hatte ihn mit voller Wucht getroffen und zerbrach auf seinem Rücken. Er zog sich noch weiter zurück, raffte von einem Steinhaufen am Weg einen Stein in der Größe zweier Fäuste auf und warf ihn Jeanbernat an den Kopf. Hätte dieser sich nicht gebückt, wäre die Stirne ihm zerschmettert worden. Er lief zum nächsten Steinhaufen, duckte sich und griff nach Steinen. Und von einem Haufen zum anderen entspann sich ein schrecklicher Kampf. Es regnete Steine. Scharf zeichneten sich die Schatten im scharfen Mond.

»Ja, ins Bett hast du sie ihm gesteckt,« wiederholte der Bruder außer sich. »Und ein Kruzifix hast du unter die Matratze gelegt, damit der Unrat darauf fiel ... Ha, ha, du wunderst dich wohl, daß ich alles weiß. Du erwartest von dieser Verschmelzung die Geburt irgendeines Ungeheuers. Jeden Morgen machst du die dreizehn höllischen Zeichen über dem Bauch deiner Dirne, damit sie den Antichrist zur Welt bringt. Den Antichrist wünschst du dir, Räuber! ... Da, einäugig soll der Stein dich machen!«

»Und dieser dir den Schnabel schließen!« erwiderte Jeanbernat, der seine Ruhe zurückgewonnen hatte. »Was für törichte Geschichten dieses Biest erzählt! ... Muß ich dir denn den Schädel einhauen, um meinen Weg fortsetzen zu können? Hat dein Katechismus dir den Verstand verrückt?«

»Der Katechismus? Willst du den Katechismus kennenlernen, den man Verfluchten deiner Sorte beibringt? Jawohl, ich will dich lehren das Kreuz schlagen ... Das ist für den Vater, das für den Sohn und das für den Heiligen Geist ... Ah, du stehst noch. Warte nur, warte ... Amen!«

Er eröffnete ein Kartätschenfeuer kleiner Steine. Jeanbernat, an der Schulter getroffen, ließ die Steine, die er in der Hand hatte, fallen und ging ruhig vor, während der Bruder neue Steine aus dem Haufen zusammensuchte und stammelte:

»Ich rotte dich aus. Gott will es. Gott stärkt meinen Arm!«

»Willst du dein schmieriges Maul halten?« sagte der Alte und bekam ihn beim Genick.

Es gab ein kurzes Ringen im mondblauen Straßenstaub. Der Bruder merkte, daß er der Schwächere sei und versuchte zu beißen. Die vertrockneten Glieder Jeanbernats waren

wie Kordelstränge, die ihn so eng umwanden, daß die Knoten ihm ins Fleisch schnitten. Er schwieg, der Atem verging ihm, er sann auf Verrat. Als er ihn unter sich hatte, höhnte der Alte weiter:

»Ich hätte Lust, dir den Arm zu zerbrechen, um deinen lieben Gott zu zerbrechen. Siehst du wohl, daß er nicht der Stärkere ist, dein lieber Gott? Ich bin es, der dich ausrottet. Die Ohren werde ich dir jetzt abschneiden. Du hast mich zu sehr geärgert.«

Und in aller Gemütsruhe zog er ein Messer aus der Tasche.

Der Abbé Mouret hatte verschiedentlich vergeblich versucht, sich zwischen die Kämpfenden zu werfen; jetzt legte er sich so heftig ins Mittel, daß Jeanbernat endlich beschloß, diese Operation auf später zu verschieben.

»Sie haben Unrecht, Pfarrer,« murzte er. »Dieser Kerl bedarf eines Aderlasses. Schließlich, wenn's Ihnen so zuwider ist, will ich noch warten. Ich werde ihn schon noch irgendwo wiedertreffen.«

Da der Bruder ein Gegurgel von sich gab, unterbrach er sich, um ihn anzuschreien:

»Rühr' dich nicht, oder du bekommst sie gleich abgeschnitten.«

»Sie sitzen aber auf seiner Brust,« sagte der Priester. »Gehen Sie doch herunter, damit er atmen kann.«

»Nein, nein, er ließe seine Witze nicht. Ich werde ihn loslassen, wenn ich gehe... Ich sagte Ihnen also gerade, Pfarrer, als dieser Lump sich zwischen uns warf, daß Sie immer willkommen sind da drüben. Die Kleine hat zu bestimmen, müssen Sie wissen. Ich lasse ihr die gleiche Freiheit wie meinem Salat. Das alles wächst eben ... Was ist wohl schlimm daran, Halunke! Du hast es erfunden, das Böse, du Vieh!«

Er schüttelte den Bruder von neuem.

»Lassen Sie ihn aufstehen,« bat der Abbé Mouret.

»Nachher... die Kleine ist nicht gut im Stand seit einiger Zeit. Ich hab's nicht gemerkt, aber sie sagte es mir. Ich will Ihren Onkel Pascal in Plassans benachrichtigen. Nachts hat man Ruhe, man trifft keinen Menschen ... Ja, ja, der Kleinen geht es nicht gut.«

Der Priester fand keine Worte; er wankte und senkte das Haupt.

»Es hat ihr so Freude gemacht, Sie zu pflegen,« fuhr der Alte fort. »Beim Pfeifenrauchen hörte ich ihr Lachen. Das genügte mir. Mädchen sind wie der Hagedorn: gelangen sie zur Blüte, tun sie alles, was sie können ... Na, jedenfalls kommen Sie, wenn das Herz Sie zieht ... Vielleicht macht es der Kleinen Spaß ... Guten Abend, Pfarrer.«

Langsam erhob er sich, dem Bruder die Hände haltend, einer Tücke gewärtig. Dann entfernte er sich, ohne den Kopf zu wenden, verfiel in seinen langen harten Gang.

Der Bruder kroch schweigend zu dem Steinhafen. Er wartete, bis der Alte in einiger Entfernung war. Dann fing er mit beiden Händen wieder an zu werfen. Aber die Steine kollerten in den Straßenstaub; Jeanbernat geruhte nicht, sich zu ärgern, sondern ging straff in die stille Nacht hinein.

»Der Vermaledeite! Der Teufel gibt ihm Kräfte!« stieß Bruder Archangias hervor und

ließ einen letzten Stein durch die Luft pfeifen. »So ein Greis, den ein Nasenstüber umwerfen müßte! Er ist im höllischen Feuer gebacken. Ich habe seine Krallen gespürt.«

In wütendem Unvermögen trat er auf den Steinen herum. Plötzlich wandte er sich nach dem Abbé Mouret.

»Es ist Ihre Schuld,« schrie er. »Sie hätten mir helfen sollen. Zu zweit hätten wir ihn schon erdrosselt.«

Am anderen Ende des Dorfes wuchs der Lärm im Haus des alten Bambousse. Deutlich hörte man, wie die Gläser im Takt auf den Tisch gestoßen wurden. Der Priester war weitergegangen, ohne aufzusehen, und steuerte auf die große Helle zu, die aus den Fenstern fiel wie das Aufflammen eines Rebholzfeuers. Düster folgte ihm der Bruder mit staubbedeckter Sutane, blutender, von einem Stein gestreifter Wange. Dann nach einem Schweigen mit harter Stimme:

»Werden Sie hingehen?« fragte er.

Als der Abbé Mouret keine Antwort gab, fuhr er fort:

»Nehmen Sie sich in acht, Sie werden in die Sünde zurückfallen ... Das Kommen dieses Mannes hat genügt, Sie erbeben zu machen. Ich habe Sie im Mondschein beobachtet, Sie waren blaß wie ein Weib ... Nehmen Sie sich in acht, sage ich. Diesmal verzeiht Gott nicht. Sie werden wieder den gleichen Abscheulichkeiten verfallen... Ah, elender Erddreck, der zu Dreck verlangt.«

Da hob der Priester endlich das Antlitz. Schweigend vergoß er heiße Tränen. Mit herzerreißender Sanftmut sagte er:

»Warum sprechen Sie so zu mir? ... Sie sind ständig neben mir, kennen die Kämpfe jeder meiner Stunden. Zweifeln Sie nicht an mir, nehmen Sie mir nicht die Kraft, mich zu überwinden.«

Diese einfachen, von stillen Tränen berieselten Worte erklangen in der Nacht so voll schmerzlich höchstem Leiden, daß selbst Bruder Archangias, trotz seiner Roheit, sich bewegt fühlte. Er sagte nichts mehr und schüttelte seine Sutane aus, wischte die blutende Wange ab. Als sie vor dem Haus der Familie Bambousse angelangt waren, lehnte er es ab, einzutreten. Einige Schritte weiter ließ er sich auf einem alten umgestürzten Karren nieder, wo er mit Doggeduld wachte.

»Da ist der Herr Pfarrer,« riefen alle Bambousse und alle Brichet, die am Tisch saßen.

Man füllte die Gläser von neuem. Der Abbé Mouret mußte auch ein Glas annehmen. Eine richtige Hochzeitsfeier hatte es nicht gegeben. Am Abend nur nach dem Essen hatte man ein großes Fünfzig-Liter-Behältnis auf den Tisch gestellt, das man vor dem Schlafengehen zu leeren gedachte. Zu zehn waren sie, und schon konnte Vater Bambousse mit einer Hand den Behälter kippen, aus dem nur noch ein dünner roter Strahl rann. Rosalie, voller Heiterkeit, steckte das Kinn des Kleinen in das Glas, währenddem der lange Fortunat Kunststücke machte und Stühle mit den Zähnen emporhob. Die ganze Gesellschaft begab sich ins Schlafzimmer. Die Sitte wollte, daß der Pfarrer hier den Wein austrank, den man ihm eingegossen hatte. Dies nannte man das Zimmer segnen. Es sollte Glück bringen und verhindern, daß das Paar sich prügelte. Zur Zeit des Herrn Caffin

gingen die Dinge vergnüglich vor sich, der alte Pfarrer lachte gern; er war sogar berühmt für die Art, wie er das Glas leerte, ohne einen Tropfen am Grund übrigzulassen; um so mehr, als die Frauen im Artaud vorgaben, daß jeder Tropfen, der zurückbliebe, ein Jahr Liebesfreuden weniger bedeute für die Eheleute. In Gegenwart des Abbés Mouret scherzte man weniger laut. Er leerte das Glas auf einen Zug, was Vater Bambousse sehr zu schmeicheln schien. Die alte Brichet sah auf den Boden des Glases und verzog den Mund. Vor dem Bett erging sich ein Onkel, der Feldhüter war, in sehr deutlichen Späßen, belacht von der Rosalie, die der lange Fortunat schon bäuchlings über das Bett geworfen hatte, liebkosenderweise. Und nachdem alle irgendeine Zweideutigkeit von sich gegeben hatten, ging man zurück in das große Zimmer.

Vinzenz und Katharina waren allein dort zurückgeblieben. Vinzenz war auf einen großen Stuhl gestiegen und drehte in seinen Armen das große Weinbehältnis um; gerade leerte er die letzten Tropfen in den offenen Mund Katharinas.

»Vielen Dank, Herr Pfarrer,« rief Bambousse, als er den Priester hinausbegleitete. »Jetzt sind die Kinder ja verheiratet, und Sie können zufrieden sein. Ach, das Gesindel. Glauben Sie nur nicht, daß die ihr Ave und Vaterunser nachher beten. Gute Nacht, schlafen Sie wohl, Herr Pfarrer.«

Bruder Archangias löste sich langsam vom Wagenkasten, auf dem er sich niedergelassen hatte.

»Der Teufel soll ihnen schaufelweise Kohlen dazwischen werfen, und verrecken sollen sie daran!«

Er tat die Lippen nicht mehr auf und begleitete den Abbé Mouret bis zum Pfarrhof. Dort wartete er, bevor er weiterging, bis jener die Türe hinter sich geschlossen hatte. Er wandte sogar zweimal den Kopf, um sicher zu sein, daß der Priester nicht wieder heraustrat. Als der Abbé Mouret in seinem Zimmer war, warf er sich vollkommen angekleidet auf das Bett, preßte das Gesicht in die Kissen und hielt sich die Ohren zu, um nichts mehr zu hören – nichts mehr zu sehen. Er verfiel in einen todähnlichen Schlaf.

Kapitel 6

Der nächste Tag war ein Sonntag. Da so der Tag der Kreuzerhebung mit einem Hochamt zusammenfiel, wollte der Abbé Mouret dieses Fest mit besonderem Glanz umgeben. Er hatte sich einer außerordentlichen Verehrung zum Kreuz ergeben; in seinem Zimmer hatte er an die Stelle der unbefleckten Empfängnis ein großes schwarzes Holzkruzifix gestellt, vor dem er lange Stunden der Anbetung hinbrachte. Das Kreuz erhöhen, es vor sich aufrichten in alles überragender Glorie, dies als einzigstes Streben seines Lebens, gab ihm Kraft zum Leiden und zum Kampf. Er erträumte, sich an Jesu Statt dem Kreuz zu binden, dornengekrönt, mit durchbohrten Gliedern und verwundeter Seite. Was für ein Feigling war er doch, daß er es wagte, über eine unwirkliche Wunde zu stöhnen, wenn sein Gott dort seinen Leib verbluten ließ mit dem Erlöserlächeln um die Lippen? Und so erbärmlich es auch war, er brachte sein Leid als Opfergabe dar; in endlicher Entzückung vermeinte er, sein Blut riesele ihm über Stirne, Brust und Glieder. Trostreiche Stunden waren das, alle Unreinheit strömte aus durch die Wunden. In märtyrerhaftem Heldentum bäumte er sich, ersehnte schreckliche Foltern, um sie ohne das geringste Zurückbeben seines Leibes zu ertragen.

Schon bei Morgengrauen kniete er vor dem Kruzifix. Und die Gnade fiel wie reicher Tau. Keiner Anstrengung bedurfte er, er brauchte nur das Knie zu beugen, um sie über sein Herz fließen zu fühlen, um von ihr durchtränkt zu werden bis auf die Knochen, süß und beseligend. Am Tag zuvor hatte er tödlich gerungen, ohne sie erlangen zu können. Lange blieb sie taub seinem Verdammnisklagen; er wurde oftmals erhört, wenn er nur noch mit einer kindlichen Bewegung die Hände zu falten vermochte. An diesem Morgen ward ihm Segen, völlige Ruhe und unerschütterlicher Glaube beschieden. Er vergaß die Beängstigungen der vorhergehenden Tage. Er gab sich ganz sieghaften Kreuzfreuden hin. Ein so undurchdringlicher Panzer legte sich um ihn, daß die Welt von ihm abschäumte. Als er herunterkam, ging er einher als Überwinder und in vollkommener Ruhe. Die tief verwunderte Teusin holte Desiderata herbei, damit er sie umarme. Beide schlugen die Hände über dem Kopf zusammen mit dem Ruf, seit sechs Monaten habe er nicht so gut ausgesehen.

In der Kirche beim Hochamt fand der Priester sich dann wieder vollkommen zu Gott. Lange war er dem Altar nicht genah in solcher Rührung. Er mußte an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen beim Küssen des Altares. Es war ein feierliches Hochamt. Rosaliens Onkel, der Feldhüter, sang am Sängerpult mit einem Baß, dessen Orgeltöne unter'm flachen Gewölbe dröhnten. Vinzenz, in einem zu weiten Chorchemd, das dem Abbé Caffin gehört hatte, schwenkte ein altes silbernes Weihrauchbecken. Die klirrenden Ketten machten ihm einen Heidenspaß, er schwenkte das Räuchergefäß sehr hoch, um starken Rauch zu erzeugen und sah sich um, ob niemand zum Husten gebracht würde. Die Kirche war fast voll. Man wollte die Malerei des Herrn Pfarrers betrachten. Die Bäuerinnen kicherten, weil es gut roch, während die Männer hinten unter der Tribüne mit dem Kopf nickten bei jedem ungewöhlich hohlen Ton, den der Vorsänger von sich

gab. Durch die Fenster schien die helle Zehnuhrsonne, gedämpft durch die Papierscheiben und bemusterte lustig die frisch getünchten Wände, auf denen Schatten der Frauenhauben einen Flug großer Schmetterlinge zeichneten.

Und selbst die Sträuße künstlicher Blumen auf dem Altaraufsatz waren angetan mit der taufrischen Freude natürlicher, frischgepflückter Blumen. Als der Priester sich wandte, um die Anwesenden zu segnen, fühlte er sich von noch höherer Rührung durchdrungen, als er die Kirche so sauber, belebt, von Licht, Weihrauch und Musik erfüllt, erblickte. Nach dem Offertorium lief ein Raunen durch die Reihen der Bäuerinnen. Vinzenz, der vor Neugier einen langen Hals machte, warf um ein Haar die Glut des Weihrauchfäßleins über das Meßgewand des Priesters. Als dieser ihn streng ansah, wollte er sich entschuldigen und sagte:

»Der Onkel des Herrn Pfarrers ist gerade hereingekommen.«

Im Hintergrund der Kirche, an eine der dünnen, die Galerie stützenden Holzsäulen gelehnt, gewährte der Abbé Mouret den Doktor Pascal; doch sein Gesicht trug nicht das ihm gewöhnliche gute, etwas spöttische Lächeln. Er hatte den Hut abgenommen, ernst und geärgert folgte er der Messe mit sichtbarer Ungeduld. Der Anblick des Priesters, seine Sammlung und feierlichen Gebärden, die vollkommene Seelenruhe seines Antlitzes schienen ihn mehr und mehr aufzubringen. Er vermochte das Ende der Messe nicht abzuwarten, sondern ging hinaus und umschritt im Bogen Wagen und Pferd, die er an einen der Läden des Pfarrhauses angebunden hatte.

»Zum Kuckuck! Hat der Bengel sich denn noch nicht bald genug beräuchern lassen?« fragte er die aus der Sakristei kommende Teusin.

»Es ist aus,« erwiderte sie. »Gehen Sie in den Salon. Der Herr Pfarrer kleidet sich um. Er weiß, daß Sie da sind.«

»Da müßte er ja auch blind sein,« murmelte der Doktor und folgte ihr in das unwohnliche Zimmer mit den harten Möbeln, das sie pomphaft Salon nannte.

Eine Weile ging er auf und ab. Das Zimmer in seiner grauen Trübseligkeit verschärfte seine schlechte Laune. Im Gehen schlug er mit dem Ende seines Stockes leicht auf die zerfressenen Polster der Sitzmöbel; es tönte, als ob Steine geklopft würden. Dann blieb er müde vor dem Kamin stehen, auf dem an Stelle der Uhr ein schauderhaft bekleckster großer heiliger Joseph stand.

»Ah, das ist ein Glück!« sagte er, als die Türe hinter ihm knarrte. Und auf den Abbé zugehend:

»Weißt du auch, daß ich wegen dir eine halbe Messe habe über mich ergehen lassen müssen? Lange ist es her, daß mir das passiert ist ... Ich wollte dich unter allen Umständen heute sehen. Ich habe mit dir zu reden ... «

Er sprach nicht aus und betrachtete den Priester überrascht. Es entstand eine kleine Stille.

»Dir also geht es gut!« nahm er das Gespräch mit veränderter Stimme wieder auf.

»Ja, mir geht es viel besser,« sagte der Abbé Mouret lächelnd. »Ich erwartete Sie erst am Donnerstag. Der Sonntag ist sonst nicht Ihr Tag ... Haben Sie mir etwas mitzuteilen?«

Aber Onkel Pascal antwortete nicht gleich. Er fuhr fort, den Abbé zu betrachten. Dieser war noch ganz getränkt in laue Kirchenlüfte; in seinem Haar hing Weihrauchduft; auf dem Grund seiner Augen schimmerte noch Kreuzverzückung. Der Onkel mußte den Kopf schütteln angesichts dieses sieghaften Friedens.

»Ich komme vom Paradeis,« sagte er mit einiger Plötzlichkeit. »Jeanbernat hat mich gestern nacht geholt ... Ich habe Albine besucht. Sie macht mir Sorge. Sie muß sehr geschont werden.«

Während er sprach, beobachtete er unablässig den Priester, der mit keiner Wimper zuckte.

»Immerhin hat sie dich gepflegt,« fügte er barscher hinzu. »Ohne sie, mein Junge, wärest du jetzt vielleicht in einer Irrenzelle mit der Zwangsjacke über den Schultern ... Nun, ich habe versprochen, daß du sie besuchen wirst. Ich nehme dich mit. Auf und davon will sie.«

»Ich vermag nur zu beten für die Persönlichkeit, von der Sie reden,« sagte der Abbé Mouret sanft.

Und als der Doktor auffuhr und dem Sofa einen heftigen Hieb überzog:

»Ich bin Priester und habe nichts als Gebete zu vergeben,« schloß er einfach mit fester Stimme.

»Und recht hast du!« rief Onkel Pascal und ließ sich in einen Sessel fallen, die Beine trugen ihn nicht mehr. »Ich bin ein alter Idiot. Geweint habe ich in meinem Wagen auf dem Weg hierher. Das kommt davon, wenn man sich in seine Bücher vergräbt. Man erzielt schöne Erfolge, handelt aber unehrlich ... Konnte ich mir denn träumen lassen, daß alles so schlecht enden würde?«

Er stand auf, begann wieder hin und her zu gehen, ganz verzweifelt.

»Doch, doch, ich hätte es ahnen müssen, es ist nur zu logisch. Und im Zusammenhang mit dir mußte es erst recht schlimm werden. Du bist kein Mann wie andere Männer ... Hör' mich an, ich kann dir die Versicherung geben, daß du verloren warst. Einzig die Luft, mit der sie dich umgab, konnte dich vor dem Wahnsinn retten. Du verstehst mich, ich brauche dir doch nicht erst zu sagen, wie es mit dir stand. Es ist eine meiner schönsten Heilungen. Geh, ich bilde mir nichts auf sie ein! Denn jetzt geht das arme Mädchen an ihr zugrunde!«

Der Abbé Mouret war stehengeblieben, sehr ruhig – umstrahlt von stillem Martyrium, dem nichts Menschliches mehr etwas anhaben kann.

»Gott wird ihr gnädig sein,« sagte er.

»Gott! Gott!« murmelte der Doktor dumpf, »er täte besser daran, sich nicht in unsere Angelegenheiten zu mischen. Dann könnte man die Sache ordnen.«

Dann begann er mit erhobener Stimme wieder: »Alles hatte ich berechnet. Das ist das Ärgste! Oh, ich Dummkopf! ... Einen Monat solltest du dich dort erholen. Die schattigen Bäume, die Frische dieses Kindes, all dieses Leben sollte dich wieder auf den Damm bringen. Auf der anderen Seite verlor sich dabei die Ungezügelterheit des Kindes, du

vermenschlichtest sie etwas; zu zweit hätten wir eine kleine Dame aus ihr gemacht, die wir dann irgendwo verheiratet hätten. Es schien alles so gut; konnte ich denn ahnen, daß der alte Philosoph Jeanbernat nicht einen Zoll von seinem Salat abrücken würde! Es ist wahr, auch ich habe mich nicht aus meinem Laboratorium gerührt; es waren gerade allerlei wichtige Versuche im Gang, ich trage die Schuld! Ein Schurke bin ich!«

Die Luft ging ihm aus, er wollte fort. Überall suchte er nach seinem Hut, der ihm auf dem Kopf saß.

»Leb' wohl,« sagte er, »ich gehe ... Du weigerst dich also mitzukommen? Sieh, tu es mir zu Gefallen; du siehst doch, wie ich mich quäle. Ich verspreche dir, daß sie gleich darauf fortreist. Versteht sich ... mein Wagen ist draußen. In einer Stunde bist du zurück ... Komm, ich bitte dich darum!«

Der Priester machte eine weite Armbewegung, eine Bewegung, die der Doktor ihn am Altar hatte machen sehen.

»Nein, ich darf nicht.«

Und seinen Onkel hinausbegleitend, fügte er hinzu:

»Sagen Sie ihr, auf den Knien soll sie Gott anflehen. Gott wird sie erhören, wie er mich erhört hat; er wird ihr den Frieden geben, wie er mir den Frieden gab. Eine andere Rettung gibt es nicht.«

Der Doktor sah ihm ins Gesicht und zuckte die Achseln mit einem Ausdruck des Schreckens.

»Leb' wohl,« sagte er. »Es geht dir jetzt gut. Du hast mich nicht mehr nötig.«

Als er sein Pferd losband, kam Desiderata angelaufen, die seine Stimme gehört hatte. Sie liebte den Onkel schwärmerisch. Als sie noch kleiner war, konnte er ihrem kindlichen Geschwätz stundenlang zuhören. Auch jetzt noch verwöhnte er sie, bekundete Interesse für ihre Liebhabereien und verbrachte gerne einen Nachmittag mit ihr bei Hühnern und Enten; in seine scharfen Gelehrtenaugen kam dann ein Lächeln. Er nannte sie »großes Tier« im Tone liebkosender Bewunderung. Er schien sie hoch über andere Mädchen zu stellen. Sie warf sich ihm an den Hals in einem Zärtlichkeitsausbruch und rief:

»Bleib da. Iß bei uns!«

Er küßte sie, verneinte und machte sich mürrisch aus ihrer Umarmung los. Sie lachte hellauf und hängte sich noch einmal an ihn.

»Das ist sehr dumm von dir,« redete sie weiter. »Es gibt ganz frische Eier, ich habe die Hennen belauert. Vierzehn haben sie heute morgen gelegt ... Und das weiße Hühnchen hätten wir gegessen, das den anderen zuleibe ging. Donnerstag warst du gerade da, als es dem großen Gesprenkelten ein Auge ausstieß.«

Der Onkel blieb in verärgelter Stimmung. Er erboste sich über den Zügelknoten, den er nicht auseinander bekam. Da begann sie ihn zu umspringen, klatschte in die Hände und sang in hohen Tönen:

»Ja, ja ... Du bleibst. Wir essen es, wir essen es!«

Der Zorn des Onkels vermochte nicht länger standzuhalten. Er hob den Kopf mit einem

Lächeln. Sie war zu gesund, zu lebendig, zu wirklich. Ihre Heiterkeit war übermächtig, natürlich und wahr wie der Sonnenstrahl, der ihre nackte Haut golden bräunte.

»Großes Tier,« murmelte er entzückt. Er nahm sie bei den Handgelenken, sie hörte nicht auf zu springen. »Heute nicht, hörst du, ich muß zu einem armen kranken Mädchen. Aber gerne ein anderes Mal, ich verspreche es dir.«

»Wann? Donnerstag?« drang sie in ihn, »du weißt doch, die Kuh ist trächtig. Seit ein paar Tagen ist es nicht richtig mit ihr ... Du bist doch Arzt, vielleicht kannst du ihr etwas eingeben.«

Der Abbé Mouret, der seelenruhig dabeigestanden hatte, konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken. Der Doktor stieg lustig in seinen Wagen und sagte:

»Ganz recht, ich werde die Kuh behandeln ... Komm her, laß dich küssen, großes Tierchen! Du riechst gut, du riechst nach Gesundheit. Und du bist mehr wert als alle anderen zusammen. Wenn alle wären wie mein großes Tier, wäre es unerträglich schön auf der Erde.«

Er trieb sein Pferd mit leichtem Zungenschnalzen an und sprach weiter vor sich hin, während der Wagen den Hang hinab fuhr.

»Jawohl, unvernünftige Geschöpfe! Nur unvernünftige Geschöpfe sollte es geben. Dann könnte man schön, stark, froh sein. Ach, das ist ein schöner Traum. Dem Mädchen geht es gut; sie ist genau so glücklich wie ihre Kuh. Dem Jungen ergeht es schlecht; er ertötet sich unter seiner Sutane. Etwas mehr Blut, etwas mehr Nerven und auf und davon! Verfehltes Dasein! Richtige Rougon, richtige Macquart sind diese Kinder hier! Das Ende des Zuges, die endgültige Entartung.«

Und sein Pferd antreibend, fuhr er im Trabe den Hügel hinan, dem Paradeis zu.

Kapitel 7

Der Sonntag war für den Abbé Mouret ein sehr beschäftigter Tag. Er hatte den Nachmittagsgottesdienst zu halten, meist vor leeren Stühlen, selbst die Brichet trieb die Frömmigkeit nicht so weit, am Nachmittag nochmals zur Kirche zu kommen. Um vier Uhr brachte dann Bruder Archangias die Lümmel seiner Schule, damit sie dem Herrn Pfarrer den Katechismus hersagten. Dies Hersagen dauerte oft sehr lange. Führten die Kinder sich zu unbotmäßig auf, rief man die Teusin, die ihnen mit ihrem Besen Furcht einjagen mußte.

An diesem Sonntag, gegen vier Uhr, befand Desiderata sich allein im Pfarrhof. Da sie sich langweilte, ging sie, um Grünzeug für ihre Kaninchen auf dem Friedhof zu suchen, wo wunderbarer Klatschmohn wuchs, den die Kaninchen ungemein liebten. Auf den Knien kroch sie zwischen den Gräbern umher, eine ganze Schürze fetter Kräuter brachte sie mit, auf die ihre Tiere sich gierig stürzten.

»Oh, der schöne Wegerich!« murmelte sie und kauerte sich vor dem Stein des Abbé Caffin nieder, froh ihrer Entdeckung.

Wirklich reckte hier aus den Steinspalten prächtiger Wegerich die breiten Blätter. Ihre Schürze war voll, da glaubte sie ein sonderbares Geräusch zu vernehmen. Ein Knacken von Zweigen, ein Losbröckeln kleinen Gesteins ließ sich vernehmen aus der Schlucht, die eine Seite des Kirchhofes der Länge nach durchschnitt, in deren Tiefen der Mascle floß, ein auf den Hügeln des Paradeis entspringender Fluß. Der Abhang war so steil und ungangbar. Desiderata dachte, es müsse irgendein verirrter Hund oder eine entlaufene Ziege sein. Voll Eifer lief sie hin. Als sie sich über den Rand vorbeugte, sah sie zu ihrer Verwunderung im Dornengestrüpp ein Mädchen, das sich die kleinsten Felsunebenheiten zunutze machte mit außerordentlicher Gewandtheit.

»Ich will Ihnen die Hand geben,« rief sie ihm zu, »man kann sich mit Leichtigkeit den Hals brechen.«

Das Mädchen sah sich entdeckt und machte eine angstvolle Bewegung, wie um wieder hinabzuklimmen. Doch hob sie den Kopf und erkühnte sich sogar, die ausgestreckte Hand zu ergreifen.

»Oh, jetzt erkenne ich Sie,« fuhr Desiderata entzückt fort und ließ ihre Schürze fallen, um es in schmeichlerischer Kindlichkeit zu umfassen. »Sie haben mir die Amseln geschenkt. Die süßen Kleinen sind gestorben. Es hat mir rechten Kummer gemacht ... Warten Sie, ich weiß Ihren Namen, ich hab' ihn gehört. Die Teusin nennt ihn oft, wenn Sergius nicht da ist. Sie hat mir streng verboten, ihn auszusprechen ... Warten Sie, gleich fällt er mir ein.«

Sie strengte ihr Gedächtnis an; das ließ sie ganz ernsthaft werden. Dann wurde sie wieder sehr lustig und wiederholte mehrfach den wohlklingenden Namen, nachdem er ihr wieder eingefallen war.

»Albine! Albine! ... Wie weich das klingt! Zuerst dachte ich, Sie seien eine Meise, weil ich einmal eine Meise besaß, die ich so ähnlich nannte; wie, weiß ich nicht mehr genau.«

Albine blieb ernst. Sie war ganz weiß, in ihren Augen brannte Fieber. Einige Blutropfen rannen ihr über die Hände. Als sie etwas zu Atem gekommen war, sagte sie hastig:

»Nein, lassen Sie nur, wenn Sie mich abtupfen, bekommt ihr Taschentuch Flecke. Es hat nichts zu bedeuten,, ein paar kleine Hautrisse ... Ich wollte den Weg nicht benutzen, weil man mich gesehen hätte. So folgte ich lieber dem Lauf des Flusses. Ist Sergius da?«

Desiderata nahm keinen Anstoß an der vertraulichen Anrede und ihrer verhaltenen Leidenschaftlichkeit. Sie gab zur Antwort, dort in der Kirche sei er, bei der Katechismusunterweisung.

»Wir dürfen nicht laut sprechen,« fügte sie bei und legte den Finger an die Lippen. »Sergius hat mir verboten, laut zu sprechen, wenn er bei der Katechismusunterweisung ist. Sonst kommt man und schilt uns ... Im Stall wollen wir uns verstecken, haben Sie Lust? Da sind wir gut aufgehoben und können reden.«

»Ich möchte Sergius sehen,« sagte Albine einfach.

Das große Kind senkte die Stimme noch mehr. Sie warf vorsichtige Blicke nach der Kirche und flüsterte:

»Ja, o ja, wir werden Sergius schon fangen. Kommen Sie mit. Wir wollen uns verstecken und keinen Lärm machen. Oh, wie lustig ist das!«

Sie raffte einen Haufen Kräuter auf, die ihrer Schürze entfallen waren, verließ den Kirchhof und schlich sich auf den Pfarrhof zurück mit vieler Vorsicht, riet Albine, sich hinter ihr zu verstecken und ganz klein zu machen. Als sie beide laufend im Wirtschaftshof Zuflucht suchten, erblickten sie die Teusin, welche die Sakristei durchquerte; anscheinend hatte sie nichts von ihnen gesehen.

»Pst! Pst!« machte Desiderata entzückt, als sie sich im Hintergrund des Stalles verkrochen. »Jetzt kann uns niemand mehr aufstöbern. Hier liegt Stroh. Legen Sie sich doch hin.«

Albine mußte sich auf ein Heubündel niederlassen.

»Und Sergius?« fragte sie eigensinnig, beherrscht von ihrem Gedanken.

»Da, man kann seine Stimme hören ... Wenn er in die Hände schlägt, ist es aus, dann gehen die Kleinen nach Hause ... Hören Sie nur, er erzählt ihnen eine Geschichte.«

Die Stimme des Abbés Mouret drang gedämpft bis zu ihnen durch die Türe der Sakristei; sicherlich hatte die Teusin die Türe offen gelassen. Wie ein frommes Wehen drang dies Gemurmel zu ihnen, dreimal tönte der Name Jesu. Albine schauerte zusammen. Sie stand auf, um der geliebten, zärtlich-bekanntesten Stimme nachzugehen; da verging der Laut, von der zufallenden Türe erstickt. So setzte sie sich wieder; sie schien auf etwas zu warten, mit ineinandergepreßten Händen, ganz in Gedanken versunken, der in den Tiefen ihrer klaren Augen brannte. Desiderata, zu ihren Füßen gelagert, betrachtete sie in kindlicher Bewunderung.

»Oh, wie schön Sie sind!« flüsterte sie. »Sie gleichen dem Bild einer Frau, das in Sergius' Zimmer hing. Sie war ganz weiß wie Sie. Lange Locken hatte sie, die über ihren Hals wehten. Und sie zeigte auf ihr rotes Herz, da, an der Stelle, wo ich Ihres schlagen fühle ... Sie hören mir nicht zu, Sie sind betrübt. Wollen wir spielen? Wollen Sie?«

Aber sie unterbrach sich und rief mit gedämpfter Stimme:

»Die Luder! Sie werden uns verraten.«

Sie hatte die Schürze mit Grünzeug nicht fahren lassen, und ihre Tiere überfielen sie. Eine Schar Hühner war gackernd herbeigestürzt; sie riefen sich und pickten nach den baumelnden Halmen. Die Ziege schob listig ihren Kopf unter ihrem Arm durch und riß große Blätter ab. Selbst die an die Mauer angebundene Kuh streckte ihr Maul vor und geriet in Hitze.

»Ach, das Diebspack,« sagte Desiderat. »Für die Kaninchen ist das! ... Wollt ihr mich wohl in Frieden lassen! Du wirst eine Tracht Prügel bekommen. Und du, wenn ich dich noch einmal erwische, wird dir der Schwanz gekappt ... Dieses Ungeziefer, die Hände würden sie mir abfressen.«

Sie ohrfeigte die Ziege, trieb die Hühner mit Fußstritten auseinander und schlug mit aller Kraft der Kuh auf das Maul. Aber die Tiere schüttelten sich nur und wurden noch gieriger, sprangen auf sie, fielen von allen Seiten über sie her und rissen ihr die Schürze fort. Unter Augenzwinkern flüsterte sie Albine ins Ohr, als ob die Tiere sie hätten verstehen können:

»Wie sie drollig sind, die Lieblinge! Warten Sie nur, jetzt können Sie sehen, wie sie futtern.«

Albine sah mit ernster Miene zu. »Hopp, seid brav,« begann Desiderata wieder. »Es ist genug für euch alle da. Aber einer nach dem anderen. Erst die große Liese. Du bist nett scharf auf Wegerich, was?«

Die große Liese war die Kuh. Langsam malmt sie eine Handvoll Grünzeug, das auf dem Grab des Abbé Caffin gewachsen war. Ein dünner Speichelfaden hing ihr aus dem Maul. In sanfter Gier blickten ihre großen braunen Augen.

»Jetzt du,« fuhr Desiderata fort, sich der Ziege zuwendend. »Oh, ich weiß, du willst Mohn. Und am liebsten magst du blühenden, nicht wahr? Mit Knospen, die beim Zubeißen knisternd aufspringen wie rotes Papier. Guck', ist er nicht schön? Er kommt aus der linken Ecke, wo letztes Jahr begraben wurde.«

Und beim Sprechen hielt sie der Ziege einen Strauß blutroter Blumen vor, die das Tier abfraß. Als sie nichts mehr in den Händen hielt als Stiele, steckte sie die ihr zwischen die Zähne. Hinter ihr hackten die wütenden Hühner sie in die Röcke. Sie warf ihnen wilde Zichorien und Löwenzahn hin, an den alten Steinplatten gepflückt, die sich die Kirchenmauer entlang zogen. Zumal um den Löwenzahn stritten sich die Hühner mit einer solchen Gier, einem solchen Geflatter und Gescharr, daß die anderen Tiere im Hof aufmerkten. Da gab es kein Halten mehr. Der große fahlrote Hahn erschien als erster. Er pickte einen Löwenzahnstengel auf, zerlegte ihn, ohne ihn anzutasten. Lockend rief er die außerhalb gebliebenen Hennen und schritt zurück, um sie zum Mahl aufzufordern. Ein weißes Huhn kam, ein schwarzes folgte, dann eine ganze Schar, die sich schoben, eine der andern auf den Schwanz traten und schließlich eindringen wie ein Bächlein bunter

Federn. Nach den Hühnern kamen die Tauben, Enten, Gänse, zuletzt die Truthühner. Desiderata lachte über diese lebensvolle Flut; sie sagte immer wieder:

»Allemal, wenn ich Kräuter vom Kirchhof bringe, ist das so. Für ihr Leben gern essen sie davon. Dies Gras muß einen wonnigen Geschmack haben!«

Sie wehrte sich, hielt die letzten Kräuterbüschel in die Höhe, um sie vor den genäschtigen Schnäbeln zu retten, die sich ihr entgegenstreckten, wiederholte immer, für die Kaninchen müßte auch etwas übrigbleiben, sie würde gleich böse werden und ihnen nichts mehr als trockenes Brot verabfolgen, und begann doch schwach zu werden. Die Gänse zogen sie so heftig an den Schürzenenden, daß sie beinahe auf die Knie fiel. Die Enten bissen ihr in die Waden. Zwei Tauben setzten sich ihr auf den Kopf. Bis zu den Hüften stak sie in Hühnern. Ein wildes Getriebe war es von Tieren, die Fleisch rochen, fetten Wegerich, blutfarbenen Mohn, strotzenden Löwenzahn, in denen etwas von den Lebensäften der Toten kreiste. Sie kam zu sehr ins Lachen, fühlte, daß sie nachgiebig wurde und bereit, die beiden letzten Bündel daranzugeben, als ein erschreckliches Grunzen alles umher in die Flucht trieb.

»Du bist es, mein Dickerchen,« sagte sie entzückt. »Friß sie, befreie mich.« Das Schwein kam herein; es war nicht mehr das kleine Schwein, rosa, wie frischgestrichenes Spielzeug, hinten versehen mit kleinem geringelten Kordelschwänzchen, sondern ein stämmiges Schwein, reif zum Schlachten, dickwanstig, mit rauhen, fetttriefenden Borsten auf dem Rückgrat. Sein Bauch quoll ihm bernsteingelb vom Liegen im Mist. Mit vorgestrecktem Rüssel kam es angetrollt und warf sich mitten zwischen die Tiere, was Desiderata ermöglichte, sich aus dem Staub zu machen und den Kaninchen den tapfer verteidigten Restbestand der Kräuter zu geben. Als sie zurückkam, herrschte Friede. Die Gänse bogen nachlässig die Hälse in freundlicher Beschränktheit; die Truthühner und Enten watschelten an der Mauer entlang mit dem vorsichtigen Gewackel schwachbeiniger Tiere; die Hennen gackerten leise und pickten vom harten Stallboden unsichtbare Körner, während Schwein, Ziege und die große Kuh schläfrig zwinkerten. Draußen fielen die ersten Tropfen eines Gewitterregens.

»Da hätten wir einen Guß,« sagte Desiderata, setzte sich nieder ins Stroh und schüttelte sich. »Ihr tötet gut daran, meine Lieben, hierzubleiben, wenn ihr euch nicht einweichen lassen wollt.«

Zu Albine gewandt, fügte sie bei:

»Wie blödsinnig sie jetzt aussehen! Sie wachen nur auf, wenn es etwas zu fressen gibt, diese Geschöpfe.«

Albine hatte sich still verhalten. Sie war noch tiefer erblaßt beim Gelächter dieses schönen Mädchens inmitten gefräßig sich reckender Hälse, geneigter Schnäbel, die sie kitzelten und liebkosten und von ihrem Fleisch fressen zu wollen schienen. So viel Fröhlichkeit, Gesundheit und Leben brachte sie zur Verzweiflung. Fiebrig preßte sie ihre Arme, preßte die Leere an sich in einem Gefühl öder Verlassenheit.

»Und Sergius?« fragte sie, immer gleich deutlich und eigensinnig.

»Pst,« machte Desiderata, »eben hab' ich ihn gehört, er ist noch nicht zu Ende. Wir haben nicht schlecht gelärmt vorhin, die Teusin scheint taub zu sein heute abend. Wir

wollen uns jetzt ruhig verhalten; es ist angenehm, dem Rauschen des Regens zuzuhören.«

Es regnete herein durch die offen stehende Türe, große Tropfen sprangen auf der Schwelle. Zum Teil hatten sich die Hühner, nach anfänglichem Vorwitz, besorgt in den Hintergrund des Stalles zurückgezogen. Alles Getier suchte hier Schutz bei den jungen Mädchen, bis auf drei Enten, die ruhig im Regen spazierten. Es war, als ob die Kühle des draußen fließenden Wassers die heißen Dünste des Wirtschaftshofes ins Innere zurückdrängte. Im Heu war es sehr warm. Desiderata schleppte zwei große Bündel herbei und verwendete sie als Bettkissen, streckte sich der Länge nach. Sie fühlte sich behaglich, genoß mit dem ganzen Körper.

»So ist's schön,« murmelte sie, »machen Sie es sich doch auch bequem. Ich sinke ein, ich bin von allen Seiten gestützt, das Heu kitzelt mich angenehm im Nacken ... und wenn man sich bewegt, überläuft es einen so, als ob Mäuse unter den Kleidern sprängen.«

Sie reckte sich und lachte vor sich hin, schlug nach rechts und links, wie um die Mäuse zu verscheuchen. Dann lag sie da, mit dem Kopf tiefer als mit den Knien, und redete weiter:

»Wälzen Sie sich auch im Heu, wenn Sie zu Hause sind? Ich kann mir nichts Angenehmeres denken ... Manchmal kitzele ich mich an den Fußsohlen. Das ist auch sehr lustig ... Sagen Sie, kitzeln Sie sich auch?« Doch da sprang ihr, als er sie so liegen sah, der große rote Hahn auf die Brust.

»Mach', daß du fortkommst, Alexander!« schrie sie auf. »Ist das Biest albern! Ich kann mich nicht hinlegen, ohne daß er sich so aufpflanzt. Du drückst mich zu sehr, tust mir weh mit deinen Krallen, hörst du mich? ... Ich will dir erlauben, sitzenzubleiben, aber artig mußst du sein und nicht nach meinen Haaren picken!«

Sie kümmerte sich nicht um ihn. Der Hahn verhielt sich still; in ihr Mieder verkrallt, schien er manchmal, als sähe er ihr funkeläugig unters Kinn. Das übrige Viehzeug rückte auch näher. Nach einigem Gewälz war sie endlich mit gelösten Gliedern und zurückgeworfenem Kopf in wohliger Ohnmacht zurückgesunken. Sie redete weiter:

»Ach, zu schön ist das. Gleich schläfert es einen ein. Das Heu macht müde, nicht? ... Sergius hat das nicht gern. Sie vielleicht auch nicht. Was lieben Sie denn wohl. Erzählen Sie es mir, ich möchte es gerne wissen.«

Langsam dämmerte sie ein. Eine kleine Weile staunte sie mit weit offenen Augen, als säne sie, was ihr wohl an Vergnügen abginge. Dann ließ sie die Lider zufallen, ruhig lächelnd wie in tiefster Befriedigung. Sie schien zu schlafen, nach einigen Minuten öffneten sich aber ihre Augen neuerlich, und sie bemerkte:

»Die Kuh wird kalben ... das ist auch schön. Das wird mir noch mehr Spaß machen als alles andere.«

Und sie sank in tiefen Schlaf. Das Getier hatte sie zu guter Letzt erklommen. Sie war eingedeckt in lebendige Federflut. Ihren Schenkeln schmiegte sich der Federflaum der Gänsehäse an. Zur Linken wärmte sie das Schwein, während rechts die Ziegen den bezotteten Kopf ihr bis unter die Achsel drängte. Allum hatten sich Tauben eingeknistet, in ihren Handflächen, an der Hüftbiegung, den abfallenden Schultern. Und ganz rosig lag sie im Schlaf, umstrichen vom lauten Atmen der Kuh, beschwert vom Gewicht des großen

kauernden Hahnes, der sich tiefer noch als auf die Brust hingeduckt hatte, mit schlagenden Flügeln und durchblutetem Kamm, und dessen roter Leib sie durch die Kleider mit liebkosenden Flammen sengte.

Der Regen draußen begann nachzulassen. Ein Streifen Sonnenschein stahl sich aus einer Wolke und vergoldete flüchtig stäubende Feuchte. Albine, die regungslos gesessen hatte, betrachtete Desiderata, dies schöne schlafende Mädchen, deren Fleisch befriedet wurde, wenn sie im Heu sich wälzte. Sie wünschte sich auch solche Ermattung und wohlige Entkräftung, dies Entschlafen in tiefem Behagen, um einiger Strohhälmchen willen, die ihr den Nacken kitzelten. Neidisch war sie auf diese starken Arme, diese feste Brust, all dies fleischliche Leben in der befruchtenden Wärme einer Tierherde; dieses ungetrübt tierhafte Aufblühen, das aus dem vollblütigen Kind die ruhige Schwester der großen weißroten Kuh werden ließ. Wie mochte es wohl sein, vom falbrotten Hahn geliebt zu werden und selbst zu lieben, natürlich, wie Bäume wachsen, und ohne Scham alle Adern Samenstürzen zu erschließen. Die Erde war es, die Desiderata stillte, wenn sie sich mit dem Rücken ihr schmiegte.

Indessen hatte es ganz aufgehört zu regnen. Die drei Hauskatzen, hintereinander, schlüpfen die Mauer entlang unter endlosen Vorsichtsmaßnahmen, um sich nicht zu beschmutzen. Sie steckten die Nase in den Stall und begaben sich schnurstracks schnurrend zu der Schläferin und betteten sich an sie, mit den Pfoten nach etwas nackter Haut tastend. Murr, der große schwarze Kater, an ihre Wange geschmiegt, begann leise ihr Kinn zu lecken.

»Und Sergius?« murmelte Albine mechanisch.

Wo denn war das Hemmnis? Wer hinderte sie denn daran, sich auch beglückt Genüge zu tun, in aller Selbstverständlichkeit. Warum liebte sie nicht, warum wurde sie nicht frei wiedergeliebt, in der hellen Sonne, so wie die Bäume wachsen. Sie konnte es nicht einsehen und fühlte sich verlassen, unheilbar wund. Und ein zürnender Eigensinn schwelte in ihr, ein Verlangen, ihr Gut zurückzugewinnen, es zu verstecken, sich wieder daran zu ergötzen. Sie erhob sich. Die Türe der Sakristei mußte neuerlich geöffnet sein; ein leichtes Händeklatschen ließ sich vernehmen, gefolgt vom Geräusch einer Kinderschar, die mit Holzschuhen über Steinboden klappert: die Katechismusunterweisung war zu Ende. Leise verließ sie den Stall, in dem sie seit einer Stunde wartete im warmen Dunst des Viehhofes; als sie sich den Gang zur Sakristei entlangschlich, gewahrte sie den Rücken der Teusin, die in ihre Küche ging, ohne rechts und links zu sehen. Im sicheren Gefühl, nicht entdeckt worden zu sein, stieß sie die Türe auf, hielt sie mit der Hand fest, um Lärm zu vermeiden beim Zuschlagen. Sie fand sich in der Kirche.

Kapitel 8

Zuerst sah sie niemand. Draußen regnete es wiederum, fein und stetig. Die Kirche erschien ganz grau. Sie ging hinter dem Hochaltar vorbei und wagte sich zur Kanzel vor. In der Mitte des Schiffes gab es nur von den Unterweisungskindern verschobene Bänke. Der Pendel der Uhr durchtickte dumpf die Leere. Sie drang weiter vor, um an die Holzverkleidung des Beichtstuhles zu klopfen, den sie an der anderen Seite der Kirche wahrnahm. Als sie jedoch an der Totenkapelle vorbeikam, stieß sie auf den Abbé Mouret, der zu Füßen des großen blutenden Christus kniete. Er rührte sich nicht und mochte wohl glauben, die Teusin stelle die Bänke hinter ihm zurecht. Albine legte die Hand auf seine Schulter.

»Sergius,« sagte sie, »ich komme, um dich abzuholen.«

Zusammenfahrend hob der Priester den Kopf und erblaßte. Er hielt sich weiter auf den Knien, bekreuzte sich, auf den Lippen zitterte das Gebet noch nach.

»Gewartet hab' ich,« fuhr sie fort; »jeden Morgen, jeden Abend hab' ich ausgeschaut, ob du nicht kämest. Die Tage habe ich gezählt; dann hörte ich auf, sie zu zählen. Jetzt sind es Wochen. Als mir klar wurde, du kämest nicht, machte ich mich auf den Weg zu dir. Ich sagte mir: er wird mich begleiten ... Gib mir deine Hand. Laß uns gehen.«

Und sie hielt ihm die Hände hin, wie um ihm beim Aufstehen behilflich zu sein. Er bekreuzte sich von neuem und betete weiter, während er sie ansah. Das erste Erbeben des Fleisches war überwunden. Aus der Gnade, die seit morgens ihn selig badete, kam ihm übermenschliche Kraft.

»Hier ist nicht Ihr Platz,« sagte er ernst. »Ziehen Sie sich zurück, Sie erschweren sich Ihr Leid.«

»Ich leide nicht mehr,« sprach sie lächelnd weiter. »Es geht mir besser, und geheilt bin ich, wenn ich dich sehe... Hör' mich an, kranker hab' ich mich gemacht als ich war, damit man dich holen sollte. Jetzt kann ich es dir ja gestehen. Damit ist es genau wie mit der Versicherung, fortzugehen, die Gegend zu verlassen; jetzt, wo ich dich wiederhabe, kannst du doch nicht glauben, daß ich sie wahrmachen könnte. Ach, eher trüge ich dich fort auf meinen Schultern ... Die anderen wissen's nicht, du aber mußt doch wissen, daß ich jetzt einzig noch an deiner Brust leben kann.«

Glück überkam sie wieder, in kindlicher Unschuld suchte sie seine Nähe, ohne die starre Kälte des Priesters zu beachten. Sie wurde ungeduldig, klatschte fröhlich in die Hände und rief:

»Entschließe dich doch, Sergius. Himmel, wieviel Zeit wir verlieren! Wozu denn all das Nachdenken! Ich nehme dich mit. Das ist doch das Natürlichste von der Welt! Wenn du nicht gesehen werden willst, gehen wir den Fluß entlang. Der Weg ist unbequem, aber allein bin ich auch durchgekommen; zu zweit können wir uns gegenseitig helfen ... Nicht

wahr, du kennst den Weg? Wir gehen über den Kirchhof, steigen herunter bis zum Ufer des Flusses, dem wir nur nachzugehen brauchen bis zum Garten. Und ungestört ist man dort unten, ganz allein. Nichts als Gestrüpp und glatte runde Kiesel gibt es da. Das Flußbett ist fast vollständig ausgetrocknet. Auf dem Hinweg dachte ich: nachher wird er bei mir sein; wir werden langsamer gehen und uns küssen ... Steh auf! Spute dich! Laß mich nicht warten, Sergius!«

Der Priester schien nichts mehr zu vernehmen. Er hatte zum Gebet zurückgefunden und erbat sich vom Himmel frommen Mut. Bevor er sich in den letzten Kampf stürzte, bewaffnete er sich mit dem Flammenschwert des Glaubens. Einen Augenblick fürchtete er schwach zu werden. Märtyrereentschlossenheit hatte er gebraucht, um sich nicht zu erheben von den Steinen, während jedes Wort Albines ihn rief. Sein Herz ersehnte sie, sein ganzes Blut geriet in Wallung und trieb ihn in ihre Arme, mit dem unwiderstehlichen Wunsch, ihr Haar zu küssen. Ihr Hauch allein hatte in einer Sekunde die Erinnerung vorüberziehen lassen ihrer Zärtlichkeiten, den großen Garten, Spaziergänge unter Bäumen, die Freudigkeit ihrer Vereinigung. Aber reich betaute ihn die Gnade; nur eine kleine Weile sog die Qual aus seinen Adern das Blut; nichts Menschliches hatte noch Macht über ihn. Nichts mehr war er als Gottes Eigentum.

Albine mußte ihn nochmals an der Schulter berühren. Unruhe befiel sie, und sie begann unwillig zu werden.

»Warum gibst du mir keine Antwort? Du kannst nicht nein sagen, du mußt mit mir gehen ... Bedenke, daß ich sterben müßte, wenn du mir nicht folgst. Aber das ist ja nicht möglich. Erwinnere dich. Wir waren zusammen, wollten nie auseinander gehen. Und zwanzigmal hast du dich verschenkt. Du sagtest, ich sollte ganz dich hinnehmen, deine Glieder, deinen Atem, dein Leben ... Ich habe das doch nicht geträumt. Keine Stelle gibt es auf deinem Körper, die du mir nicht geschenkt hattest, kein Haar auf deinem Haupt, das ich nicht besaß. Du hast ein Mal auf der linken Schulter, ich habe es geküßt, es gehört mir. Deine Hände sind mein, tagelang habe ich sie in meinen Händen gehalten. Und dein Gesicht, deine Augen, deine Lippen, deine Stirne, alles gehörte mir; ich habe darüber verfügt für meine Zärtlichkeit ... Hörst du mich, Sergius?«

Herrisch reckte sie sich vor ihm auf, mit ausgestreckten Armen. Lauter wiederholte sie:

»Hörst du mich, Sergius? Du gehörst mir!«

Da stand der Abbé Mouret langsam auf, lehnte sich an den Altar und sagte:

»Nein, Sie irren. Ich gehöre Gott.«

Er war vollkommen gefaßt. Sein glattes Gesicht glich dem Antlitz eines steinernen Heiligen, dessen Frieden keinerlei Hitze des Leibes stört. Geradfaltig fiel seine Sutane nieder, wie schwarzes Totenhemd, ohne das Geringste erraten zu lassen von seiner Körperlichkeit. Albine schrak zurück beim Anblick des düsteren Gespenstes ihrer Liebe. Wo denn war sein freies Haar, sein Bart? Jetzt gewahrte sie inmitten der verschnittenen Haare das fahle Mal der Tonsur, es schreckte sie wie fremdartige Krankheit, eine häßliche Wunde, aufgebrochen, um die Erinnerung aufzuzehren an die glückliche Zeit. Seine sonst liebesheißen Hände erkannte sie nicht mehr, auch den froh durchklungenen, beweglichen Hals nicht, auch nicht die gewandten Füße, deren Lauf in grüne Tiefen ging. War dies denn der kräftige Bursche, dessen offener Hemdkragen den Flaum auf der Brust sehen

ließ, mit sonnenblühender Haut, lebendurchzitterten Gliedern, in dessen Umarmung sie schöne Zeiten durchlebte? Jetzt schien er allen Fleisches bar, schändlich bar aller Behaarung, seine Männlichkeit verdorrte unter dem Weiberkleid, das ihn geschlechtslos erscheinen ließ.

»Oh,« murmelte sie, »ich habe Angst vor dir ... Hast du geglaubt, ich sei tot, daß du Trauer trägst? Wirf das schwarze Ding weg und zieh ein Hemd an. Dann kannst du die Ärmel aufstreifen, und wir können wie ehemals Krebse fangen ... Deine Arme waren ebenso hell als die meinen.«

Sie hatte die Hand nach der Sutane ausgestreckt, wie um den Stoff abzureißen. Er wies sie zurück. Ohne sie zu berühren, wies er sie zurück. Er betrachtete sie, festigte sich gegen die Versuchung, ließ sie nicht aus den Augen. Sie schien ihm gewachsen. Das Mädchen mit den Sträußen wilder Blumen, das zigeunerhaft in den Wind lachte, war sie nicht mehr, auch nicht die weißgekleidete Verliebte, die schlank geneigt den zärtlich wiegenden Gang verlangsamte hinter den Hecken. Fruchtflaumig überblendete es ihre Wangen, ihre Hüften waren schwellend gerundet, ihr Busen erblühte wie eine saftreiche Blume. Fraulich war sie mit länglichem Antlitz, über dem ein heller Glanz lag von Fruchtbarkeit. Das Leben schlummerte in ihren sich breitenen Flanken. Bis in die Wangen, an die Oberfläche der Haut war die lockende Reife ihres Fleisches gestiegen. Dem Priester, ganz eingewoben in den leidenschaftlichen Duft ihrer reifenden Weiblichkeit, verursachte es bittere Freude, der Liebkosung dieser Mundröte, diesen lachenden Augen, der verführerischen Brust zu widerstehen, aller Lockung, die jeder Bewegung entströmte. Er trieb die Tollkühnheit so weit, die Stellen mit dem Blick zu suchen, die er vormals voll Überschwang geküßt hatte, die Augen, die Mundwinkel, die schmalen atlasartigen Schläfen, den Ambranacken, wie weicher Sammet. Niemals, selbst nicht in Albines Armen, hatte er solche Glückseligkeit empfunden wie jetzt, da er sich kasteite, angesichts dieser Liebesglut, die er zurückwies. Dann fürchtete er, sich so in neuer Falle der Fleischlichkeit zu verfangen, senkte die Augen und sagte sanft:

»Ich kann hier nicht zu Ihnen reden. Wir wollen hinausgehen, wenn Sie durchaus unser beider Leiden vergrößern wollen ... Unsere Gegenwart an diesem Ort ist ein Ärgernis. Wir sind in Gottes Haus.«

»Wer ist das, Gott?« rief Albine außer sich, war wieder das fessellos wild aufgewachsene Mädchen. »Ich kenne ihn nicht, deinen Gott, und will ihn nicht kennen, wenn er dich mir nimmt, die ich ihm nie etwas zuleide tat. Onkel Jeanbernat hat also recht, wenn er sagt, dein Gott sei eine böse Erfindung, um die Leute zu schrecken und sie unglücklich zu machen ... Du lügst, du liebst mich nicht mehr, deinen Gott gibt es nicht!«

»Sie sind in seinem Haus,« wiederholte der Abbé Mouret mit Nachdruck. »Er könnte Sie mit einem Hauch in Staub verwandeln.«

Sie erhob ein helles Gelächter, breitete die Arme und bot dem Himmel Trotz.

»So ist dein Gott dir also lieber als ich? Du hältst ihn für stärker als mich. Du willst dir einreden, mehr als ich liebte er dich ... Kindisch bist du. Laß doch diese Torheiten. Zusammen werden wir in den Garten zurückfinden und uns lieben, glücklich und frei sein. Das ist Leben.«

Diesmal war es ihr gelungen, ihn zu umschlingen. Sie zog ihn fort. Er machte sich aber

los, in ihrer Berührung erbebend, lehnte sich wieder an den Altar, vergaß sich und redete wie ehemals sie wieder mit du an.

»Geh,« stammelte er, »geh, wenn du mich noch etwas liebst ... O Herr, vergib ihr, vergib mir die Besudelung deines Hauses. Ginge ich ihr nach über die Schwelle, folgte ich ihr vielleicht. Hier in deinem Haus bin ich stärker. Gestatte mir zu bleiben und dich zu verteidigen.«

Albine schwieg eine kurze Weile, dann sagte sie mit ruhigerer Stimme:

»Gut, bleiben wir ... Ich will mit dir reden. Du kannst doch nicht schlecht sein. Du wirst mich verstehen. Du wirst mich nicht allein ziehen lassen ... Nein, wehre dich nicht, ich rühre dich nicht mehr an, da dir das weh zu tun scheint. Du siehst, ich bin ganz ruhig. Wir werden leise zusammen sprechen wie damals, als wir unsern Weg verloren und ihn nicht suchten, um länger miteinander reden zu können.«

Sie lächelte und fuhr fort:

»Ich weiß nur, Onkel Jeanbernat verbot mir, in die Kirche zu gehen. Er sagte: ›Dumme Person, was hast du denn in dem stickigen Gemäuer zu schaffen, wenn du doch einen Garten hast?‹ ... Zufrieden bin ich aufgewachsen. Ich habe die Nester betrachtet, ohne die Eier anzutasten. Nicht einmal die Blumen habe ich abgepflückt, aus Angst, ihnen wehe zu tun. Du weißt, daß ich nie ein Insekt fing, um es zu quälen ... Warum also sollte Gott mir zürnen?«

»Wir müssen ihn kennen, zu ihm beten, ihm allstündlich die Verehrung erweisen, die ihm gebührt,« erwiderte der Priester.

»Würdest du dann mit mir zufrieden sein?« fragte sie. »Würdest du mir verzeihen und mich wieder liebhaben? Wohl, ich will alles, was du willst. Erzähle mir von Gott, ich werde an ihn glauben und ihn anbeten. Jedes deiner Worte wird für mich eine Wahrheit sein, die ich auf den Knien anhören will. Habe ich denn jemals andere Gedanken gedacht als die deinen? ... Wir werden unsere weiten Gänge wieder aufnehmen, du wirst mich unterrichten, du wirst aus mir machen, was du willst. Oh, ich bitte dich, sag ja!«

Der Abbé deutete auf seine Sutane.

»Ich kann nicht,« sagte er einfach, »ich bin Priester.«

»Priester?« sprach sie nach, und ihr Lächeln schwand. »Doch, der Onkel behauptet, Priester hätten weder Frau, Schwester noch Mutter. So ist das also wahr? Aber warum bist du gekommen? Du hast mich doch zu deiner Schwester, deiner Frau gemacht. Hast du denn gelogen?«

Er hob sein bleiches Gesicht, auf dem Angstschweiß perlte.

»Ich habe gesündigt,« flüsterte er.

»Als ich dich so in Freiheit sah, dachte ich, du seist nicht mehr Priester. Ich dachte, damit sei es nun zu Ende, und du bliebest nun immer da, für mich und mit mir... Und was soll ich jetzt tun, wenn du mir alles fort nimmst?«

»Was auch ich tue,« antwortete er, »knien bis zum Tod und nicht aufstehen, bevor nicht Gott verziehen hat.«

»Bist du denn ein Feigling?« sagte sie, wieder zornig werdend und mit verächtlich zuckenden Lippen. Er wankte und schwieg. Ein schrecklicher Schmerz schnürte ihm den Hals zu; er aber blieb stärker als der Schmerz. Er hielt den Kopf hoch, fast wie ein Lächeln umzog es seine zitternden Lippen. Albine betrachtete ihn eine Weile starr und herausfordernd. Dann wieder beghrend:

»So antworte doch, klage mich an, sag', daß ich dich verführt habe. Das wird das Ganze krönen ... Verteidige dich, ich will es. Du kannst mich ja schlagen. Schläge wären mir lieber als diese leichenhafte Starrheit. Hast du kein Blut mehr? Hast du nicht gehört, daß ich dich Feigling nannte? Ja, niederträchtig feige bist du, nicht lieben durftest du mich, wenn du kein Mann sein darfst ... Behindert dich dein schwarzes Kleid? Reiß es herunter. Wenn du nackt bist, wird dir vielleicht anders zumute werden.«

Der Priester wiederholte langsam die gleichen Worte:

»Ich habe gesündigt und entschuldige mein Tun nicht. Ich bereue meine Verfehlung, ohne auf Vergebung zu hoffen. Risse ich mein Kleid von mir, so risse ich mein Fleisch von mir, weil ich mich Gott ganz gegeben habe, mit Seele und Leib, ich bin Priester.«

»Und ich? Was wird aus mir?« rief Albine ein letztes Mal.

Er senkte den Kopf nicht.

»Ihr Leiden möge mir als gleiches Maß von Schuld angerechnet werden! Ewige Verdammnis soll mich treffen für die Verlassenheit, der ich Sie preisgeben muß. Es wäre gerecht. In aller Unwürdigkeit bete ich für Sie allabendlich.«

In unendlicher Mutlosigkeit zuckte sie die Achseln. Ihr Zorn ließ nach. Sie empfand fast Mitleid.

»Du bist nicht bei Verstand,« murmelte sie, »du wirst zur Einsicht kommen. Was soll ich mit deinen Gebeten. Dich will ich ... Wirst du es denn nie einsehen? Ich hatte dir vieles zu sagen! Und du stehst da und bringst mich auf mit deinem Gefasel vom Jenseits ... Nun, wir wollen beide versuchen vernünftig zu sein. Wir wollen warten, bis wir ruhiger geworden sind. Dann sprechen wir uns wieder ... Ich kann doch nicht so von dir gehen, ich kann dich doch hier nicht lassen. Weil du hier stehst, bist du wie tot, so kalt, daß ich dich nicht anzufassen wage ... Warten wir mit dem Reden.«

Sie schwieg und tat einige Schritte, sah sich in der kleinen Kirche um. Immer noch überrieselte der Regen aschengrau die Scheiben. Naßdurchdampftes kaltes Licht schien die Winde zu feuchten. Von außen drang kein Laut herein außer dem einförmigen Rauschen des Regens. Die Spatzen hatten sich wohl unter die Dachsparren geflüchtet, unbestimmt reckte die Eberesche ihre von Wasserstürzen durchfeuchteten Äste. Es schlug fünf Uhr; ein Schlag nach dem anderen entriß sich dem gesprungenen Uhrgehäuse; dann vertiefte sich das Schweigen noch, wurde erstickender, betäubender, verzweiflungsvoller. Der kaum getrocknete Anstrich gab dem Hauptaltar und allem Holzwerk eine trübe Sauberkeit, wie in nie durchsonnter Klosterkapelle sah es aus. Tödliche Trübe füllte das Schiff, durchfleckt vom Blut, das die Glieder der großen Christusfigur überrann, während an den Mauern die vierzehn Bilder der Passion, gelb-, rotbekleckst, ihr schauervolles Trauerspiel wiesen. Hier verschmachtete das Leben, in diesem Todesgrauen, auf diesen gräberhaften Altären, inmitten dieser Kahlheit eines Leichenkellers. Alles sprach von

Hinrichtung, Nacht, Angst, Vernichtung und Aufhören. Ein letztes Weihrauchwehen zog wie letzter zärtlicher Atemzug einer Verstorbenen, über der sich Steinplatten eifersüchtig schlossen.

»Ach,« sagte Albine endlich, »wie schön war es in der Sonne, entsinnst du dich nicht? Eines Morgens gingen wir zur Linken des großen Beetes an hoher Rosenhecke entlang. Ich entsinne mich der Färbung des Grases; fast blau sah es aus, hellgrün bestreift. Als wir ans Ende der Hecke kamen, gingen wir den gleichen Weg nochmals zurück, so süß duftete es in der Sonne. Und das blieb an diesem Morgen unser ganzer Spaziergang: zwanzig Schritte vor, zwanzig zurück. Ein Winkel Glückseligkeit, von dem du dich nicht trennen konntest. Die Honighummeln summten, eine Meise flog uns nach, sie hüpfte von Ast zu Ast; Scharen von Tieren regten sich geschäftig. Du sagtest leise: ›Wie gut, wie schön ist das Leben!‹ Das Leben waren Gräser, Bäume und Gewässer, der Himmel und die Sonne, in der wir ganz weiß aussahen und goldhaarig.«

Sie träumte eine Weile vor sich hin und begann wieder:

»Leben! Das Paradeis war's. Wie es uns groß vorkam! Nie kamen wir ans Ende. Die Blätter wogten bis zum Horizont, frei rauschend wie Wellen. Und welche Bläue über uns! Wir konnten uns recken, auffliegen, mit den Wolken ziehen, unbehindert gleich ihnen. Die Luft gehörte uns ... «

Sie hielt inne und deutete nach den niedrigen Gewölben der Kirche.

»Und hier bist du in einer Grube. Du kannst die Arme nicht ausbreiten, ohne dir die Hände an den Steinen zu zerschneiden. Das Gewölbe verdeckt dir den Himmel, nimmt dir deinen Sonnenanteil. So eng ist es hier, daß die Glieder sich dir steifen, als lägest du lebend im Grab.«

»Nein,« sagte der Priester, »die Kirche ist weit wie die Welt. Gott kann sie ganz erfüllen.«

Müde hob sie die Hand und zeigte auf die Kreuze, die sterbenden Heilande und Martern der Passion.

»Umgeben von Todesdingen lebst du. Gräser, Bäume, Wasser, Sonne und Himmel liegen im Sterben in allem, was dich umgibt.«

»Nein, alles lebt wieder auf, läutert sich, steigt empor zur Quelle allen Lichtes.«

Er hatte sich flammenden Auges aufgerichtet, trat fort vom Altar, jetzt war er unbezwinglich, von solchem Glaubensfeuerdurchglüht, daß er der Gefahren nicht mehr achthatte. Er nahm Albine bei der Hand, sagte brüderlich du zu ihr und führte sie vor die leidensvollen Bilder des Kreuzweges.

»Sieh hier,« sagte er, »was mein Gott erlitt ... Jesus wird mit Ruten geschlagen. Du siehst, seine Schultern sind nackt, sein Fleisch ist zerrissen, das Blut rinnt ihm über die Lenden ... Jesus wird mit Dornen gekrönt! Rote Tränen rinnen von seiner durchbohrten Stirne. Ein großer Riß klafft ihm an der Schläfe... Jesus wird von den Soldaten verspottet. Seine Henker haben ihm voll Hohn einen Purpurfetzen übergeworfen, sie bespeien sein Antlitz und geben ihm Backenstrieche, mit Binsenruten schlagen sie ihn und treiben ihm die Dornenkrone tiefer in die Stirne.«

Albine drehte den Kopf zur Seite, um die rohausgemalten Schilderungen nicht sehen zu müssen, auf denen karminrote Striemen das ockrige Fleisch Jesu zerschnitten. Der Purpurmantel an seinem Hals erschien wie ein Fetzen seiner geschundenen Haut.

»Wozu leiden, wozu sterben?« sagte sie als Antwort. »Oh, Sergius! Weißt du denn nicht mehr? ... An jenem Tag sagtest du mir, du seiest müde. Ich wußte ganz gut, daß du die Unwahrheit sagtest, weil ein frischer Wind wehte und wir nicht mehr als eine Viertelstunde unterwegs waren. Du wolltest aber ruhen, um mich in deine Arme nehmen zu können. Du weißt, ganz hinten im Obstgarten steht ein Kirschbaum am Bachufer, an dem du nicht vorübergehen konntest, ohne Lust zu bekommen, mir die Hände zu küssen, mit Küssen, die bis zu den Schultern emporglitten, und von da bis zu den Lippen. Die Kirschenzeitwar vorüber, da entschädigtest du dich an meinen Lippen ... Wir weinten über die welkenden Blumen. Als du eines Tages im Gras einen toten Vogel fandest, wurdest du ganz blaß und rissest mich an deine Brust, so, als wolltest du der Erde verwehren, auch mich zu verschlingen.«

Der Priester zog sie vor die anderen Stationsbilder des Leidensweges.

»Schweig,« rief er, »schau' noch dies, schenk' mir noch Gehör. Du mußt vor Schmerz und Mitleid in den Staub sinken ... Jesus fällt unter der Last seines Kreuzes. Der Anstieg zum Kalvarienberg ist steil. Er ist in die Knie gebrochen. Er wischt sich nicht einmal den Schweiß vom Antlitz, sondern rafft sich auf, geht weiter seinen Weg ... Zum zweitenmal fällt Jesus unter der Kreuzeslast zusammen. Er wankt bei jedem Schritt. Diesmal ist er so hart auf die Flanke gestürzt, daß der Atem eine kurze Weile aussetzt. Seine zerrissenen Hände haben das Kreuz fahren lassen. Seine blutigen Füße hinterlassen blutige Spuren im Sand. Eine furchtbare Mattigkeit zieht ihn nieder, denn auf den Schultern trägt er die Sünden der Welt... «

Albine hatte einen Blick über Jesus gleiten lassen, der in blauem Rock hingestreckt unter dem übermäßig großen Kreuz lag, dessen Schwärze auslief und das Gold seines Heiligenscheines trübte. Dann sagte sie mit verlorenem Blick:

»Oh, die Wiesenwege! ... Hast du das Gedächtnis denn verloren, Sergius? Erinnerst du dich nicht mehr der mit seinem Gras bestandenen Wege, die sich die Wiesen entlang ziehen, in den großen Seen aus Grün? An jenem Nachmittag, von dem ich reden will, beabsichtigten wir nicht länger als eine Stunde auszugehen, gingen dann aber immer weiter, immer weiter geradeaus, so daß die aufblinkenden Sterne uns immer noch unterwegs fanden. So weich breitete sich dieser endlose seidengeschmeidige Teppich, unsere Füße stießen an keinen Stein. Wie ein grünes Meer dehnte es sich, dessen Wasserschäume uns wiegten. Und wir wußten genau, wohin uns diese weichen ziellosen Wege führten. Sie führten uns hinein in unsere Liebe, in die Freude, Hand in Hand zu leben, in die Gesicherheit eines glücklichen Tages ... Unermüdet kehrten wir heim. Leichtfüßiger als beim Aufbruch fühltest du dich, weil du mir deine Liebkosungen geschenkt hattest und ich sie dir nicht alle zurückgeben konnte.«

Mit erregt zitternden Händen wies der Abbé Mouret die letzten Bilder. Er stammelte:

»Jesus wird ans Kreuz geschlagen. Hammerschläge drängen die Nägel in seine wunden Hände. Ein einziger Nagel muß genügen für die Füße, deren Knochen knacken. Und während sein Fleisch sich in Krämpfen windet, lächelt er mit zum Himmel gewandtem

Blick ... Jesus findet sich zwischen den beiden Schächern. Durch das Gewicht seines Körpers werden ihm die Wunden entsetzlich weit aufgerissen, seiner Stirne, seinen Gliedern entropft Blutschweiß. Die beiden Schächer beschimpfen ihn, die Vorübergehenden spotten seiner, die Soldaten teilen seine Kleider. Und Finsternis breitet sich, die Sonne dunkelt... Jesus stirbt am Kreuz. Ein lauter Schrei entfährt ihm, er gibt den Geist auf. O schauervoller Tod! Der Vorhang des Tempels reißt mitten durch, von oben bis unten, die Erde erzittert, die Felsen bersten, die Gräber tun sich auf... «

Er war auf die Knie gefallen, Schluchzen brach seine Stimme, sein Blick richtete sich auf die drei Kreuze des Kalvarienberges, an denen sich fahle Leiber Gemarterter wanden, in der rohen Darstellung schauerlich entfleischt. Albine trat vor die Bilder, damit er sie nicht mehr sehen sollte.

»An einem langen Dämmerabend hatte ich meinen Kopf auf deine Knie gebettet. Im Wald war es, am Ende jener großen Kastanienallee, die von den letzten Strahlen des Sonnenuntergangs durchflochten war. O Welch zärtlicher Abschied! Die Sonne zauderte uns zu Füßen mit einem Freudenlächeln und sagte auf Wiedersehen. Langsam erblaßte der Himmel. Lachend erzählte ich dir, er zöge sein blaues Gewand aus und lege sein schwarzes, goldenbeblumtes an, um sich zur Abendgesellschaft zu schmücken. Du aber sahst nach den Schatten, konntest das Alleinsein nicht erwarten, ohne Sonnenstörung. Und Nacht sank nicht, sondern sanfte Verschwiegenheit, verschleierte Zärtlichkeit, ein Geheimnisweben wie in sehr düsteren blätterüberhangenen Wegen, die man betritt, um sich eine kleine Weile zu verstecken, sicher am anderen Ende die helle Tagesfreudigkeit wiederzufinden. Das ruhig-blasse Verdämmern jenes Abends schien einen schönen Morgen zu versprechen ... Ich tat, als schlief ich ein, da ich sah, daß der Tag dir nicht schnell genug verging. Jetzt kann ich es ja sagen, ich schlief nicht, als du mich auf die Augen küßtest. Ich genoß deine Küsse. Ich mußte an mich halten, um nicht aufzulachen. Du trankst meinen regelmäßigen Atem. Als es dann Nacht wurde, war es wie ein langes Wiegenlied. Die Bäume, siehst du, schliefen ebensowenig als ich ... In der Nacht, du weißt es wohl noch, dufteten die Blumen stärker.«

Und da er immer noch kniete mit tränenüberströmtem Antlitz, griff sie ihn um die Handgelenke und zog ihn in die Höhe, leidenschaftlich fortfahrend:

»Oh, wenn du wüßtest, was ich weiß, würdest du mich anflehen, dich mit fortzunehmen, du würdest fest deine Arme um meinen Hals schlingen, damit ich nicht ohne dich fortgehen könnte... Gestern wollte ich den Garten wieder sehen. Er ist noch größer, noch tiefer und unergründlicher als wir dachten. Ich habe neue Düfte von solcher Süßigkeit entdeckt, weinen mußte ich. In den Alleen ist Sonnenregen über mich gefallen, wie ein Schauer von Wünschen. Die Rosen haben mir von dir gesprochen. Die Blutfinken erstaunten, daß ich einsam war. Durch den Garten ging ein Seufzen ... O komm, nie hat der Rasen weichere Lager gebreitet. Ich habe das Versteck, zu dem ich dich geleiten will, mit einer Blume bezeichnet; inmitten eines Dickichts ist es, eine grüne Höhle, wie ein breites Bett. Dort kann man das Leben des Gartens belauschen, Bäume, Wasser, Himmel. Der ureigene Atem der Erde selbst wird uns einwiegen ... O komm, wir werden uns lieben in der Liebe des Alls.«

Er stieß sie zurück. Wieder stand er vor der Totenkapelle, gegenüber der großen Christusfigur aus bemalter Papiermasse, hoch wie ein zehnjähriges Kind, deren

Todeskampf so entsetzlich naturwahr sich darstellte. Eisern sahen die Nägel aus, die Wunden klafften grauenhaft aufgerissen.

»Jesus, der du für uns gestorben bist, sag' ihr, wie nichtig wir sind!« rief er. »Sag' ihr, daß wir Staub sind, Unrat und Verworfenheit! Ach, erlaube mir, daß ich das Haupt mir verhülle mit einem Büßerhemd, daß ich meine Stirne auf deine Füße lege, daß ich dort ausharre, bis der Tod mich verdirbt. Die Erde nehm' ich nicht mehr wahr. Die Sonne wird erloschen sein. Ich werde nichts mehr sehen und hören. Nichts von dieser elenden Welt wird meine Seele ablenken können von der Anbetung zu dir.«

Er geriet mehr und mehr in Verzückung. Mit erhobenen Händen ging er auf Albine zu.

»Du hast recht, der Tod wohnt hier, den Tod ersehne ich, den befreienden Tod, der aus aller Verdorbenheit erlöst ... Hörst du, ich verneine das Leben, weise es ab, bespeie es. Deine Blumen stinken, deine Sonne blendet, was sich lagert in deinem Gras, wird aussätzig, dein Garten ist ein Beinhaus, wo Gestorbenes in Fäulnis übergeht. Die Erde trieft von Abscheulichkeit. Du lügst, wenn du von Liebe, von Licht und Glückseligkeit sprichst in der Tiefe deiner grünen Paläste. Nur Finsternis gibt es bei dir. Deine Bäume sondern Gift aus, das die Menschen in Tiere verwandelt; deine Gehölze sind dunkel vom Gifte der Vipern; die Pest wogt unterm blauen Gewässer deiner Flüsse. Wenn ich deiner Natur ihr Sonnenkleid, ihren Blättergürtel abreißen könnte, so sähest du sie in furienhafter Häßlichkeit, wie eine Megäre, unheimlich leichenhaft und ganz zerfressen von Lastern. Und sagtest du auch wahr und wären deine Hände mit Freuden erfüllt, entführtest du mich auf ein Lager von Rosen, um mir dort paradiesische Träume zu schenken, so würde ich mich verzweifelter noch deiner Umarmung erwehren. Krieg ist zwischen uns, unerbittlich, seit Jahrtausenden. Sieh dich um, die Kirche ist unscheinbar, sie ist armselig und häßlich; Beichtstuhl und Kanzel sind aus Eichenholz, jene Altäre sind aus vier Brettern zusammengeschlagen, die ich selbst angestrichen habe. Was liegt daran? Größer ist sie als dein Garten, dies Tal, größer als die ganze Erde. Eine furchtbare Festung ist sie und uneinnehmbar. Winde, Sonnen, Wälder und Wasser, alles Lebendige mag noch so anstürmen gegen sie, aufgerichtet wird sie bleiben und nicht einmal erbeben. Ja, laßt das Gestrüpp emporschießen, rütteln an den Mauern mit stacheligen Armen, laßt aus Erdspalten wimmelnde Insekten kriechen und die Mauern benagen, niemals wird die Kirche, sei sie auch noch so verödet, untergehen im Strudel des Lebens! Sie ist unerbittlich wie der Tod ... Und willst du wissen, was eines Tages geschehen wird? Die kleine Kirche wird sich so riesenhaft dehnen, sie wird solchen Schatten werfen, daß die gesamte Natur zugrunde gehen muß. O Tod, Alltod, der Himmel reißt auf, um die Seelen aufzunehmen über den Schreckenstrümmern der Welt!«

Er schrie fast und drängte Albine heftig nach der Tür. Sie war tief erblaßt und wich Schritt für Schritt zurück. Als er schwieg, weil ihm die Stimme versagte, sagte sie ernst:

»So ist es also aus, du jagst mich fort? ... Und doch bin ich dein Weib. Du hast mich dazu gemacht. Wenn Gott dies zuließ, kann er uns so hart nicht strafen wollen.«

Sie stand auf der Schwelle und sagte noch:

»Höre, alle Tage bei Sonnenuntergang werde ich bis ans Ende des Gartens gehen, zu der Stelle, wo die Mauer eingestürzt ist... Ich warte auf dich.«

Und sie ging. Die Türe der Sakristei fiel seufzend ins Schloß.

Kapitel 9

Schweigen erfüllte die Kirche. Nur der stärker aufrauschende Regen durchzitterte das Schiff wie Orgelton. In dieser jäh hereinbrechenden Stille verflog der Grimm des Priesters; Rührung überschlich ihn. Und mit tränennassem Antlitz und von Schluchzen geschüttelten Schultern warf er sich wieder vor dem großen Christusbild nieder. Glühende Danksagung entrang sich seinen Lippen.

»Dank, o mein Gott, für die Hilfe, die du gnädig mir zukommen ließest. Ohne deine Gnade hätte ich vielleicht den Ruf meines Fleisches erhört und wäre armselig versunken in Sünden. Gegürtet war ich mit deiner Gnade wie mit kriegerischem Gehänge, deine Gnade war mir Panzer und Stärke, die innerlich mich aufrechterhielt und mich nicht schwach werden ließ. O mein Gott! Du warst in mir, du sprachst aus mir, denn meine niedere Erbärmlichkeit war geschwunden, ich fühlte Kraft genug, alle Bande meines Herzens zu zerreißen. Hier ist mein blutendes Herz, es gehört nur dir allein. Um deinetwillen entriß ich es der Welt. Doch glaube nicht, o mein Gott, daß dieser Sieg mit Eitelkeit mich erfüllt, ich weiß, daß ich ohne dich nichts bin. In Demut vergehe ich zu deinen Füßen.«

Halb sitzend hatte er sich auf die Altarstufen niedergelassen, die Worte versagten ihm, wie Weihrauch ließ er seinen Atem aufwehen aus den halb geöffneten Lippen. Die Gnadenfülle versetzte ihn in unsagbares Entzücken. Er zog sich ganz in sich zurück und suchte Jesus auf in den Tiefen seines Wesens, in dem Liebesheiligtum, das er unablässig bereitete, würdig ihn aufzunehmen. Und Jesus war gegenwärtig, er fühlte es an der außerordentlichen Süße, die ihn durchdrang. Da begann er eines jener innerlichen Gespräche mit Jesu, die für ihre Dauer der Erde ihn entrückten, und redete Mund an Mund mit seinem Gott.

Er stammelte den Vers des Psalms: »Mein Geliebter ist mein und ich gehöre ihm; er schlummert unter den Lilien, bis der Tag aufdämmt und die Schatten schwinden.« Er vertiefte sich in die Worte der »Nachfolge«: »Eine große Kunst ist es, mit Jesu Zwiesprache halten zu können, und große Weisheit benötigt es, ihn sich in der Nähe zu bewahren.« Eine wonnevolle Vertrautheit hob an. Jesus ließ sich zu ihm nieder, unterhielt sich stundenlang mit ihm über seine Nöte, sein Glück und sein Hoffen. Zwei Freunde, die nach einer Trennung sich wiederfinden und abseits gehen, am Ufer irgendeines einsamen Flusses, können inniger einander sich nicht mitteilen; denn Jesus geruhte, ihm in göttlicher Ungezwungenheit Freund zu sein, der beste und treuste, der nie verriet und ihm für ein wenig Zuneigung alle Schätze des ewigen Lebens schenkte. Dieses Mal besonders wollte der Priester lange ihn festhalten. Es schlug sechs in der stummen Kirche, und immer noch lauschte er ihm inmitten des Schweigens der Kreatur.

Bekennnis des ganzen Wesens, freies Zwiegespräch ohne Sprachhemmung, selbstverständliche Herzensergüsse, die Gedanken selber zuvorkamen. Der Abbé Mouret breitete sein ganzes Wesen vor Jesu aus wie vor einem Gott, der aus innigster Zuneigung

sich eingefunden hat, und dem man alles sagen darf. Er gestand ihm, er liebe Albine immer noch; es erstaunte ihn, vermocht zu haben, sie zu mißhandeln, zu verjagen, ohne daß seine Eingeweide sich umgedreht hätten; es verwunderte ihn tief, und er lächelte ruhevoll darüber, wie in Betrachtung einer wunderbar starken Tat eines anderen. Und Jesus antwortete ihm, dies dürfe ihn nicht erstaunen, die größten Heiligen seien oft unbewußte Waffen gewesen in Gottes Hand. Dann bekundete der Abbé Besorgnis, ob es nicht armselig gewesen sei, sich zum Altar zu flüchten und bis in das göttliche Leiden des Herrn? War es nicht noch schlimmer bestellt um seinen Mut, da er allein den Kampf nicht aufzunehmen wagte? Aber Jesus erzeigte sich duldsam: er legte dar, wie unaufhörlich Gottes Hauptsorge der menschlichen Schwäche gelte, sprach von der Bevorzugung der kranken Seelen, zu denen er sich niederließ, wie ein Freund sich an das Lager eines kranken Freundes niedersetzt. War es denn verwerflich, Albine zu lieben? Nein, wenn diese Liebe über das Fleischliche hinausfand, wenn sie das Verlangen nach ewigem Leben durch ein Hoffen stärkte. Weiter, wie denn sollte er sie lieben? Ohne Worte, ohne Annäherung sollte er diese reinste Zärtlichkeit aus sich atmen lassen, wie dem Himmel genehmer Wohlgeruch. Hier lächelte Jesus gütig leise, kam geständnisheischend näher noch, so daß der Priester nach und nach wagte, ihm Albinas Schönheit genau zu beschreiben. Ihre Haare waren engelsblond. Große, sanfte Augen hatte sie und war ganz blaß, den aureolenumgebenen heiligen Frauen ähnlich. Jesus schwieg und lächelte. Und wie sie gewachsen war! Einer Königin glich sie jetzt mit ihren prachtvollen Schultern, ihrer üppigen Gestalt. Oh, sie um die Mitte zu fassen, sei es auch nur für Sekunden, zu fühlen, wie ihre Schultern sich in der Umarmung nach rückwärts bogen. Jesu Lächeln verblich, schwand wie ein Sternstrahl an Himmelsrändern. Der Abbé Mouret redete jetzt allein weiter. Fürwahr, zu hart war er gewesen. Warum denn Albine ohne ein einziges zärtliches Wort verjagen, wo doch der Himmel Liebe gestattete!

»Ich liebe sie! Ich liebe sie!« rief er außer sich mit lauter Stimme, die in der Kirche widerhallte. Er sah sie noch vor sich. Sie streckte die Arme nach ihm und war begehrenswert, alle Gelübde hätte er ihretwegen zu brechen vermocht. Und er warf sich an ihre Brust, ohne der Kirche zu achten; er umschlang ihre Glieder und besaß sie ganz unter einem Regen von Küssen. Vor ihr brach er jetzt in die Knie, bat um Barmherzigkeit und erflehte Verzeihung für seine Roheit. Er fand die Erklärung: in manchen Stunden spräche eine andere Stimme als die seine aus ihm. Hätte er sie denn sonst mißhandeln können! Einzig die fremde Stimme hatte gesprochen, nicht von ihm kamen die Worte, von ihm, der doch ohne Erbeben nicht vermocht hätte, ein Haar ihres Hauptes zu krümmen. Und doch hatte er sie verjagt, die Kirche war und blieb leer. Wohin mußte er eilen, um sie anzutreffen, zurückzuführen, um ihre Tränen mit Zärtlichkeit zu trocknen? Stärker fiel der Regen. Die Wege waren in Sümpfe verwandelt. Er stellte sie sich vor, regengepeitscht an den Gräben entlang wankend mit durchweichten Rücken, die ihr an der Haut klebten. Nein, nein, er war's nicht gewesen, der andere war es, jener Eiferer, der grausam seine Liebe zu Tode bringen wollte.

»O Jesus,« schrie er plötzlich verzweifelt auf, »sei gütig, gib sie mir zurück.«

Jesus aber war nicht mehr bei ihm... Da erblickte der Abbé Mouret tief, mit einem Ruck fand er sich zurück. Er verstand, er hatte Jesus nicht halten können. Er verlor seinen Freund, blieb wehrlos dem Verderben preisgegeben. An Stelle der inneren Klarheit, die ihn erleuchtet hatte, und in der er seinen Gott aufnahm, fand er in sich nichts mehr als

Finsternis und schlimme Dämpfe, die sein Fleisch in Wallung brachten. Jesus hatte die Gnade mit sich genommen, als er ihn verließ. Er, der seit morgens sich so gestärkt gefühlt durch himmlischen Beistand, fühlte sich nun urplötzlich elend, verlassen, kindhaft, schwach. Und welch gräßlicher Fall! Welch bitteres Sinken! Heldenhaft gekämpft zu haben, aufrecht, unbesiegbar und unerschütterlich, angesichts der Versuchung, der Lebenden mit dem üppigen Leib, den prachtvollen Schultern, dem Duft leidenschaftlicher Weiblichkeit; und dann schändlich zu unterliegen, in abscheulicher Begehrlichkeit zu keuchen, als die Versuchung wich und nichts von ihr geblieben war als ein bebender Duft blonder Haut! Und jetzt in der Erinnerung kehrte sie allmählich zurück und füllte die Kirche.

»Jesus, Jesus,« schrie der Priester ein letztes Mal. »Kehr wieder, kehr wieder in mich ein, rede zu mir!«

Jesus blieb taub. Eine Zeitlang flehte der Abbé Mouret zum Himmel mit leidenschaftlich erhobenen Armen. Seine Schultergelenke krachten in der außerordentlichen Glut seiner Beschwörungen. Bald sanken seine Arme mutlos herab. Der Himmel schwieg, die Frommen kennen dieses Schweigen. Da ließ er sich vernichtet wieder auf die Altarstufen nieder, mit erdfahlem Antlitz, drückte die Ellbogen eng an die Seiten, wie um seine Körperlichkeit zu verringern; von der Versuchung angefallen, schrumpfte er zusammen.

»Mein Gott, warum verläßt du mich?« murmelte er. »Dein Wille geschehe!«

Er sprach kein Wort mehr und atmete in lauten Stößen, wie ein gejagtes Tier, unbeweglich in Furcht vor den Bissen. Seit seiner Verfehlung war er so das Spielzeug der Gnade. Den innigsten Bitten versagte sie sich, sank unerwartet zaubervoll nieder, wenn er schon nicht mehr zu hoffen wagte, sie vor Verstreichen von Jahren zu erlangen. Die ersten Male hatte er sich empört, hatte wie ein verräterer Liebhaber gesprochen, der die unverzügliche Rückkehr jener Trösterin fordert, deren Kuß ihn so stärkt. Nach unfruchtbaren Zornausbrüchen hatte er begriffen, daß Demut weniger wehe tat und ihm einzig dazu verhelfen könnte, seine Verlassenheit zu ertragen. So erniedrigte er sich stunden-, tagelang im Erwarten einer Tröstung, die nicht kam, er mochte sich noch so in die Hand Gottes geben, sich demütigen vor ihm, bis zum Überdruß die wirksamsten Gebete sprechen: er fühlte Gott nicht mehr; seine entfesselte Sinnlichkeit erbehte im Begehren; die Gebete verwirrten sich ihm auf den Lippen und gingen unter in einem wüsten Gestammel. Tödlich langsames Kämpfen mit der Versuchung, bei dem die Glaubenswaffen ihm aus den kraftlosen Händen sanken, eine nach der anderen, bei dem er nichts mehr war als ein lebloses Ding in den Krallen der Leidenschaft, bei dem er sich entsetzt seiner ganzen Abscheulichkeit gegenüber sah, ohne auch nur den Mut zu haben, den kleinen Finger zu heben, um die Sünden zu verscheuchen. So sah sein Leben jetzt aus. Alle Angriffe der Sünde kannte er. Kein Tag verging, da er nicht heimgesucht wurde. Die Sünde wandelte sich tausendfach, drängte sich ein durch die Augen, die Ohren, griff ihn von vorne an die Brust, sprang ihm verräterisch auf die Schulter und peinigte ihn bis ins tiefste Mark. Immerwährend war ihm die Verfehlung gegenwärtig, die Nacktheit Albines, wie eine Sonne aufstrahlend und durchleuchtend das Grün des Paradies. Unablässig sah er sie so vor sich, außer in den seltenen Augenblicken, da die Gnade ihm die Lider schloß mit kühlender Liebkosung. Er verbarg sein Leiden wie eine schändliche Krankheit,

sonderte sich ab in jenem bleichen Schweigen, dem man ihm nicht zu entreißen vermochte, und erfüllte das Pfarrhaus mit seinem Märtyrertum, seinem Bescheiden, so daß die Teusin fast außer sich geriet und hinter seinem Rücken dem Himmel eine Faust machte. Diesmal war er allein und konnte ohne Scheu sich dem tödlichen Ringen überantworten. Die Sünde hatte ihn so hart angefaßt, daß ihm keine Kraft blieb, sich von der Altarstufe zu erheben, auf die er niedergefallen war. Er fuhr fort, hörbar zu atmen, heiß vor Angst und tränenlos. Und er gedachte seines früheren, friedvollen Lebens. Ach, welcher Friede, welche Zuversicht noch bei seiner Ankunft im Artaud! Das Heil war ihm vorgekommen wie eine breite, bequeme Straße. Zu jener Zeit hatte er gelacht, wenn man von der Versuchung sprach. Er lebte, umringt von Sündigkeit, ohne sie zu kennen, ohne sie zu fürchten, im sicheren Gefühl, sie überwinden zu können. Er war ein vollkommener Priester, so keusch, so unwissend vor Gott, daß Gott ihn an der Hand geleitete wie ein kleines Kind. Jetzt war von dieser Kindlichkeit nichts mehr geblieben. Gott suchte ihn heim am Morgen und stellte ihn gleich auf die Probe. Sein ganzes irdisches Leben wurde Versuchung. Mit dem Sündenfall, dem vorrückenden Alter, trat er ein in den ewigen Kampf. War es, weil Gott zu dieser Stunde ihm mehr zugetan war? Alle großen Heiligen haben Fetzen ihres Fleisches gelassen in den Dornen des Leidensweges. Er versuchte, aus dieser Wissenschaft sich eine Tröstung zu schaffen. Bei jedem Zerreißen seines Fleisches, jedem Krachen seiner Knochen versprach er sich wunderbaren Lohn. Niemals konnte der Himmel ihn genugsam heimsuchen. Er ging so weit, seine frühere Ruhe geringzuschätzen, unerkämpfte Innigkeit, die ihn in mädchenhaftem Entzücken auf die Knie warf, ohne daß er sogar die Kühle des Bodens in seinen Knien empfunden hatte. Er brachte es fertig, eine Lust zu finden in den Tiefen des Leidens, und dort sich zur Ruhe zu begeben und zu schlafen. Aber während er Gott lobte, schlugen seine Zähne stärker aufeinander, die Stimme seines empörten Blutes rief ihm zu, all dies sei Lüge, die einzig zu ersehende Freude sei, in den Armen Albines niederzusinken hinter blühenden Hecken des Paradies.

Und doch hatte er Maria um Jesu willen verlassen, hatte sein Herz geopfert, um sein Fleisch zu überwinden; er träumte, seinen Glauben mit mehr Männlichkeit zu erfüllen. Maria mit den schmalen Scheiteln und ausgestreckten Händen, ihrem fraulichen Lächeln, erregte ihn zu sehr. Er vermochte nicht, vor ihr zu knien ohne die Augen senken zu müssen, aus Furcht, nach dem Saum ihrer Röcke zu schielen. Auch klagte er sie an, ehemals zu sänftiglich mit ihm verfahren zu sein, so lange hatte sie ihn in den Falten ihres Gewandes bewahrt, daß er sich aus ihren Armen in die Arme der Kreatur gleiten ließ, ohne auch nur gewahr zu werden, daß sein zärtliches Gefühl sich verstellte. Und er rief sich die Roheiten des Bruders Archangias ins Gedächtnis, seine Weigerung, Maria zu verehren, den mißtrauischen Blick, mit dem er sie zu überwachen schien. Er verzweifelte daran, jemals bis zu dieser Härte vorzudringen; er verließ sie einfach, versteckte ihre Bilder, floh ihren Altar. Auf dem Grund seines Herzens aber bewahrte er sie wie eine uneingestandene, immer gegenwärtige Liebe. Die Sünde bediente sich ihrer, um ihn zu versuchen in schrecklicher, ihn niederschmetternder Lästerlichkeit. Rief er sie in manchen Stunden unbesiegbarer Hinneigung wieder an, war es Albine, die sich zeigte, im weißen Schleier, mit der blauverschlungenen Schärpe umgürtet, Goldrosen auf den nackten Füßen. Alle Bilder der Jungfrau, die Jungfrau im goldenen Königsmantel, die sterngekrönte Jungfrau, die vom Verkündigungengel heimgesuchte Jungfrau, die Friedensjungfrau mit Spindel und Lilien, ließen Erinnerungen an Albine aufsteigen, an die lächelnden Augen, den feingezeichneten Mund, die weiche Rundung der Wangen. Sein

Fall hatte der Jungfräulichkeit Marias ein Ende bereitet. So vertrieb er mit letzter Kraft die Frau aus der Religion und suchte Zuflucht in Jesus, dessen Sanftheit ihm auch zuweilen Unruhen schaffte. Ein eifernder Gott tat ihm not, ein unerbittlicher Gott, der von Donnern umprasselte Gott des Alten Testaments, der sich nur zeigt, um die entsetzte Welt zu strafen. Keine Heiligen, keine Engel, keine Gottesmutter durfte es mehr geben; nur Gott, ein allmächtiger Herrscher, der jeden Atemzug für sich in Anspruch nahm. Er fühlte, wie die Hand dieses Gottes ihm die Glieder zerbrach, ihn auf Gnade und Ungnade hielt in Raum und Zeit, wie schuldiges Atom. Ein Nichts sein, in der Vorstellung von Hölle und Verdammnis leben, fruchtlos ankämpfen gegen die Untiere der Versuchung, das war gut. Von Jesus nahm er nichts an als das Kreuz. Er nahm das Kreuz und folgte Jesus nach. Er beschwerte es noch, ließ sich zu Boden drücken von ihm, kannte keine größere Genugtuung, als unter ihm zusammenzustürzen, es kniend zu schleppen, mit brechendem Rückgrat. In ihm erblickte er die Stärkung der Seele, die Freude des Geistes, die höchste Tugend und heiligste Vollkommenheit. In seinem Zeichen erlangte man alles, alles endete im Sterben am Kreuz. Leiden, Sterben, unaufhörlich klangen ihm diese Worte im Ohr, wie das Ziel aller menschlichen Weisheit. Und hatte er sich dem Kreuz verbunden, blieb ihm die Tröstung schrankenloser Gottesliebe. Das war nicht mehr Maria, die er in Sohneszärtlichkeit liebte und mit der Glut eines Liebhabers. Um der Liebe willen liebte er, in Liebesunumschränktheit. Er liebte Gott über sich selbst hinaus, über alles, aus tiefster Lichtentschlossenheit. Er war dergestalt wie eine Kerze, die sich in Klarheit verzehrt. Der Tod, erwünschte er ihn, war für sein Anschauen nur ein großer Liebesaufschwung. In was fehlte er denn, um so starker Prüfung unterworfen zu werden? Er wischte mit der Hand den Schweiß ab, der ihm von den Schläfen rann und dachte, wie er am Morgen noch beim Prüfen seines Gewissens keinerlei schwere Vergehung hatte in sich entdecken können. Führte er nicht ein Leben voll Enthaltbarkeit und Kasteiung? Liebte er Gott nicht blind und ausschließlich? Ach, wie hätte er ihm lobgesungen, hätte er ihm endlich Ruhe beschieden und ihn für seine Missetat genugsam bestraft erachtet! Vielleicht aber konnte dies Verfehlen niemals gesühnt werden. Und gegen seinen Willen kehrten seine Gedanken zu Albine zurück, zum Paradies, zu dem sengenden Erinnern. Er begann nach Entschuldigungen zu fahnden. An einem schönen Abend stürzte er in seinem Zimmer zusammen, von einem Nervenfieber überfallen. Drei Wochen lag er vergewaltigt von diesem körperlichen Ringen. Wild durchwusch sein Blut die Adern, von Kopf bis zu Füßen, durchtobte ihn mit dem Tosen entfesselten Sturmes; vom Schädel bis zu den Fußsohlen wurde sein Körper gesäubert, erneuert, durchpulst von solchem Krankheitsfleiß, daß es ihm in seinen Fiebertagestellungen oftmals vorkam, als hörte er das Gehämmer der Arbeiter, die seine Knochen wieder zusammenflickten. Dann erwachte er eines Morgens wie neugeboren. Er trat zum zweiten Male in die Welt, befreit von allem, das fünf und zwanzig Jahre Leben in ihm abgelagert hatten. Seine Kindheitsfrömmigkeit, die Seminaristengelehrsamkeit, die Überzeugungen seines jungen Priestertums, alles war geschwunden, untergegangen, fortgespült, und hinterließ nichts als Leere. Sicherlich hatte allein die Hölle ihn der Sünde derart urbar gemacht, hatte ihm die Waffen zerbrochen, aus seinen Eingeweiden ein weichliches Lager geschaffen, dem Bösen zur Ruhestatt. Und nichts von dem wurde ihm bewußt, er ließ sich langsam der Sünde zutreiben. Als er im Paradies die Augen aufschlug, fühlte er sich wie ein Kind, ohne Erinnerung an Vergangenes, unberührt vom Priestertum. Sanft durchspielte es seine Glieder, überraschtes Entzücken Leben wieder zu beginnen, als kennten sie es nicht und erlernten es nun mit

größten Freuden. O dies bezaubernde Lernen, die entzückenden Begebenheiten, wunderbaren Entdeckungen! Das Paradeis war eine einzige Glückseligkeit. Die Hölle wußte wohl, daß er dort nicht widerstehen würde. Niemals war ihm in seiner ersten Jugend das Wachsen eine solche Lust gewesen. Rief er sich jetzt diese erste Zeit ins Gedächtnis zurück, erschien sie ihm trüb, dunkel, sonnenlos, ärmlich, blaß und ungesund. Mit welchen Gefühlen hatte er die Sonne begrüßt! Wie wunderbar erschien ihm der erste Baum, die erste Blume, das kleinste Insekt, der geringste Kiesel! Selbst den Steinen gewann er Reize ab. Der Horizont war ein unerhörtes Wunder. Durch klaren Morgen, den sein Auge eintrank, durch ein Eratmen duftenden Jasmins, belauschten Lerchensang, kamen ihm solche Erregungen, daß die Glieder ihm versagten. Stetig schaffte es ihm Vergnügen, dem Leben bis in leisestes Erzittern nachzuspüren. Und dann der Morgen unter Rosen, der ihm Albine an die Seite gebar! Noch überkam ihn entzücktes Lachen bei dieser Erinnerung. Sie tauchte auf wie ein Gestirn, der Sonne sogar erfreulich. Sie hellte alles auf, verklärte alles. Sie ergänzte ihn. Gemeinsam mit ihr beschritt er die Pfade des Paradeis, nach allen vier Windrichtungen. Er entsann sich, wie die kurzen Härchen ihr über den Nacken wehten, wenn sie ihm vorauslief. Sie roch gut, schwenkte weiche Kleider, deren Berührung lieb kostete. Wenn sie ihn mit ihren bloßen Armen umschlang, schien ihm immer, sie müsse sich um seinen Körper ranken in ihrer zarten Schlankheit und entschlafen, seiner Haut geschmiegt. Sie ging vor ihm her und geleitete ihn zu verschlungenen Pfaden, die ihren Weg verlängerten, das Ziel hinausschoben. Durch sie lernte er die Erde lieben. Sie selbst lernte er lieben durch das Betrachten der Pflanzenliebe; lange, unsichere Zärtlichkeit, deren große Freuden sie dann eines Abends kosteten unter dem mächtigen Baum, im samenrieselnden Schatten. Hier waren sie am Ziele ihrer Wanderung. Albine, hingeworfen, das Antlitz in entfesseltes Haar gebettet, streckte die Hände nach ihm. Er nahm sie in einer Umarmung. Oh, sie an sich zu reißen, sie wieder zu besitzen, ihre fruchtbar bebenden Flanken zu fühlen, Leben zu erzeugen, Gott ähnlich zu sein!

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich plötzlich dem Priester. Er bäumte sich empor wie unter Streichen unsichtbarer Geißel, dann brach er wieder in sich zusammen. Die Versuchung hatte ihn angefallen. In welche Greuel verlor sich sein Erinnern? Wußte er denn nicht, daß der Satan alle Künste kennt, daß er sich selbst die Stunden innerer Prüfung zunutze macht, um bis tief in die Seele seinen Schlangenkopf einzudrängen. An ihm war es gewesen, auf der Hut zu sein, Gott wiederzufinden nach überstandenen Fiebern. Und er hatte im Gegenteil sein Vergnügen darin gesucht, sich zu vergraben in seine Fleischlichkeit. Und welcher Beweis scheußlicher Neigungen! Er konnte seine Sünde nicht beichten, ohne wider Willen sie in Gedanken nochmals zu begehen. Konnte er dies Gräßliche nicht ersticken? Er träumte davon, sich den Schädel auszuhöhlen, um nicht mehr denken zu müssen; sich die Adern zu öffnen, um von seinem schuldvollen Blut nicht mehr gequält zu werden. Eine Weile barg er bebend sein Gesicht in den Händen und suchte die kleinsten unbedeckten Stellen seiner Haut zu decken, als wenn ihn umschnuppernde Wesen warmatmig die Haare zu Berge getrieben hätten.

Aber er mußte trotzdem nachdenken, trotz allem trieb das Blut durch sein Herz. Seine Augen, auf die er Fäuste preßte, sahen auf schwarzem Grund die fließenden Linien von Albinen Leib in Flammenlinien gemalt, ihr nackter Busen blendete wie eine Sonne. Bei jedem Versuch, die Augen einzupressen und dies Bild zu verjagen, wurde es leuchtender,

verdeutlichte sich unter Verrenkungen und lockenden Armbewegungen, die den Priester ein Angstgekreisch ausstoßen ließen. Gott verließ ihn also ganz und gar, daß es keine Zuflucht mehr für ihn gab? Und trotz Willensanspannung erlebte er die Sünde immer wieder, sie erschien mit erschreckender Klarheit. Er sah wieder die kleinsten Grashalme an den Kleidersäumen Albines, fühlte aufs neue die kleine Distel, die sich in ihrem Haar verfangen hatte und ihm die Lippen zerstach. Alles kam wieder, vom herbsüßen Geruch zerdrückter Stengel bis zu dem fernsten undeutlichsten Geräusch, dem eintönigen Ruf eines Vogels, tiefem Schweigen und Seufzen in den Bäumen. Warum traf ihn nicht gleich der Blitz des Himmels? Weniger hätte er dann leiden müssen. Er freute sich seiner Abscheulichkeit mit der Wollust eines Verdammten. Wut schüttelte ihn, vernahm er die verbrecherischen Worte, die er zu Füßen Albines ausgesprochen hatte. Sie hallten wider in dieser Stunde, um ihn anzuklagen vor Gott. Er hatte das Weib zu seinem Herrscher erkoren. Zum Sklaven des Weibes hatte er sich erniedrigt, hatte ihm die Füße geküßt und sich gewünscht, sein Trank, seine Speise zu sein. Er verstand jetzt, warum er sich nicht wieder in die Gewalt bekam. Gott überließ ihn dem Weibe. Aber er würde zuschlagen, ihm die Glieder zerbrechen, auf daß es ihn fahren ließe. Das Weib war hörig, unreines Fleisch, dem die Kirche die Seele hätte absprechen müssen. So verhärtete er sich und erhob die Fäuste gegen Albine. Aber die Fäuste öffneten sich, und die Hände glitten an nackten Schultern entlang in weichem Liebkosen, während der fluchende Mund sich in den entfesselten Haaren verirrte unter Liebesgestammel.

Der Abbé Mouret öffnete die Augen. Die gleißende Erscheinung Albines schwand. Unerhoffte, plötzliche Erleichterung. Er konnte weinen. Langsam rollten ihm Tränen über die Wangen, während er tief Atem holte, sich aber noch nicht zu bewegen wagte aus Angst, die Faust wieder im Nacken zu spüren. Immer noch vernahm er ein grimmiges Raunen hinter sich. Wie gut war es, nicht mehr so schwer zu leiden; er überließ sich dem Genuß dieses wohligen Zustandes. Draußen hatte es aufgehört zu regnen. Im rosigen Schein ging die Sonne unter, die Fenster waren wie mit rosa Seide verhängt. Die Kirche war jetzt lau durchwärmt, lebendig von scheidender Sonne durchatmet. Etwas unbestimmt dankte der Priester Gott für den ihm gnädig geschenkten Aufschub. Ein breiter Strahl, ein goldenes Stäuben durchschimmerte das Schiff, überleuchtete die Tiefe der Kirche, die Uhr, Kanzel, den Hauptaltar. Vielleicht stieg die Gnade aus den Himmeln auf diesem lichten Weg zurück zu ihm? Er betrachtete gespannt die in den Strahlen mit unerhörter Geschwindigkeit auf und nieder tanzenden Atome, die wie eine Schar geschäftiger Boten sich ausnahmen, die unablässig der Sonne Nachrichten zutrugten von der Erde. Tausend brennende Kerzen hätten die Kirche nicht mit solchem Glanz zu erfüllen vermocht. Hinterm Hochaltar spannten sich goldene Tücher; Geriesel von Goldschmuck überspülte die Altäre, Leuchter erblühten zu Strahlengarben, Weihrauchbecken schwelten Edelsteinglut, Weihgefäße erwachsen mehr und mehr zu kometischem Scheinen; und allüberall ein Regen von Lichtblüten inmitten schwirrender Spitzen, von Brokaten, Blumensträußen, Gewinden aus Rosen, deren Herzen sich aufblättern und Sterne entsinken ließen. Nie hätte er solchen Reichtum seiner armen Kirche erträumt. Er lächelte und wünschte sich, diesen Prunk festhalten zu können und ihn nach seinem Willen zu ordnen. Er hätte die Gehänge aus Goldstoff höher angebracht; auch die Gefäße waren ihm zu nachlässig verteilt; er sammelte die verstreuten Blüten, wand neue Sträuße und zog neue Bogen. Welche Pracht aber, als sich dergestalt pomphaft alles darstellte! Er wurde der Hohepriester einer neuen Kirche. Bischöfe, Fürsten, Frauen in schleppenden

Königsmänteln, fromme Scharen strömten ihm zu und beugten die Stirnen in den Staub, lagerten im Tal und warteten wochenlang, bevor sie Eintritt fanden. Man küßte ihm die Füße, weil auch sie von Gold und wundertätig waren. Das Gold stieg ihm bis zu den Knien. Ein goldenes Herz schlug ihm in der goldenen Brust mit so melodisch klarem Tönen, daß die Menge außerhalb es vernehmen konnte. Da verzückte ihn unendlicher Stolz: er wurde zum Idol.

Der Sonnenstrahl stieg immer höher, der Hochaltar flammte auf und der Priester wollte sich einreden, es müsse die Gnade sein, die ihm wiederkehrte, daß er so tiefinnerliches Freuen spürte. Das böse Raunen hinter ihm wurde schmeichlerisch. Er fühlte über seinem Nacken nur noch weiche Sammetpfoten, wie liebkosendes Streicheln einer Riesenkatze.

Und er träumte weiter. Noch nie war ihm alles so klar erschienen. Alles kam ihm ganz einfach vor, weil er sich so stark dünkte. Da Albine ihn erwartete, würde er zu ihr gehen. Das war selbstverständlich. Hatte er doch morgens den langen Fortunat und die Rosalie zusammengegeben. Die Kirche verbot die Ehe nicht. Er sah sie noch vor sich, wie sie unter seinen segnenden Händen lächelten und sich mit den Ellbogen stießen. Am Abend hatte man ihm ihr Bett gezeigt. Jedes der Worte, die er zu ihnen gesprochen hatte, tönte ihm laut in den Ohren. Dem langen Fortunat hatte er gesagt, Gott sende ihm eine Gefährtin, weil er nicht wolle, daß der Mensch allein sei. Der Rosalie sagte er, sie müsse ihrem Gatten anhängen und ihn nie verlassen und seine gehorsame Dienerin sein. Aber er sprach diese Worte auch für sich und Albine. War sie nicht seine Gefährtin, seine gehorsame Dienerin, die Gott ihm sandte, daß seine Mannheit in der Einsamkeit nicht verdorrte? Überdies waren sie ja verbunden. Es setzte ihn sehr in Erstaunen, daß er das nicht gleich verstanden hatte, daß er nicht gleich mit ihr gezogen war, wie die Pflicht es erheischte. Jetzt aber war es beschlossene Sache, schon morgen würde er sie aufsuchen. In einer halben Stunde könnte er bei ihr sein. Er durchschritte das Dorf und schlug den Feldweg ein; bei weitem der kürzeste war es; er vermochte alles, war der Herr, und niemand hatte ihm hereinzureden. Betrachtete man ihn, würde er mit einer Bewegung die Nacken sich beugen lassen. Dann lebte er mit Albine und nannte sie seine Frau. Sie würden sehr glücklich sein. Das Gold stieg wiederum höher, schimmerte ihm in den Händen. Er war ganz gebadet in Gold. Er nahm die Weihgefäße mit sich fort für seine Lebensbedürfnisse, er führte ein großartiges Leben und bezahlte seine Leute mit den ausgebrochenen Stücken aus den Kelchen; ein leiser Fingerdruck genügte, um sie abzurechen. Sein Brautbett umgab er mit den goldseidenen Vorhängen des Altars. Er schenkte seiner Frau als Schmuck die Goldherzen, Goldketten, Goldkreuze, die den Hals der Heiligen und der Jungfrau zierten. Die Kirche selbst, um ein Stockwerk erhöht, konnte ihnen zum Palast dienen. Gott würde nichts dagegen haben; er gestattete ja zu lieben. Außerdem konnte Gott ihm ganz gleichgültig sein! War er nicht göttlich in dieser Stunde, mit seinen goldenen, von der Menge geküßten, wundertätigen Füßen.

Der Abbé Mouret stand auf. Er beschrieb jene weite Bewegung, wie Jeanbernat, jene verneinende Bewegung, die die Horizonte einbezog.

»Nichts ist da, nichts, gar nichts,« sagte er, »es gibt keinen Gott!«

Wie ein Schauer durchlief es die Kirche. Todesblässe überkam neuerlich den entsetzten Priester; er lauschte.

Wer hatte gesprochen? Wer gelästert?

Das Sammetstreicheln, das er sanft über dem Nacken empfunden hatte, war plötzlich bössartig ausgeartet; Krallen fetzten das Fleisch, Blut strömte. Doch blieb er stehen und kämpfte gegen den Angriff. Er stieß Beschimpfungen aus gegen die siegreiche Sünde, die seine Schläfen umkicherte, in denen alle bösen Hämmer neu zu schlagen begannen. Waren diese Verrätereien ihm denn nicht bekannt? Wußte er denn nicht, daß sie es liebt, spielend auf ihren Pfoten anzuschleichen, um sie dann gleich Messern dem Opfer bis auf die Knochen einzutreiben? Und seine Wut verdoppelte sich bei dem Gedanken, wie ein Kind in die Falle gegangen zu sein. Würde er sich denn nie aufraffen können, würde immer die Sünde siegreich auf seiner Brust kauern? Jetzt war er so weit gekommen, Gott zu verleugnen. Das war der tödliche folgerichtige Absturz. Die Unzucht tötete den Glauben. Dann zerbröckelte das Dogma. Ein Zweifel des Fleisches, das sein Unwesen verteidigt, genügte, um den ganzen Himmel leer zu fegen. Das göttliche Gesetz wurde zum Ärgernis, die Geheimnisse erschienen lächerlich; man streckte sich zur Ruhe in einem Winkel der verstümmelten Religion und handelte seine Gotteslästerung ab, bis man sich eine Höhle ausgeschart hatte, wie ein Vieh, das seinen Kot bebrütet. Dann folgten die anderen Versuchungen: Gold, Macht, freies Leben, ein unwiderstehlicher Drang zu genießen, der alles der großen Unzucht zutrieb, die auf einem Lager von Reichtum und Stolz gebettet ist. Und man bestahl Gott. Man zerbrach die Kultgefäße, um sie weiblicher Unlauterkeit anzuhängen. Wohl! Er war verworfen. Vor nichts scheute er mehr zurück, mochte die Stimme der Sünde laut in ihm tönen. Gut war es wenigstens, daß Kampf nicht mehr vonnöten war. Die ihn vormals hinterrücks umschleichenden Ungeheuer ergingen sich jetzt in seinem Innern. Er blies sich auf, um ihr Wühlen deutlicher zu empfinden. Mit schrecklicher Freude überließ er sich ihnen. In Auflehnung schüttelte er die Faust gegen die Kirche. Nein, er glaubte nicht mehr an die Göttlichkeit Jesu, glaubte nicht mehr an die heilige Dreifaltigkeit; er glaubte nur an sich, an seine Muskeln, die Gelüste seiner Organe. Leben wollte er. Er wollte Mann sein. Ach, in frischer Luft zu laufen, stark zu sein und keinen eifersüchtigen Herrn über sich zu wissen, seine Feinde mit Steinwürfen zu töten, und die Mädchen, die vorüberkommen, in seinen Armen fortzutragen! Er würde auferstehen aus dem Grab, in das rauhe Hände ihn verstießen. Seine Mannheit müßte erwachen, die nun schlief. Und schändlicher Tod ihm, wenn sein Mannestum versiecht war. Und Gott sollte verflucht sein, wollte er ihn erlesen aus aller Kreatur und mit seinem Finger berühren, um ihn allein seinem Dienst zu weihen.

Der Priester stand aufgereckt, seine Sinne verwirrten sich. Er vermeinte, die Kirche stürze ein bei dieser neuen Lästerung. Der den Hochaltar überflutende Sonnenstreifen hatte langsam sich ausgebreitet und fachte die Mauern zu Feuersröte. Flammenzungen lohten noch höher, überleckten die Decke und schwanden in blutigem Aufleuchten. In der Kirche wurde es plötzlich vollkommen dunkel. Es war, als habe der feurige Untergang dieses Gestirns das Dach durchbrochen, die Mauern gespalten und den Angriffen des Außen gähnende Breschen ringsum aufgetan. Der düstere Rumpf schwankte in der Erwartung irgendeines furchtbaren Ansturms. Die Nacht sank schnell.

Da vernahm der Priester von weither ein Gemurmel aus der Tiefe des Artaud. Ehmals verstand er die glühende Sprache dieses feuerverzehrten Erdstriches nicht, auf dem nichts gedieh als knotig gewundene Weinstöcke, magere Mandelbäume und schwächlich verbogene Oliven. Er schritt mitten durch dies leidenschaftliche Gelände in

unbekümmerter Ahnungslosigkeit. Heute aber, wissend geworden im Fleisch, erfaßte er verstehend das leiseste Seufzen sonnengelähmter Blätter. Zuerst erzitterten in der Weite die vom Sonnenabschied noch heißen Hügel und schienen sich in Bewegung zu setzen mit dem dumpfen Rollen vorrückender Armee. Dann erhoben sich die Felsen, die Wegkiesel und alle Steine im Tal und rollten knirschend vorwärts, als ob Verlangen nach Bewegung sie vorwärts schleuderte. Darauf begannen die roten Erdlachen, die spärlich hackenbezwungenen Felder ihnen nachzutreiben, zu rollen, wie entfesselte Ströme, die in ihrem Blutfluß Samen mit sich rissen, Wurzeltriebe und pflanzliche Verschmelzung. Und bald war alles in Bewegung; die Rebenstümpfe krochen daher wie große Insekten; das magere Korn, das dürre Gras bildete sich zu lanzenbewährten Bataillonen; im Lauf verwirrten sich die Bäume, sie streckten ihre Glieder wie Ringer, die sich zum Kampf bereiten; abgefallene Blätter wanderten, der Staub der Straße wanderte. Massen, die bei jedem vordrängenden Schritt Kraftzuwachs erwarben, Sturmvolk, dessen Atem näher brunstete, essenheißes Lebenswehen, alles überwallend in Wirbeln riesenhafter Niederkunft. Plötzlich geschah der Angriff. Vom Horizont an warf sich das ganze Gelände auf die Kirche, Hügel, Felsen, Feld und Bäume. Die Kirche erbebt krachend bei erstmaligem Vorstoß. Mauern barsten und Dachgeschiefer fiel.

Es gab einen kurzen Stillstand. Von draußen lärmten Stimmen in steigender Wut. Der Priester konnte jetzt menschliche Stimmen aus dem Schwall heraushören. Das Dorf war es, die Leute vom Artaud, jene felserwachsene Handvoll dornenharter Bastarde, atmeten nun heran in lebendurchwimmeltem Wehen. Erdwärts hurten sie und pflanzten von Spanne zu Spanne ein Menschendickicht, dessen Stämme ringsum allen Raum aufschlangen. Bis zur Kirche klotzten sie empor, stießen die Türe ein und drohten das Schiff zu versperren mit Wucherästen ihrer Rasse. Ihnen nach im wirren Gestrüpp stürzten die Tiere, Ochsen suchten mit den Hörnern die Mauern einzustoßen, eine Horde von Eseln, Ziegen, Schafen zertrat die Kirche, und wie lebendige Woge fluteten Ameisen, Kellerasseln und Grillen, stürzten sich auf die Grundmauern und zersägten sie. Und von der anderen Seite kam noch Desideratas Wirtschaftshof, dessen Misthaufen betäubende Düfte entsandte; der große Hahn Alexander trompetete von dorthier zum Angriff, die Hühner entfesselten die Steine mit Schnabelhieben, die Kaninchen gruben Gänge bis unter die Altäre, um sie zu unterhöhlen und zum Einstürzen zu bringen; das Schwein, in Fett unbeweglich, wartete grunzend, bis die heiligen Gefäße nichts mehr waren als ein wenig heiße Asche, um seinen Bauch hineinzuwälzen. Ein zweiter Angriff stieß unter Donnerrollen vor. Dorf, Getier, der ganze Strudel überquellenden Lebens ließ die Kirche eine Weile untergehen in der Raserei balkenbiegender Körper. Im Gemenge entrang sich den Flanken der Weibtiere unaufhörliches Gebären frischer Streiter. Ein Pfeiler der Kirche war niedergelegt, das Deckengewölbe gab nach, das Holzwerk der Fenster stürzte nach außen, durch die furchtbar klaffenden Breschen drang Dämmerungsschwelen schwarz und schwärzer. Der große Christus am Kreuz hing nur noch am Nagel der linken Hand. Den Einsturz des Mauerpfeilers begrüßte ein Auflärmen. Die Kirche aber hielt stand, trotz ihrer Verletzungen. In stummer, wilder Entschlossenheit krampfte sie sich fest am unscheinbarsten Gestein ihres Fundamentes. Diese Ruine schien sich aufrecht zu halten nur durch den schwächsten ihrer Pfeiler, der wie durch ein Wunder, geborstene Gewölbe im Gleichgewicht erhielt. Da sah der Abbé Mouret die rauhen Pflanzen der Höhe sich ans Werk begeben, dieses schreckliche in Felsendürre verhärtete Wachstum, grobfaserig, schlangenhaft verschlungen und muskeldurchwellt. Rostfarbene Moosflechten wie

entzündete Hautentartungen fraßen zuerst den Gipsbewurf. Dann drängte der Thymian seine Wurzeln zwischen die Ziegelsteine, wie Eisenklammern. Lavendelstauden griffen mit langen krummen Fingern unter wankendes Mauerwerk, zogen es an sich und hoben es in langsamem, stetigem Bemühen auseinander. Ginster, Rosmarin und Stechpalmen reckten sich höher hinauf in unwiderstehlichem Drängen. Selbst die Gräser, jene vertrockneten Halme, die sich unter dem großen Tor durchschoben, erfestigten sich zu Stahlhärte, schlitzen das Tor und drangen ein in das Schiff, wo sie die Bodenplatten mit Zangengewalt herausbrachen. Siegreicher Aufruhr der empörten Natur war es, die sich verschanzte hinter umgestürzten Altären und die seit Jahrhunderten sie zu tief überschattende Kirche verwüstete. Die übrigen Kämpfer ließen die Gräser, Thymian, Lavendel und Moose gewähren; dies Nagen der Schwachen war gefährlicher als die Keulenschläge der Großen; die Fundamente wurden untergraben; dies stetige Bemühen mußte das Gebäude zu Fall bringen. Dann, ganz schnell, kam das Ende. Die Eberesche, deren höchste Äste sich schon unter das Gewölbe streckten durch die zerschlagenen Scheiben, warf sich in drängend grüner Blätterheftigkeit herein, sie pflanzte sich mitten im Schiff auf und begann dort unermesslich zu wachsen. Riesenhaft schwoll der Stamm und ließ die Kirche zerplatzen wie zu engen Gürtel. Die Zweige wuchsen sich nach allen Seiten zu riesigen Knoten aus, deren jeder ein Mauergebröckel, ein Stück Bedachung mit sich riß, und immer mehr wurden ihrer; jeder Zweig verästelte sich ins Endlose, aus jeder Knotung schoß ein neuer Baum mit solcher Wucht des Wachstums, daß die Trümmer der wie ein Sieb durchlöchernten Kirche nach allen Seiten splitterten, dünne Aschen nach allen Windrichtungen stäubend. Jetzt ragte der Riesenbaum mit der Krone bis zu den Sternen empor. Sein Astwald war eine Wirrnis von Gliedern, Beinen, Armen, Bäuchen und Rumpfen. Frauenhaare hingen nieder, Männerköpfe sprengten die Rinde mit dem Getön aufbrechender Knospen. Ganz in der Höhe erfüllten die am Rand ihrer Nester hingeschmiegt Liebespaare die Luft mit dem Lustgetön, dem Hauch ihrer Fruchtbarkeit. Ein letztes Brausen des Sturmes, der die Kirche angefallen hatte, blies ihren Staub fort, Reste der Kanzel und des Beichtgestühles, die zerfallenen Heiligenbildwerke, zerschmolzenen Weihgefäße, den ganzen Schutt, gierig durchpickt von der Sperlingsschar, die vormals unter den Dachsparren nistete. Der große Christus, vom Kreuz gerissen, verfang sich eine Weile in den Haaren einer der treibenden Frauen, stob weiter, überschlug sich, verschwand in schwarzer Nächtlichkeit, die tosend über ihm zusammenschlug. Der Baum des Lebens stieß den Himmel ein und wuchs über die Sterne hinaus.

Der Abbé Mouret klatschte verdammniswild in die Hände bei diesem Anblick. Die Kirche war bezwungen. Gott hatte keine Wohnung mehr. In Zukunft würde Gott ihn nicht mehr stören. Er konnte sich Albine wieder einen, da sie triumphierte. Und wie er sich verlachte, der eine Stunde zuvor behauptet hatte, die Kirche schlänge die Erde in ihren Schatten! Die Erde rächte sich und verschlang die Kirche. Das irre Gelächter, das er ausstieß, ließ ihn aus seinen Wahnvorstellungen auffahren. Blöde starrte er in das langsam in Dämmerung versinkende Schiff. Sternbesäter Himmel sah durch Fenster herein. Er streckte die Arme aus und wollte die Mauern betasten, da erklang Desideratas rufende Stimme im Gang zur Sakristei:

»Sergius! Bist du da? Gib doch Antwort, seit einer guten halben Stunde suche ich dich.« Sie trat ein mit einer Lampe. Da sah der Priester, daß die Kirche immer noch aufrecht stand. Er begriff nicht mehr, schreckliche Zweifel scheuchten ihn, er wußte nicht,

wer den Sieg davongetragen habe: die unbezwingbare Kirche, die aus der Asche erstand,
oder Albine, die Gottes Allmacht erschütterte mit einem einzigen Anhauch.

Kapitel 10

Unter schallendem Gelächter kam Desiderata näher.

»Da bist du ja! Da bist du ja!« rief sie. »Du spielst wohl Verstecken? Mehr als zehnmal habe ich, so laut ich konnte, deinen Namen gerufen ... Ich dachte, du seist nicht mehr da.«

Forschend und neugierig sah sie in alle Ecken. Sie ging sogar auf den Zehenspitzen bis zum Beichtstuhl, als beabsichtige sie, jemanden zu überraschen, der sich dort versteckte. Dann machte sie enttäuscht kehrt und sagte:

»Du bist also allein? Hast du denn geschlafen? Mit was belustigst du dich wohl so ganz allein im Dunkeln? Komm doch schnell, wir wollen uns zu Tisch setzen.«

Er strich sich mit den fieberheißen Händen über die Stirne, um die Gedanken fortzuwischen, die dort sicherlich aller Welt lesbar standen. Er versuchte mechanisch die Sutane wieder zuzuknöpfen, es kam ihm vor, als müsse sie aufgerissen und beschädigt sein, in schamloser Unordnung.

Dann folgte er seiner Schwester mit strengem Antlitz und ohne Erbeben, erstarrt im Priesterwillen, Kämpfe seines Fleisches unter der Würde seines Amtes zu verbergen. Desiderata bemerkte nicht das Geringste von seiner Erregung. Sie sagte nur beim Eintritt ins Eßzimmer:

»Ich hab' gut geschlafen; aber du hast zuviel geredet, du bist ganz blaß.«

Abends nach dem Essen kam Bruder Archangias, um sein Spielchen mit der Teusin zu machen. Er war an diesem Abend von ausgelassenster Lustigkeit. War der Bruder vergnügt, versetzte er der Teusin Fauststöße in die Rippen, und sie erwiderte diese mit schwungvollen Ohrfeigen. Sie gerieten dann so ins Lachen, daß die Wände zitterten. Die sonderbarsten Scherze erfand er dann, zerbrach mit der Nase flach aufgestellte Teller, wettete, er könne die Tür des Eßzimmers mit dem Hintern einstoßen, schmiß den ganzen Schnupftabak seiner Dose der alten Magd in den Kaffee oder stopfte ihr mitgebrachte Kiesel in den Kragenausschnitt, bis in die tiefsten Tiefen hinunter. Dieser Überschwang draller Vergnüglichkeit brach bei ihm ohne ersichtlichen Grund aus, mitten im gewohnheitsmäßigen Zürnen; öfter brachte irgendein Vorkommnis, das niemand sonst lustig gefunden hätte, wahrhafte Tobsuchtsanfälle lärmender Heiterkeit bei ihm hervor, er trampelte mit den Füßen, drehte sich um sich selber wie ein Kreisel und hielt sich den Bauch.

»Sie wollen mir also nicht sagen, warum sie vergnügt sind?« fragte die Teusin.

Er antwortete nicht, rittlings hatte er sich auf einen Stuhl gesetzt und trabte auf diese Art um den Tisch.

»Ja, ja, spielen Sie nur den Dummen,« begann sie wieder. »Himmel, wie einfältig Sie sich anstellen. Wenn der liebe Gott Sie so sehen kann, wird er seine Freude an Ihnen haben.«

Der Bruder hatte sich hintenüber fallen lassen, lag mit dem Rücken auf dem Boden und streckte die Beine in die Luft. Ohne aufzustehen, sagte er ernsthaft:

»Er sieht mich, er freut sich an mir. Er ist es, der mir befiehlt, lustig zu sein, bewilligt er mir eine Erholungsstunde, läutet er in meinem Gebein. Dann wälze ich mich und das ganze Paradies muß lachen.«

Er bewegte sich auf dem Rücken bis zur Mauer. Dann, sich im Nacken stützend, schlug er so hoch wie möglich auf der Mauer einen Wirbel mit den Absätzen. Die zurückfallende Sutane enthüllte sein schwarzes Beinkleid, das an den Knien mit Flecken aus grünem Tuch ausgebessert war. Er begann wieder:

»Herr Pfarrer, sehen Sie doch, wie hoch ich hinauf komme. Ich wette, Sie können das nicht. Los, lachen Sie ein bißchen. Es ist besser, sich auf dem Rücken zu wälzen, als sich die Haut eines Frauenzimmers zum Polster zu wünschen. Nicht wahr, Sie verstehen, was ich meine? Man ist wie ein Vieh eine kleine Weile, juckt sich das Fell und entlaust sich. Das beruhigt. Wenn ich mich kratze, bilde ich mir ein, Gottes Hund zu sein, und darum sag' ich, das ganze Paradies guckt zum Fenster 'raus und lacht über mich ... Sie dürfen auch lachen, Herr Pfarrer. Für die Heiligen und für Sie tue ich's. Da, ein Purzelbaum für den heiligen Joseph, einer für den heiligen Johannes, einen für St. Michael, für St. Markus und einen für St. Matthias ... «

Und er fuhr fort, Purzelbäume zu schlagen, rings um das ganze Zimmer, und einen ganzen Kranz von Heiligen herzusagen. Der Abbé Mouret, der, auf den Tisch gestützt, sein Schweigen nicht aufgab, mußte schließlich lächeln. Für gewöhnlich beunruhigten ihn die Heiterkeitsanfälle des Bruders. Als dieser gerade der Teusin in erreichbare Nähe kam, gab sie ihm einen Fußtritt.

»Na, spielen wir endlich?« sagte sie.

Bruder Archangias knurrte als Antwort. Auf allen Vieren kroch er der Teusin nach, er war der Wolf. Bei ihr angekommen, steckte er den Kopf unter ihre Röcke und biß sie ins rechte Knie.

»Wollen Sie das wohl lassen!« schrie sie auf. »Was fallen denn Ihnen jetzt für Schweinereien ein?«

»Mir?« prustete der Bruder, so erheitert von dieser Vorstellung, daß er eine zeitlang liegenblieb, ohne sich erheben zu können. »Schau, es würgt mich, nur weil ich von deinem Knie gekostet habe. Zu salzig ist es, dein Knie... Ich beiße die Frauen und dann speie ich sie aus, sieh so.«

Er duzte sie und spuckte ihr auf die Röcke. Als es ihm endlich gelang, sich aufzuraffen, schnaufte er eine Weile und rieb sich die Seiten. Vereinzelt Lachstöße erschütterten noch seinen Bauch, wie ein Wasserschlauch, den man leert, sah es aus.

»Wir wollen spielen ... Wenn ich lache, so geht das mich an. Sie geht der Grund gar nichts an, Teusin.«

Und der Kampf entbrannte mit fürchterlicher Hitze. Der Bruder schlug die Karten klatschend auf den Tisch. Rief er »Schlacht!«, zitterten die Scheiben. Die Teusin gewann. Sie hatte drei Asse und lauerte mit glänzenden Augen auf das vierte. Bruder Archangias

gab sich unterschiedlichen Scherzhaftigkeiten hin. Er hob den Tisch, auf die Gefahr hin, die Lampe umzuwerfen, mogelte unverschämt und entschuldigte sich mit argen Schwindeleien, aus Witz, wie er dann hinterher erklärte. Plötzlich stimmte er die Vespergesänge an und sang mit der vollen Stimme des Vorsängers am Pult. Er hörte nicht mehr auf mit dem gräßlichen Gegröl, und um jeden Versbeginn zu unterstreichen, schlug er seine Karten in die flache linke Hand. Wenn seine Heiterkeit ihren Höhepunkt erreichte und ihm nichts mehr einfiel, wodurch er sie bekunden konnte, so sang er die Vespergesänge stundenlang. Die Teusin kannte dies und schrie in das Geblök herein, von dem das Eßzimmer widerhallte:

»Es ist nicht zum Aushalten! Schweigen Sie doch... Heute abend treiben Sie's zu toll!«

Da stimmte er sein Bußlied an. Der Abbé Mouret hatte sich ans Fenster gesetzt. Er schien nicht das geringste wahrzunehmen von den Vorgängen in seiner Umgebung. Bei der Mahlzeit hatte er wie gewöhnlich gegessen; es war ihm sogar gelungen, Desideratas endlose Fragen zu beantworten. Jetzt war er zu Ende mit seiner Kraft und ließ sich gehen. Zerschlagen und vernichtet fühlte er sich, und der entsetzliche Kampf in seinem Innern riß ihn hin und her. Er brachte es nicht einmal mehr fertig, aufzustehen und in sein Zimmer hinaufzugehen. Auch mußte er befürchten, wendete er sein Gesicht der Lampe zu, daß seine unaufhaltsam fließenden Tränen bemerkt würden. Er lehnte die Stirne an die Scheiben und sah hinaus in die Nacht. Nach und nach dämmerte er ein, schreckhafte Betäubung umfing ihn.

Bruder Archangias, immer noch psalmodierend, zwinkerte mit den Augen und deutete mit einer Kopfbewegung auf den versunkenen Priester.

»Was denn?« fragte die Teusin.

Der Bruder wiederholte seine Gebärde mit größerem Nachdruck.

»Verrenken Sie sich nur den Hals!« sagte die Magd. »Sprechen Sie doch, dann kann ich Sie verstehen... Halt, ein König. Desto besser, dann nehme ich Ihre Dame.«

Er legte seine Karten einen Augenblick nieder, beugte sich über den Tisch und blies ihr ins Gesicht:

»Das Frauenzimmer war da!«

»Ich weiß,« erwiderte sie, »ich habe sie gesehen, als sie mit dem Fräulein über den Hof ging.«

Er warf ihr einen schrecklichen Blick zu und schüttelte die Fäuste:

»Sie haben sie gesehen? Sie haben sie hereingelassen? Sie hätten mich rufen sollen, dann hätten wir sie zusammen an den Füßen aufgehängt in Ihrer Küche.«

Da begehrte sie auf, hielt aber an sich, um den Abbé Mouret nicht aufzuwecken.

»Das muß ich sagen,« überstürzte sie sich, »kommen Sie mir nur. Sie! Versuchen Sie es doch, jemand in meiner Küche aufzuhängen!... Natürlich hab' ich sie gesehen. Ja, ich hab' sogar den Rücken gekehrt, als sie nach der Unterweisung zum Herrn Pfarrer in die Kirche gegangen ist. Was sie dort getrieben haben, geht mich nichts an. Oder ist das meine Sache? Mußte ich denn' etwa nicht meine Bohnen auf's Feuer stellen? ... Wenn jemand

das Mäd'el nicht ausstehen kann, so bin ich es, in dem Augenblick aber, wo die Gesundheit des Herrn Pfarrers auf dem Spiel steht... Mag sie kommen zu jeder Tag- und Nachtzeit. Einsperren würd' ich sie zusammen, wenn sie's wollten.«

»Wenn Sie das tun, Teusin,« sagte der Bruder in kalter Wut, »erwürge ich Sie.«

Sie schlug eine Lache auf und duzte ihn nun ihrerseits.

»Red' doch keinen Unsinn, Kleiner! Du weißt ja nur zu gut, daß du mit Frauen genau so wenig anfangen kannst wie der Esel mit dem Vaterunser. Versuch es nur, mich zu erdrosseln, dann wirst du sehen, was ich mit dir tue. Sei brav, wir wollen die Partie zu Ende spielen. Sieh mal einer an, noch ein König!«

Mit der Karte in erhobener Hand, fuhr er fort zu schelten.

»Sie muß auf einem Weg gekommen sein, den nur der Teufel kennt, sonst hätte sie mir in die Arme laufen müssen. Gehe ich doch alle Nachmittage herauf zum Paradeis und halte Wache. Finde ich sie einmal zusammen, lasse ich die Dirne Bekanntschaft machen mit meinem Haselstecken, eigens für sie hab' ich ihn mir geschnitten ... In Zukunft werde ich auch auf die Kirche aufpassen.«

Er spielte aus und ließ sich einen Buben von der Teusin nehmen, dann warf er sich in seinen Stuhl zurück und fand sein lautes Lachen wieder. Ernstlich ärgern konnte er sich nicht an diesem Abend, er brummte:

»Wenn sie ihn auch erwischt hat, deshalb ist sie trotzdem auf die Nase gefallen. Das muß ich Ihnen doch noch erzählen, Teusin. Sie wissen, es regnete. Ich stand an der Schultüre, als ich sie von der Kirche herankommen sah. In ihrem stolzen Gehabe hielt sie sich ganz gerade, trotz des Platzregens. Und dann, hast du nicht gesehen, ist sie der Länge nach hingefallen, als sie auf der Straße ankam, die Erde muß da wohl schlüpferig gewesen sein. Gelacht hab' ich, gelacht! Ich hab' in die Hände geklascht! Als sie wieder aufrecht stand, blutete sie am Handgelenk. Acht Tage lang werde ich mich darüber freuen. Immer, wenn ich sie wieder so vor mir sehe an der Erde, kitzelt es mich im Hals und im Bauch, und ich muß laut heraus lachen.«

Und sich jetzt ganz seinem Spiel widmend, blies er die Wangen auf und sang das »*De Profundis*«. Und dann wieder von vorne an. Die Partie ging zu Ende bei diesen Klagegesängen, die er für Augenblicke anschwellen ließ, wie um sie besser auszukosten. Er verlor, ärgerte sich aber nicht im geringsten darüber. Als die Teusin ihn herausließ, nachdem sie den Abbé Mouret geweckt hatte, hörte man, wie er, in die Nacht hineinschreitend, mit Jubellauten den letzten Vers des Psalmes anstimmte: »*Et ipse redimet Israel ex omnibus iniquitatibus ejus*«.

Kapitel 11

Bleiern schlief der Abbé Mouret. Als er die Augen aufschlug, später als gewöhnlich, fand er sein Gesicht und seine Hände in Tränen gebadet; er hatte die ganze Nacht im Schlaf geweint. Er sagte seine Messe an diesem Morgen nicht, trotz seiner langen Ruhe hatte die Müdigkeit vom vergangenen Abend derartig zugenommen, daß er bis zum Mittag in seinem Zimmer blieb und auf einem Stuhl am Fußende des Bettes saß. Der Zustand von Betäubung, dem er mehr und mehr verfiel, nahm ihm sogar die Empfindung des Leidens. Eine große Leere war in ihm, er blieb entlastet, vernichtet, verzehrt von sich selbst. Das Lesen seines Breviers kostete ihm Überwindung; das Latein der Verse kam ihm wie eine Barbarensprache vor, deren Worte er nicht einmal mehr zu buchstabieren vermochte. Dann schleuderte er das Buch aufs Bett und verbrachte Stunden damit, durch das geöffnete Fenster die Aussicht zu betrachten, ohne die Kraft aufbringen zu können, bis zum Fenster zu gehen und sich auf das Fensterbrett zu stützen. In der Ferne konnte er die weiße Mauer des Paradeis erblicken, als schmale, blasse Linie, die sich die Höhen entlang zog, unterbrochen vom Dunkel der kleinen Fichtenwälder. Zur Linken, hinter einem dieser Gehölze, befand sich die Mauerbresche; sehen konnte er sie nicht, aber er wußte, sie war da; er erinnerte sich der kleinsten, über das Gestein verstreuten Dornranken. Noch am vergangenen Abend hätte er nicht gewagt, den Blick zu dem Furcht einflößenden Horizont zu erheben. In dieser Stunde vergaß er sich so weit, ungestraft nach jedem Tuff Grün die Mauerlinie weiter zu verfolgen, die wie die Kante eines Rockes war, der in jedem Dickicht sich verfang. Sein Herz klopfte nicht einmal schneller. Die Versuchung floh seinen matten Körper, als verschmähte sie sein saumseliges Blut. Er blieb kampfunfähig, gnadenberaubt und brachte nicht einmal mehr die Lust zur Sünde auf, war stumpfsinnig bereit, geschehen zu lassen, was er am Tage zuvor noch leidenschaftlich von sich gewiesen hätte.

Er ertappte sich bei einem lauten Selbstgespräch. Da die Bresche immer noch klaffte, würde er Albine bei Sonnenuntergang aufsuchen. Es überschlich ihn wie Kummer bei diesem Entschluß. Doch schien ihm, als könne er nicht anders handeln. Sein Weib war sie und wartete auf ihn. Wollte er sich ihr Gesicht vergegenwärtigen, tauchte es nur blaß und fern auf. Auch beunruhigte ihn das Wie ihres gemeinsamen Lebens. Schwerlich konnten sie in der Gegend bleiben, sie müßten fliehen, ohne daß jemand davon erführe; einmal in Sicherheit, benötigten sie sehr viel Geld, um glücklich zu sein. Zwanzigmal machte er den Versuch, einen Entführungsplan festzulegen und auszudenken, wie ihr Leben als glückliches Liebespaar einzurichten sei. Es fiel ihm nichts ein. Jetzt, wo die Begierde ihn nicht mehr verwirrte, schreckte ihn die sachliche Seite der Lage, zwang seinen ungeschickten Händen eine schwierige Arbeit auf, zu deren Lösung ihm innerlich die allerersten Vorbedingungen fehlten. Woher würden sie Pferde zur Flucht bekommen? Wenn sie sich zu Fuß aufmachten, würde man sie nicht wie Landstreicher verhaften? Würde er überhaupt fähig sein, irgendeinen Beruf auszuüben, irgendeine Beschäftigung entdecken, die seiner Frau den Lebensunterhalt verschaffte? Diese Dinge waren ihm nicht beigebracht worden. Vom Leben wußte er nichts. Wenn er sein Gedächtnis durchstöberte

fand er nur Bruchstücke von Gebeten, Einzelheiten kirchlicher Gebräuche, Sätze aus der theologischen Unterweisung; von Bouvier, die er ehemals im Seminar auswendig gelernt hatte. Selbst Nebensächlichkeiten setzten ihn in Verlegenheit. Er fragte sich, ob er es je wagen würde, seiner Frau auf der Straße den Arm zu geben, sicherlich würde er mit einer Frau am Arm nicht ordentlich gehen können. So linkisch würde er sich ausnehmen, daß die Leute auf der Straße stehenblieben, um ihnen nachzusehen. Man würde ihm den Priester anmerken und Albine beschimpfen. Vergeblich würde er versuchen, sich des Priestertums zu entledigen, immer würde ihm trübe Blässe und der Weihrauchduft anhaften. Und wenn ihm eines Tages Kinder geboren würden? Bei diesem unerwarteten Gedanken erbebte er und empfand einen seltsamen Widerwillen. Es schien ihm unmöglich, sie jemals lieben zu können. Zwei würden es sein, ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen. Er vertrieb sie von seinen Knien und konnte ihre Liebkosungen nicht ertragen, und die Freude anderer Väter an ihren Spielen wäre ihm fremd. An dies Fleisch von seinem Fleisch sich zu gewöhnen, würde ihm unmöglich sein, immer würde es ihm überfeuchtet scheinen von seiner Mannesunlauterkeit. Zumal das kleine Mädchen beunruhigte ihn mit ihren großen Augen, auf deren Grund schon Frauenzärtlichkeit erglomm. Nein, keine Kinder wollte er haben, das Grauen wollte er sich ersparen, das der Gedanke auslösen müßte, seine Leiblichkeit immer wieder neu aufwachsen und neu aufleben zu sehen. Süß war ihm die Hoffnung, zeugungsunfähig zu sein. Gewiß hatte sich seine Manneskraft in der langen Junggesellenzeit verloren. Diese Erwägung brachte ihn zum Entschluß. Schon am Abend wollte er mit Albine fliehen.

Am Abend jedoch fühlte sich der Abbé Mouret zu müde. Er verschob seine Flucht auf den nächsten Tag. Am nächsten Tag fand er einen neuen Vorwand: er konnte seine Schwester doch nicht allein lassen mit der Teusin; einen Brief wollte er schreiben, der die Weisung enthielte, sie zum Onkel Pascal zu bringen. Drei Tage lang konnte er sich nicht zum Schreiben dieses Briefes entschließen; das Blatt Papier, Feder und Tinte lagen gebrauchsbereit auf dem Tisch seines Zimmers. Und am dritten Tag ging er eilig davon, ohne den Brief geschrieben zu haben. Plötzlich griff er zu seinem Hut und schlug den Weg zum Paradeis ein, dumpf, wie besessen und sich bescheidend, ging er dorthin, wie zu einer unangenehmen, unumgänglichen Pflicht. Albines Bild war noch mehr verblaßt; er dachte nicht mehr an sie, sondern folgte früheren, jetzt erstorbenen Willenstrieben, deren losgelöstes Drängen vorhielt im tiefen Schweigen seines Wesens.

Auf dem Wege versuchte er nicht einmal, sich zu verstecken. Am Ende des Dorfes blieb er einen Augenblick stehen, um mit Rosalie zu sprechen, die ihm mitteilte, ihr Kind läge in Krämpfen; trotzdem verzog sie den Mund zu dem ihr eigenen Lächeln. Dann wanderte er zwischen dem Gestein geradeswegs der Mauerbresche zu. Aus Gewohnheit hatte er sein Brevier eingesteckt. Da der Weg ihm endlos vorkam und er sich langweilte, schlug er das Buch auf und las die vorgeschriebenen Gebete. Als er es wieder unter den Arm zurückschob, hatte er das Paradeis vergessen. Er ging so vor sich hin und sann über das Meßgewand nach, das er zu kaufen gedachte, zum Ersatz des Meßkleides aus Goldstoff, das sich in seine Bestandteile aufzulösen begann. Seit einiger Zeit legte er etwas Geld zurück und berechnete, daß in sieben Monaten sich eine ausreichende Summe angesammelt haben würde. Als er auf der Höhe ankam, klang von ferne das Lied eines Bauern herüber, das ihm eine ehemals im Seminar erlernte Hymne ins Gedächtnis zurückrief. Vergeblich grübelte er über die ersten Strophen des Liedes nach. Er ärgerte

sich über sein schlechtes Gedächtnis. Als sie ihm schließlich einfielen, war es ihm eine sanfte Freude, halblaut die Worte vor sich hinzusingen, die ihm eines nach dem anderen wieder auftauchten. Es war ein Lobgesang an Maria. Er lächelte, als wehte ihm frischer Hauch seiner Jugend ins Antlitz. Wie glücklich war er zu jener Zeit! Sicherlich würde er auch jetzt noch glücklich werden können, er hatte sich nicht verändert und erwünschte immer noch dieselbe Glückseligkeit ungetrübten Friedens, einen Kirchenwinkel, dem sich seine Knie einzeichneten, ein zurückgezogenes Leben, erhellt durch heiter-kindliche Freuden. Mehr und mehr hob er die Stimme, sang das Lied mit flötend hoher Stimme, da fand er sich plötzlich vor der Mauerbresche.

Einen Augenblick war er erstaunt. Dann verging sein Lächeln, und er murmelte still vor sich hin:

»Albine erwartet mich wohl. Die Sonne sinkt schon.« Aber als er hinaufkletterte, um die Steine beiseite zu schieben, die den Eingang versperrten, erschreckte ihn lautes Atmen. Er mußte zurücksteigen, um ein Haar hätte er Bruder Archangias, der tief schlafend dort am Boden lag, gerade ins Gesicht getreten. Beim Bewachen des Eingangs zum Paradeis war er wohl in Schlaf gesunken. Der Länge nach lag er quer über der Schwelle in schamlos gelöster Stellung. Die hinter den Kopf geschobene rechte Hand hatte den Stock aus Kirschbaumholz nicht fahren lassen; sogar jetzt schien er ihn noch zu schwingen wie ein flammendes Schwert. Und so schnarchte er inmitten der Dornen, das Gesicht in der prallen Sonne, ohne sich zu regen. Ein Schwarm von großen Fliegen kreiste über seinem offenen Munde.

Der Abbé Mouret betrachtete ihn einen Augenblick. Er neidete ihm diesen Schlaf eines Heiligen im Staub und wollte die Fliegen vertreiben. Aber eigensinnig kamen sie immer wieder zurück und klebten sich an die blauroten Lippen des Bruders, der von alledem nichts bemerkte. Da stieg der Abbé über den großen Körper fort und betrat das Paradeis.

Kapitel 12

Wenige Schritte hinter der Mauer kauerte Albine auf einer Rasenmatte. Als sie Sergius' ansichtig wurde, stand sie auf.

»Du bist es!« schrie sie auf, über und über zitternd.

»Ja,« sagte er ruhig, »da bin ich.«

Sie warf sich an seinen Hals, küßte ihn aber nicht. An ihrem bloßen Arm hatte sie die kalten Perlen des Priesterkragens gespürt. Forschend sah sie ihn an, schon geängstigt, und begann wieder:

»Was hast du? Du hast mich nicht wie früher auf die Wangen geküßt, weißt du, so, daß es klang ... Geh, wenn du krank bist, mache ich dich noch einmal gesund. Jetzt, wo du da bist, fängt unser Glück wieder an. Alle Traurigkeit ist vorbei. Sieh, ich lächle ja, lächle du doch auch.«

Und da er ernsthaft blieb:

»Auch ich hab' großen Kummer gehabt. Bin ich nicht noch ganz blaß? Seit einer Woche habe ich meine Tage dort zugebracht, wo du mich eben fandest. Nur ein einziges Verlangen hatte ich, dich durch die Mauerlücke auf mich zukommen zu sehen. Bei jedem Laut stand ich auf und lief dir entgegen. Und nie warst du es, Blätter raschelten im Wind; aber ich wußte genau, du würdest kommen. Jahre hätte ich gewartet.«

Dann fragte sie ihn:

»Liebst du mich noch?«

»Ja,« antwortete er, »ich liebe dich noch.«

In einiger Verlegenheit standen sie sich gegenüber, ein langes Schweigen trat ein; Sergius verhielt sich still und machte keinen Versuch, es zu brechen. Albine wollte zweimal den Mund auf tun, schloß ihn aber gleich wieder, verwundert über die Worte, die ihr auf die Lippen traten. Sie fand nur noch bittere Worte und fühlte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Was war ihr denn, daß sie nicht glücklich zu sein vermochte, wo doch ihr Geliebter zurückkehrte?

»Höre,« sagte sie endlich, »hier ist nicht gut sein. Hier vereist man ja... Gehen wir ins Haus. Gib mir deine Hand.«

Und das Paradeis schlug hinter ihnen zusammen. Der Herbst war im Anzug, sorgenvoll standen die Bäume, ihren ergilbenden Wipfeln entriß sich Blatt um Blatt. Auf den Wegen lag schon eine feuchte Schicht erstorbenes Grün, das unter den Schritten aufseufzte. Über den Rasenhängen wehten Trauernebel, die blaue Fernen verhängten. Und der ganze Garten schwieg, nur bebende Betrübniß durchatmete ihn.

Sergius zitterte vor Kälte unter den großen Bäumen der Allee, die sie durchschritten.

Halblaut sagte er:

»Wie kalt es hier ist.«

»Du frierst?« flüsterte Albine bekümmert. »Meine Hand wärmt dich nicht mehr. Willst du, daß ich mein Kleid um dich schlage? ... Komm, all unsere Zärtlichkeiten wachen wieder auf.«

Sie führte ihn zu den Beeten. Noch dufteten die Rosenstöcke. Die letzten Blumen hauchten scharfe Düfte aus, während das zu dichte Blattwerk wie leblose Lache sich breitete. Aber Sergius empfand so viel Widerwillen davor, in dies Gewucher eindringen zu müssen, daß sie sich am Rand entlang hielten und von weitem nach den Alleen spähten, die sie im Frühling gemeinsam durchwandelt hatten. Aller Winkel entsann sie sich, und sie wies ihm die Grotte der ruhenden Marmorfrau, wies ihm das krause Geriesel von Geißblatt und Klematis, die Veilchenwiesen, jenen Brunnen, in den rote Nelken sich ergossen, die große Treppe, überwogt von wilden Levkoien, die verfallene Säulenhalle, in deren Mitte wilde Lilien weißen Tempel bauten. Dies war der Ort ihrer Sonnengeburt. Und sie beschrieb die kleinsten Einzelheiten ihres ersten Tages, die Art, wie sie gingen und den Geruch der Luft im Schatten. Er hörte scheinbar zu; irgendeine Frage bewies aber, daß er nicht verstanden hatte, um was es sich handelte. Das leichte Frostgefühl, das ihn erblassen ließ, wich nicht mehr. Sie führte ihn zu dem Obstgarten, doch sie konnten nicht einmal ganz bis zu ihm hin gelangen. Der Fluß war angeschwollen. Sergius kam nicht mehr der Gedanke, Albine auf den Rücken zu nehmen, um sie an das andere Ufer zu tragen. Und doch waren da drüben Apfel- und Birnbäume mit Früchten noch beladen; die Weinstöcke, sparsamer beblättert, bogen sich unter der Last blonder Trauben, deren jede Beere das rote Sonnenmal trug. Als sie im überreichen Schatten dieser ehrwürdigen Bäume sich herumgetrieben hatten, waren sie noch Kinder. Albine mußte noch lächeln über die Unverfrorenheit, mit der sie ihre Beine zeigte, wenn Zweige brachen. Konnte er sich wenigstens erinnern, wie sie die Pflaumen gegessen hatten? Sergius schüttelte den Kopf als Antwort. Er war schon ermüdet. Der Obstgarten mit seinen grünen Tiefen, seinem schäumenden Stengelgetriebe, einem zusammengebrochenen und zertretenen Gerüst nicht unähnlich, wurde ihm unbehaglich, und es fiel ihm ein, daß es an feuchten Orten Brennesseln und Schlangen gäbe. Sie führte ihn auf die Wiesen. Dort mußte er ein paar Schritte im hohen Grase tun. Es reichte ihm jetzt bis zur Schulter, und die Halme schienen ihm wie ebenso viele kleine Arme, die versuchten, ihm die Glieder zu umwinden, um ihn unterzutauchen und zu ertränken in den Gründen dieses grünenden Meeres. Und flehentlich bat er Albine, nicht weiterzugehen. Weiter ging sie und blieb nicht stehen; als sie jedoch wahrnahm, daß er litt, stand sie still neben ihm, mehr und mehr umdüstert und von seinem Frösteln zu guter Letzt angesteckt. Aber sie sprach immer noch. In einer großen Geste zeigte sie die Bäche, Weidenreihen und Grasstreifen, die sich am Horizont verloren. Dies alles gehörte ihnen einstmals. Lange Tage hatten sie hier verbracht. Da drüben, zwischen den drei Weiden am Ufer jenes Wassers, spielten sie Verliebtsein. Damals hatten sie sich gewünscht, die Halme möchten höher sein als sie selbst, um sich ganz verlieren zu können in ihrer fließenden Bewegung, um noch geborgener zu sein und weiter von allem, wie Lerchen, die tief in ein Kornfeld streifen. Warum denn erzitterte er heute, nur, weil seine Fußspitze sich feuchtete und im Rasen einsank?

Sie führte ihn in den Wald. Die Bäume erschreckten Sergius noch mehr. Er kannte sie nicht in dieser stammdunklen Würde. Mehr noch als anderswo schien ihm hier inmitten des strengen Hochwaldes die Vergangenheit erstorben. Die ersten Regengüsse hatten ihre Spuren im Sande verwischt, die Winde entführten alles noch Sichtbare in das Unterholz der Sträucher. Albine aber, der Traurigkeit die Kehle zuschnürte, lehnte sich mit einem Blick dagegen auf. Sie fand im Sand die kleinsten Spuren ihrer Spaziergänge. Bei jedem Gebüsch stieg ihr alte Glut ins Antlitz, die im Vorüberstreifen dort hängengeblieben war. Bittenden Auges suchte sie immer noch, in Sergius Erinnerungen wachzurufen. Diesen Weg entlang waren sie schweigend und in großer Erregung gewandert und hatten nicht gewagt, von ihrer Liebe zu reden. Auf dieser Lichtung hatten sie eines Abends im Anschauen der Sterne, die heiß auf sie niederregneten, der Heimkehr vergessen. Unter der Eiche etwas weiter, hatten sie sich zum erstenmal geküßt. Der Duft dieses Kusses umschwebte noch das Eichengeäst, das Moos sogar wußte noch davon. Eine Unwahrheit sei es zu sagen, Leere und Schweigen breite sich jetzt über den Wald. Sergius wandte den Kopf zur Seite, um Albines Blick zu entgehen, der ihn ermüdete.

Sie führte ihn zu den großen Felsen. Dort würde ihm vielleicht dies schwächliche Frösteln vergehen, das sie zur Verzweiflung brachte. Einzig die großen Felsen waren zu dieser Stunde noch von warmen Sonnenuntergangsröten überglutet. Wie immer starrten sie in wilder Trauer, und ihren Kiesellagern überwälzte sich ungeheuerliche Paarung fleischiger Pflanzlichkeit. Und wortlos, ohne nur den Kopf zu wenden, zog Albine Sergius die steile Steigung hinan, wollte ihn höher, immer höher hinaufführen, über die Quellen hinaus, auf daß sie gemeinsam wieder der Sonne teilhaftig würden. Zur Zeder müßten sie wieder gelangen, in den Schatten, dessen Begehren sie ängstigte. Auf das heiße Gestein würden sie sich strecken und warten, bis Erddrängen sie überkäme. Aber bald schmerzten Sergius die Füße, so daß er kaum noch vorwärts kam. Ein erstes Mal stürzte er in die Knie. Albine zog ihn mit größter Anstrengung auf und stützte ihn einen Augenblick. Dann fiel er zum zweiten Male und blieb ermattet mitten auf dem Weg liegen. Unter ihm, soweit er sehen konnte, dehnte sich weit das Paradeis.

»Du hast gelogen,« schrie Albine auf, »du liebst mich nicht mehr!«

Und ihm zur Seite weinte sie über ihr Unvermögen, ihn höher hinauf zu führen. Es regte sich noch kein Zürnen in ihr, mit Tränen nur begoß sie ihre sterbende Liebe.

Er blieb wie zerschmettert.

»Der Garten ist tot, mir ist entsetzlich kalt,« flüsterte er.

Sie nahm seinen Kopf in die Hände und zeigte über das Paradeis hin.

»So sieh doch hin ... Ach, deine Augen sind tot, deine Ohren, deine Hände, dein ganzer Körper lebt nicht mehr. All unsere Freuden hast du durchwandelt, ohne sie zu sehen, hören, fühlen zu können. Müde und gelangweilt bist du umhergestolpert, und nun liegst du hier.«

Sanft und vollkommen ruhig widersprach er. Da flammte sie zum ersten Male auf.

»Schweig! Als ob der Garten jemals sterben könnte! Er wird schlafen den Winter über und im Mai erwachen, alles uns wiederschenken, was von unserer Zärtlichkeit ihm anvertraut wurde. Unsere Küsse werden im Gartenhag erblühen, unsere Schwüre mit

Gräsern und Bäumen auferstehen ... Sähest du ihn, verständest du ihn, müßtest du fühlen, wie er tiefer noch erregt ist und mit sanfterer Ergriffenheit liebt in dieser herbstlichen Zeit, als wenn er sich Genüge tun kann im Zeugen... Du liebst mich nicht mehr, so kannst du auch nichts mehr wissen.«

Er schlug die Augen zu ihr auf und bat sie, ihm nicht zu zürnen. Sein Gesicht war kleiner geworden und erblaßte kindlich angstvoll. Lautes Sprechen ließ ihn zusammenfahren. Er erreichte schließlich von ihr, daß sie sich einen Augenblick neben ihn auf den Weg niederließ. So konnten sie in Ruhe reden und sich auseinandersetzen. Und angesichts des Paradeis, ohne sich auch nur mit den Fingerspitzen zu berühren, redeten sie über ihre Liebe.

»Ich liebe dich, ich liebe dich,« sagte er eintönig; »liebte ich dich nicht, wäre ich nicht gekommen ... Es ist wahr, ich bin todmüde. Warum, weiß ich nicht. Mir schien, hier müßte mir wieder warm und gut werden, schon der Gedanke war Liebkosung. Und nun friere ich, der Garten ist verdunkelt und nichts sehe ich wieder von allem, das ich verließ. Aber meine Schuld ist das nicht. Ich strengte mich an, es dir nachzutun, ich möchte so sein, wie du willst.«

»Du liebst mich nicht mehr!« sagte Albine nochmals.

»Doch, ich liebe dich. Als ich dich fortgeschickt hatte neulich, litt ich sehr... Oh, so unaussprechlich liebte ich dich, daß ich dich erdrückt hätte in einer Umarmung, wärest du zurückgekehrt in meine Arme. Niemals habe ich dich so heiß begehrt. Stundenlang warst du wie leibhaft bei mir und hast mich mit weichen Händen gepeinigt. Schloß ich die Augen, leuchtetest du wie eine Sonne auf und hülltest mich in deine Flammen ... Da trat ich alles in den Staub und machte mich auf zu dir.«

Er schwieg und schien nachzudenken, dann fuhr er fort:

»Und jetzt sind meine Arme wie gelähmt. Wollte ich dich an meine Brust ziehen, vermöchte ich dich nicht zu halten, und du entglitest mir ... Gedulde dich, dies Frösteln wird vorübergehen. Ich werde deine Hände wieder küssen. Sei lieb, sieh mich nicht mit bösen Augen an. Hilf mir, auf daß mein Herz den Weg zurückfindet.«

Seine Betrübnis war so echt, so ehrlich schien er die flüchtige Vergangenheit zurückzuwünschen, daß es Albine rührte. Sie gewann ihre Sanftmut für eine Weile zurück und stellte ihm besorgte Fragen.

»Leidest du? Was fehlt dir?«

»Ich weiß es selbst nicht. Mir ist, als ob alles Blut aus meinen Adern wiche ... Auf dem Weg vorhin war mir zumut, als würde mir ein eisig kaltes Kleid über die Schultern geworfen, das mir anhaftete und mich von Kopf bis zu Füßen in Stein verwandelte ... Schon einmal hatte ich das gleiche Gefühl ... ich weiß nicht mehr wann.«

Mit einem Freundeslachen unterbrach sie ihn.

»Ein Kind bist du, du wirst dich erkältet haben, und das ist die ganze Geschichte... Höre, so bin ich es wenigstens nicht, die dich beängstigt? Im Winter wollen wir uns nicht in diesem Garten vergraben, wie zwei Wilde. Wir können gehen, wohin du willst, in irgendeine große Stadt. Wir werden uns im Treiben der Welt genau so ruhig lieben wie

unter Bäumen. Und du wirst sehen, daß ich nicht nur eine Landstreicherin bin, die Nester aufzufinden weiß und stundenlang zu gehen vermag ... Als ich klein war, trug ich gestickte Röcke, durchbrochene Strümpfe, Spitzen und Bänder. Das weißt du vielleicht gar nicht?«

Er hörte ihr gar nicht zu und schrie plötzlich leise auf.

»Ach, jetzt erinnere ich mich!«

Als sie ihn zur Rede stellte, wollte er keine Antwort geben. Das Gefühl, wie die Seminarkapelle auf seinen Schultern lastete, war wieder in ihm aufgestiegen. Dies war das eisigkalte Gewand, das seinen Körper in Stein verwandelte. Unwiederbringlich geriet er so zurück in seine priesterliche Vergangenheit.

Undeutliche Erinnerungen, die auf dem Weg vom Artaud zum Paradeis in ihm erwachten, hatten sich vertieft und drängten unaufhaltsam vor. Während Albine fortfuhr, vom Glück ihres gemeinsamen Lebens zu reden, vernahm er den Ruf des Glöckchens bei der Auferstehung und sah die Monstranz Feuerzeichen beschreiben über knienden Volksmassen.

»Doch,« sagte sie, »für dich würde ich meine gestickten Kleider wieder antun... Ich will dich lustig sehen. Wir werden schon Zerstreung für dich finden. Vielleicht wirst du mich mehr lieben, wenn du mich schön und damenhaft gekleidet siehst. Die Haare werden mir nicht mehr über den Nacken rollen und nicht mehr schief wird der Kamm sitzen, auch werde ich die Ärmel nicht mehr bis zu den Ellbogen aufstreifen. Mein Kleid wird geschlossen sein, damit es mir nicht mehr über die Schultern herabgleiten kann. Wie man grüßt und sich beim Gehen ein Ansehen gibt, das Kinn würdig hebt, weiß ich noch. Glaub mir, du wirst eine hübsche Frau spazierenführen.«

»Bist du, als du klein warst, manchmal in der Kirche gewesen?« fragte er sie mit halber Stimme, als spänne er gegen seinen Willen innere Gespräche fort, die ihn am Zuhören hinderten. »Ich konnte nie an einer Kirche vorbeigehen, ohne einzutreten. Wenn die Türe lautlos zufiel, war mir, als sei ich im Paradeis, umgeben von Engelstimmen, die mir sanfte Märchen ins Ohr flüsterten, umatmet von heiligen Männern, heiligen Frauen, deren Liebkosung mich ganz überglitt... Ja, dort hätte ich unablässig mein Leben verbringen mögen, versunken in Seligkeitstiefen.«

Sie betrachtete ihn mit starren Augen, während es ihren zärtlichen Blick kurz durchflammte. Sie begann wieder, noch immer demütig:

»Ich würde allen deinen Launen nachgeben. Früher trieb ich Musik, ich war eine gelehrte kleine Dame, deren Reize und gesellschaftliche Fähigkeiten man zu entwickeln trachtete ... Wieder würde ich mich unterrichten lassen, wieder Musik treiben. Wünschst du eine Lieblingsmelodie von mir zu hören, so gib sie mir nur an, monatelang werde ich sie einüben, sie dir eines Abends vorsingen im traulichen, verhangenen Zimmer. Und ein einziger Kuß von dir wird mir genügend Lohn sein. Ein Kuß auf den Mund, der deine Liebe wieder entfacht. Du wirst Besitz von mir ergreifen und ich werde vergehen in deinen Armen!«

»Ja, ja,« murmelte er und verfolgte weiter den Lauf seiner eigenen Gedanken. »Zuerst war es mein größtes Vergnügen, Kerzen zu entzünden, Meßkännlein zu füllen und das

Meßbuch auf gefalteten Händen zu tragen. Später hat mich das langsame stetige Vordringen zu Gott entzückt und ich vermeinte aus Liebe sterben zu müssen... Anderes lebt nicht in meiner Erinnerung. Ich weiß von nichts mehr. Hebe ich die Hand, ist es, um zu segnen. Formt sich ein Kuß auf meinen Lippen, ist er dem Altar bestimmt. Suche ich mein Herz, so finde ich es nicht mehr: Ich habe es Gott zugewandt, der es in seine Obhut genommen hat.«

Sie erblaßte tief. Ihre Augen glühten auf und begannen zu funkeln. Mit einem Zittern in der Stimme redete sie weiter:

»Und meine Tochter will ich nicht von der Seite lassen. Wenn du es richtig findest, kannst du den Jungen auf die Schule schicken. Der kleine Blondkopf soll bei mir bleiben und nur von mir lesen lernen. Oh, es wird mir alles wieder einfallen, wenn Lücken in meinem Gedächtnis sind, lass' ich mir Stunden geben ... Das kleine Volk soll mit uns leben, das wird dich beglücken, nicht wahr? Antworte mir, sag' mir, daß es dir warm ums Herz sein wird, daß du reuelos dich freuen kannst?«

»Oft habe ich an die Heiligen aus Stein denken müssen, die man in ihren Nischen beräuchert seit Jahrhunderten,« sagte er sehr leise. »In der Länge der Zeit müssen sie bis ins Innerste mit Weihrauch getränkt sein ... Ich bin wie einer dieser Heiligen. Weihrauch ist mir bis in die letzte Wesensfalte gedrungen. Diese Balsamierung verursacht meine Entrücktheit, das geruhsame Absterben meiner Fleischlichkeit, den köstlichen Frieden meines Nichtlebens... . Ach, nichts soll mich aus dem köstlichen Frieden meines Nichtlebens reißen! Kalt und starr werde ich verharren in der Unaufhörlichkeit meines granitenen Lächelns, unfähig herabzusteigen zu den Menschen. Anderes erwünscht ich mir nicht.«

Drohend, zürnend erhob sie sich, sie schüttelte ihn und rief:

»Was sagst du da? Redest du im Schlaf? Bin ich nicht dein Weib? Bist du nicht gekommen, um mein Gatte zu sein?«

Stärker durchbebte es ihn und er wich zurück.

»Nein, laß mich, mir ist Angst,« stammelte er.

»Und unser gemeinsames Leben, unser Glück, unsere Kinder?«

»Nein, nein, ich fürchte mich.«

Dann schrie er auf in äußerster Bedrängnis:

»Ich kann nicht, ich kann nicht!«

Da verstummte sie eine Weile angesichts des Häuflein Elends, das ihr zu Füßen zitterte. Eine Flamme schlug ihr übers Antlitz. Sie streckte die Arme aus, wie, um ihn zu fassen, ihn an sich zu reißen, im zürnenden, aufbrausenden Begehren. Dann schien sie sich eines Besseren zu besinnen, ergriff ihn nur bei der Hand und zog ihn in die Höhe.

»Komm,« sagte sie.

Und sie führte ihn zu dem riesigen Baum, zu der Stelle, da sie sich hingegeben hatte, da er sie besessen hatte. Dort schattete die gleiche Glückseligkeit, immer noch atmete der Stamm wie eine Brust, die gleichen Zweige breiteten sich wie schützende Gliedmaßen.

Der Baum war gut, mutig, stark und fruchtbar wie ehemals. Wie am Tage ihrer Einigung zog es über der grün durchsichtig überbadeten Lichtung, wie an nackter Schulter einer Liebenden ersterbendes Sommernachtleuchten, wie kaum vernehmbares, in schweigend langes Beben auszitterndes Liebesgeflüster. Von Beeten, dem Obstgelände, Wiesen, Wald und Felsen und der Himmelsweite hob sich lachende Wollust, befruchtend wehender Wind. Niemals an lauesten Frühlingsabenden standen dem Garten solch tiefste Zärtlichkeiten zu Gebot, wie in den letztschönen Tagen, wenn die Pflanzen beim Abschiedneigen entschlafen. Das Duften der reifen Triebe umschwankte in trunkenem Verlangen die spärlich gewordenen Blätter.

»Kannst du verstehen? Kannst du verstehen?« stammelte Albine an Sergius' Ohr. Sie hatte ihn am Fuß des Baumes ins Gras niedergleiten lassen.

Sergius weinte.

»Du siehst, das Paradeis ist nicht tot. Es ruft uns auf zur Liebe. Immer noch begehrt es unsere Vereinigung ... Oh, erinnere dich! Nimm mich an deine Brust, laß uns einander angehören.«

Sergius weinte.

Sie sagte nichts mehr. In zornigem Umschlingen nahm sie ihn. Ihre Lippen preßten sich diesem Leichnam auf, um ihn aufzuwecken. Und immer noch weinte Sergius, nichts als Tränen fand er.

Nach einer langen Stille begann Albine zu sprechen. Aufrecht stand sie in entschlossener Verachtung.

»Geh!« sagte sie leise.

Sergius erhob sich mit Anstrengung. Er nahm sein Brevier auf, das ins Gras gefallen war, und ging.

»Geh!« wiederholte Albine mit erhobener Stimme. Sie ging hinter ihm und trieb ihn vor sich her.

So stieß sie ihn von Busch zu Busch und führte ihn zurück zur Mauerbresche unter den ersten Bäumen. Und als Sergius dort mit gesenkter Stirne zauderte, schrie sie wild:

»Geh!... Geh!« Dann schritt sie langsam zurück ins Paradeis, ohne den Kopf zu wenden.

Die Nacht fiel, der Garten war wie ein großer Schattensarg.

Kapitel 13

Wach stand Bruder Archangias auf der Bresche und hieb mit seinem Stock gegen die Steine unter greulichen Flüchen.

»Der Teufel soll ihnen die Schenkel knicken! Wie Hunde soll er sie den einen auf den Hintern des anderen nageln. An den Füßen soll er sie schleifen, mit der Nase in ihrem Unrat!«

Als er Albine erblickte, die den Priester vertrieb, hielt er verwundert einen Augenblick inne. Dann schlug er heftiger noch darauf los und lachte scheußlich auf.

»Gute Reise, Dirnenbrut! Mach, daß du zu deinen Wölfen zurückkommst, und treibe Unzucht mit ihnen ... Ach, ein Heiliger genügt dir wohl nicht? Dir tun kräftigere Flanken not. Eichen möchtest du haben! Willst du meinen Stock? Da hast du den strammen Burschen, der dir Genüge tun kann.«

Und aus aller Kraft warf er Albine den Stock nach in die Dämmerung. Dann grollte er, den Abbé Mouret ansehend:

»Ich wußte wohl, daß Sie da drinnen waren. Die Steine lagen anders ... Hören Sie zu, Herr Pfarrer, Ihre Sünde hat mich zu Ihrem Vorgesetzten gemacht. Gott redet zu Ihnen durch meinen Mund und sagt, die Hölle kennt keine genugsam schrecklichen Strafen für den in Fleischeslust lebenden Priester. Geruht er Ihnen zu verzeihen, ist seine Güte zu groß, denn er handelte so seiner eigenen Gerechtigkeit zuwider.«

Die beiden stiegen langsamen Schrittes zum Artaud hinab. Der Priester hatte den Mund nicht aufgetan. Nach und nach hob er den Kopf, das Zittern war vergangen. Als er in der Ferne im blaßvioletten Himmel des schwarzen Liniengestänges der Einsiedlerzypresse ansichtig wurde neben dem roten Fleck des Kirchendaches, lächelte er matt. In seine hellen Augen stieg eine stille Heiterkeit. Der Bruder indessen stieß von Zeit zu Zeit mit dem Fuß nach einem Stein. Dann drehte er sich um und sagte zu seinem Begleiter:

»Ist dies nun das letzte Mal? Als ich so alt war wie Sie, war ich von einem Dämon besessen, dann wurde es ihm langweilig, und er hat sich davongemacht. Meine Flanken sind tot, und ich kann ruhig leben ... Oh, ich wußte genau, daß Sie herkommen würden. Seit drei Monaten belauere ich Sie. Ich habe durch das Mauerloch in den Garten gesehen. Am liebsten hätte ich die Bäume abgehauen. Oft warf ich mit Steinen und war froh, wenn ich einen Zweig traf ... Ist es denn so außerordentlich, was man da drinnen zu kosten bekommt?«

Er hielt den Abbé Mouret in der Mitte der Straße an mit Augen, die von schrecklicher Eifersucht funkelten. Die geahnten Wonnen des Paradeis peinigten ihn. Seit Wochen hatte er sich auf der Schwelle gehalten und von weitem die verbotenen Freuden gewittert. Da der Abbé stumm blieb, setzte er grunzend seinen Weg weiter fort und brummte allerhand Zweideutigkeiten vor sich hin. Dann mit erhobener Stimme:

»Sehen Sie, wenn ein Priester tut, was Sie getan haben, so ist er für andere Priester ein Ärgernis ... Ich selbst fühlte mich nicht mehr keusch, wenn ich neben Ihnen ging. Sie rochen nach Unzucht ... Jetzt sind Sie wieder vernünftig. Sie brauchen nicht einmal zu beichten, ich weiß, Sie sind geschlagen. Der Himmel hat Ihre Flanken zerrüttet wie die der anderen. Um so besser, um so besser!«

Er klatschte frohlockend in die Hände. Der träumerisch dahinwandelnde Abbé hörte nicht auf ihn. Sein Lächeln hatte sich vertieft, und als der Bruder ihn an der Türe des Pfarrhauses verließ, umschritt er es und trat in die Kirche ein. Ganz grau lag sie, wie an jenem regnerischen Schreckensabend, da ihn die Versuchung so heftig ergriffen hatte. Arm und gefaßt stand sie, bar goldenen Glanzes, kein Sturmgetöse brauste vom Lande her. Feierliches Schweigen umgab sie, nur wie Wehen der Gnade durchzog es sie.

Vor dem großen Christus kniete der Priester, weinte Tränen, die wie ebenso viele Freuden seine Wangen überrannen und flüsterte:

»O mein Gott, unwahr ist es, daß du ohne Barmherzigkeit bist. Ich fühle, du hast mir schon vergeben, an deiner Gnade fühle ich es, die seit Stunden sich wieder in mich ergießt und in langsam sicherem Fluß das Heil mir wiederbringt. O mein Gott, zur Stunde, da ich dich verließ, hast du am wirksamsten mir deinen Schutz gewährt. Du verbargst dich vor mir, um mich besser vom Übel zu erlösen. Du hast meine Fleischlichkeit ihre Wege gehen lassen, um mich mit Unvermögen zu schlagen ... Und jetzt, o mein Gott, weiß ich, daß du auf immer mich mit deinem Zeichen besiegelt hast, dem fürchterlichen, wunderbaren Zeichen, das einen Mann der Schar der Männer entfremdet, dessen Mal unauslöschlich ist und später oder früher ausbricht an dem schuldbeladenen Körper. Du hast mich überwunden in Sünde und Versuchung, du hast mich heimgesucht mit deinen Flammen. Du hast beschlossen, alles in mir solle zerstört sein, auf daß du in Sicherheit in mich niederzusteigen vermöchtest. Ein leeres Haus bin ich, das dir Wohnung zu sein vermag ... Sei gelobt, mein Gott.«

Stammelnd bog er sich in den Staub, die Kirche war siegreich; aufrecht erhob sie sich zu Häupten des Priesters mit ihren Altären, ihrer Kanzel, dem Beichtgestühl, ihren Kreuzen und Heiligenbildern. Die Welt war überwunden. Die Versuchung erlosch, wie ein Brand, der fortan erläßig war zur Entsühnung dieses Körpers. Ein übermenschlicher Friede sank in ihn ein und ein letztesmal rief er:

»Dem Leben entäußert, außerhalb der Kreatur, der ganzen Welt, gehöre ich dir, o mein Gott, einzig dir allein, in Ewigkeit.«

Kapitel 14

Albine irrte zur selben Zeit noch im Paradeis umher, in stummem Leidenskampf, wie ein todwundes Tier. Sie weinte nicht, ihr Gesicht war weiß, die Stirn durchschnitt eine tiefe Falte. Warum mußte sie so tödlich leiden? Was hatte sie verschuldet, daß der Garten ihr so unvermittelt Versprechungen nicht mehr erfüllen wollte, die er seit Kindertagen ihr zuflüsterte. Sie grübelte vor sich hin, ohne der Alleen zu achten, die Schatten nach und nach durchdrang. Und doch war sie immer folgsam gewesen dem Gebot der Bäume.

Sie konnte sich nicht erinnern, eine Blume geknickt zu haben. Immer war sie die liebende Tochter alles Grünenden verblieben, die in Ergebenheit lauschte und sich gänzlich auslieferte im Glauben an das ihr bestimmte Glück. Als das Paradeis am letzten Tage ihr zugerufen hatte, sich unter dem großen Baum hinzustrecken, hatte sie sich hingestreckt, hatte die Arme gebreitet, eingedenk der ihr zugeflüsterten Lehren. Lag die Schuld also nicht an ihr, so war es der Garten, der sie verriet und quälte, einzig um der Lust willen, ihr Leiden zu schaffen.

Sie blieb stehen und sah um sich. Gesammeltes Schweigen lag auf der massigen Blätterdunkelheit; Wege, die sich schwarz umbauten, wurden zu finsternen Sackgassen; auf den Rasenstreifen in der Ferne entschliefen die schweifenden Winde. Verzweifelt streckte sie die Hände aus und schrie in wilder Abwehr auf. Dies konnte das Ende nicht sein. Aber ihre Stimme verklang im Schweigen der Bäume. Dreimal beschwor sie das Paradeis, ihr Antwort zu geben, ohne daß ihr aus den ragenden Zweigen Klarheit geworden wäre, ohne daß auch nur ein einziges Blatt sich ihrer erbarmt hätte. Als sie dann weiterirrte, fühlte sie sich winterlichem Schicksal preisgegeben. Jetzt, da sie die Erde nicht mehr anklagte als empörtes Geschöpf, vernahm sie leise Stimmen, die über den Boden rannen, das Lebewohl der Pflanzen, die sich einen glücklichen Tod wünschten. Einen ganzen Sommer lang Sonne getrunken, blumenhaft gelebt zu haben, in ständigem Wohlgeruch verströmt zu sein und dann entrückt zu werden beim ersten Leiden, in der Hoffnung, irgendwo wieder aufzuerstehen, war das nicht ein genugsam erfülltes langes Leben, das nur verunglimpft werden konnte durch eigensinniges Sich-überleben-Wollen.

Wohltun mußte der Tod, eine endlose Nacht so vor sich haben, um des kurzverlebten Tages zu gedenken und die flüchtigen Freuden ewig zu bewahren!

Sie blieb stehen, wehrte sich aber nicht mehr inmitten der großen Andacht des Paradeis. In dieser Stunde glaubte sie zu verstehen. Der Garten behielt ihr den Tod vor als höchste Wonne. Zum Sterben hatte er sie mit so viel Zartheit geleitet. Nach der Liebe kam nur noch der Tod. Und noch nie hatte der Garten sie inniger geliebt; undankbar hatte sie sich erzeigt, als sie ihn verklagte; immerdar war sie sein geliebtes Kind. Die Schweigsamkeit der Blätter, die dunkel verstellten Pfade, die Rasen, auf denen die Winde entschlummerten, sie alle schwiegen nur, um ihr die Lust langen Schweigens näher zu bringen. Gemeinsam mit ihr wollten sie in die Ruhekälte eintreten; in trockenem Laub wünschten sie sie zu entführen, vereist wie das Quellengewässer, mit Gliedern,

steifgefroren wie die kahlen Äste und mit sanft schlummerndem Blut. Sie würde ihr Leben bis zur Neige miterleben, bis zum Tod. Vielleicht war es schon beschlossen, daß sie in kommenden Frühlingszeiten als Rose erwachte, als blonde Wiesenweide oder junge Waldbirke. Das große Weltgesetz war es: sie mußte sterben.

Da durchwanderte sie zum letztenmal den Garten auf der Suche nach dem Tode. Welchem duftenden Gewächs tat ihr Haar not, um den Duft seiner Blätter zu verstärken? Welche Blume ersehnte als Gabe den Atlas ihrer Haut, die unschuldige Weiße ihrer Arme, die zarte Röte ihrer Brust? Welchem leidenden Strauch sollte sie ihr junges Blut weihen? Den an Alleerändern sprossenden Gräsern hätte sie sich gerne dienstbar gemacht und sich dort zu Tode gebracht, auf daß es mächtig grüne und kräftig aus ihr wüchse, vogelreich im Mai und von heißen Sonnen geküßt. Aber das Paradeis verhielt sich noch lange schweigend und wollte sich nicht dazu verstehen, ihr anzuvertrauen, in welcher letzter Liebkosung es sie zu entführen gedachte. Sie mußte alle Stätten wieder aufsuchen, alle ihre Lieblingswege durchpilgern. Es war jetzt fast vollkommen Nacht und ihr schien, sie sänke nach und nach in die Erde. Sie erstieg die hohen Felsen und stellte ihnen die Frage, ob sie auf dem Kieselbett ausatmen sollte. Sie durchquerte den Wald und wünschte sich in schrittverlangsamender Erwartung, ein Eichbaum möge stürzen und sie in hoheitsvollem Sturz begraben. Sie ging an den Wiesenbächen entlang und beugte sich bei fast jedem Schritt vor, um zu sehen, ob auf dem Wassergrund kein Lager bei den Wasserrosen ihr bereit sei. Nirgends rief sie der Tod oder streckte die kühle Hand nach ihr. Doch täuschte sie sich nicht, wohl war es das Paradeis, das ihr helfen sollte zu sterben, wie es sie die Liebe gelehrt hatte. Sehnsüchtig durchstreifte sie das Gesträuch wie an dem lauen Morgen, als sie auf der Suche nach Liebe war. Und plötzlich, in dem Augenblick, als sie in den Rosengarten trat, ersah sie den Tod in den abendlichen Düften. Wollüstig lachte sie und begann zu laufen. Mit den Blumen mußte sie sterben.

Vorerst lief sie in den Rosenwald. Dort im letzten Dämmerchein suchte sie in den Hecken, pflückte von allen Beeten Rosen, die beim Nahen des Winters ermatteten. An der Erde pflückte sie Rosen, ohne der Dornen zu achten, vor sich pflückte sie Rosen mit beiden Händen; Rosen pflückte sie aus der Höhe, hob sich auf die Zehenspitzen und bog die Zweige nieder. So in Eile war sie, daß sie Zweige knickte, sie, die sonst jeden Grashalm behutsam achtete. Bald hatte sie eine Rosenlast auf den Armen, unter der sie wankte. Nachdem sie die Hecken geplündert und sogar die losen Blätter eingesammelt hatte, machte sie sich auf zum Gartenhaus; dort ließ sie im Zimmer mit der blauen Deckenbemalung die Rosenbürde zur Erde gleiten und begab sich in den Garten zurück.

Jetzt sammelte sie die Veilchen auf, wand sie zu riesigen Sträußen, die sie einen nach dem anderen an die Brust preßte. Dann suchte sie die Nelken zusammen und schnitt sie bis auf die kleinsten Knospen ab, band mächtige Büsche weißer Nelken, wie milchiges Sprühen, mächtige Büsche roter Nelken wie rinnendes Blut. Dann pflückte sie noch Malven, Heliotrop, Winden und Lilien. Mit beiden Händen griff sie in die blühenden Malvenstengel, deren seidige Rüschen sie unbarmherzig zerdrückte; sie wütete in den Blütenschlingen der den Abendlüften kaum geöffneten Winden, mähte Heliotropfelder ab und häufte ihre Ernte zusammen; wie Binsenbündel trug sie Lilienstengel unter den Armen. Als sie wiederum beladen war, ging sie ins Gartenhaus und warf die Veilchen, Nelken, Malven, Nachtviolen, Lilien und Heliotrope zu den Rosen; und ohne sich Zeit zu lassen, stieg sie wieder hinab.

Diesmal begab sie sich nach jenem düsteren Winkel, der wie der Kirchhof des Paradies anzusehen war. Ein sengender Herbst hatte hier Frühlingsblumen zur zweiten Blüte verlockt. Auf den Knien liegend, im Gras, machte sie sich vor allem über die Tuberosen- und Hyazinthenbeete her und erntete ein mit der Genauigkeit eines Habsüchtigen. Die Tuberosen waren ihr Blumen der Kostbarkeit, aus denen sie Tropfen für Tropfen Reichtümer, Gold, außerordentliches Gut gewann. Die Hyazinthen, blühend beperl, wurden ihr zu Halsgeschmeiden aus Perlen, denen Menschen unbekannte Freuden enttrotzten. Und trotzdem sie verschwand in der Menge der abgeschnittenen Hyazinthen und Tuberosen, fiel sie, etwas weiter, verheerend in Mohnfelder ein, und dann gelang ihr noch, eine Ringelblumenwiese zu plündern. Über Tuberosen und Hyazinthen häuften sich Ringelblumen und Mohn. Sie lief zurück und entledigte sich ihrer Lasten im blauüberwölbten Zimmer. Wieder stieg sie hinunter; was sollte sie nun pflücken? Den ganzen Blumengarten hatte sie abgeerntet. Hob sie sich auf den Fußspitzen, traf ihr Blick im Schattengrau nur noch auf erstorbene Gartenfelder, beraubt ihrer zärtlichen Rosenaugen, des roten Lächelns ihrer Nelken, des duftenden Heliotropgelocks. Mit leeren Armen aber wollte sie nicht ins Haus zurück; so griff sie nach Gräsern und Blattgrün; kniend preßte sie ihren Busen bodenwärts und suchte im letzten Leidenschaftsumarmen die Erde selbst fortzutragen. Jetzt wurden Gewürzpflanzen geerntet; Zitronat, Minze, Eisenkraut sammelte sie in ihre Röcke. Sie fand eine Einfassung von Balsamkraut und ließ kein Blättlein stehen. Zwei große Fenchelstauden sogar riß sie aus und warf sie sich über die Schulter wie Baumstämme. Wäre es möglich gewesen, hätte sie mit zusammengebissenen Zähnen den ganzen Gartenteppich ergriffen und fortgeschleift. Auf der Schwelle des Gartenhauses wandte sie sich um und warf einen letzten Blick auf das Paradies. Dunkel lag es, die Nacht war vollkommen hereingebrochen und hatte sein Antlitz mit schwarzen Tüchern überbreitet. So ging sie auf Nimmerwiedersehen.

Bald war das große Zimmer geschmückt. Sie hatte eine brennende Lampe auf den Spiegeltisch gestellt und die in der Zimmermitte gehäuften Blumen ausgelesen, die sie zu großen Gewinden band und überall verteilte. Auf dem Spiegeltisch zuerst um die Lampe tat sie breite liliengewobene Spitze, die unschuldsweiß das Licht sänftigte. Dann warf sie Hände voll Nelken und Malven über das alte Sofa, dessen bemusterter Stoff schon mit roten hundertjährig verwelkten Sträußen besät war; der Stoff verschwand, das Sofa zog sich an der Wand wie ein nelkenstarrendes Malvenbeet. Die vier Sessel reihte sie vor der Bettnische auf; den ersten füllte sie mit Ringelblumen, den zweiten mit Mohn, den dritten mit Nachtviolen, den vierten mit Heliotrop; von den überblühten Sesseln sah man nur noch die Lehnenknäufe; wie blühende Pfeiler nahmen sie sich aus. Schließlich bedachte sie das Lager. Sie rollte einen Tisch in die Nähe des Kopfendes und überhäufte ihn mit Veilchen. Das Bett verbarg sie vollständig unter all den Tuberosen, den ganzen Hyazinthen, die sie gepflückt hatte. Die Schicht war so dicht, daß sie an der vorderen Langseite, am Fuß- und Kopfende und zwischen Wand und Bett überquoll und in schleppenden Trauben niederhing. Nun aber gab es noch die Rosen. Sie streute sie auf Geratewohl überallhin und achtete nicht einmal, wohin sie fielen; über Spiegeltisch, Sofa, Sessel sanken sie, überspielten einen Teil des Bettes. Minutenlang regnete es Rosenbüsche, sank gewitterschwer die Blumenflut nieder und überspülte die Ritzen des brüchigen Bodens. Als sich die Rosenmengen aber kaum minderten, flocht sie Girlanden und schlang sie über die Wände. Den kleinen Liebesgöttern aus Stuck, die den Alkoven neckend überspielten, hingen Gewinde um Hals, Arme und Flanken; ihre kleine Nacktheit

verhüllte sich in Rosen. Über die Deckenbläue, die länglichen, von zartfarbenem Bandgeschlinge umrahmten Wandfelder, die altersverwischten galanten Malereien spannten sich Rosenschleier, ein wehender Mantel von Rosen. Das große Zimmer war geschmückt. Hier wollte sie den Tod erwarten.

Eine kleine Weile stand sie und sah in die Runde. Gedankenvoll suchte sie zu erforschen, ob der Tod zugegen sei. Sie raffte die Gewürzkräuter auf, Zitronat, Minze, Eisenkraut, Balsaminen und Fenchel, bog sie, wirrte sie ineinander zu Gefügen, mit denen sie die kleinsten Spalten und Löcher von Tür und Fenstern ausdichtete. Dann zog sie die grobgenähten Kattunvorhänge zusammen und streckte sich still, ohne Seufzen auf das Bett, das Blütenlager von Hyazinthen und Tuberosen.

Eine letzte Lust war es. Mit weit offenen Augen lächelte sie dem Zimmer zu. Mit wieviel Liebe hatte sie dies Zimmer nicht erfüllt, und wie selig starb es sich hier. In dieser Stunde kam ihr nichts Unreines mehr von den Stuckamoretten, nichts Erregendes von den Malereien. Nur erstickende Blumendüfte zogen unter der Deckenbläue. Und dieser Duft schien der Duft längst vergangener Liebe zu sein, der den Alkoven lau durchwehte, atemberaubend starker Duft. Vielleicht war es Atem der vor einem Jahrhundert hier verstorbenen Dame. Sie fühlte sich vor Entzückung unbeweglich, die Hände über dem Herzen faltend, lächelte sie und lauschte den Düften, die flüsternd ihren Kopf durchschwirrten. Sie spielten ihr seltsame Duftmusik auf, die sie langsam, ganz langsam einschläferte. Erst kam ein kindisch lustiges Vorspiel: ihren Händen, die die Gewürzpflanzen brachen, entströmte der herbe Geruch zusammengepreßter Kräuter, die ihr vom tollen Rasen ihrer ersten Mädchenzeit in der Wildnis des Paradies erzählten. Dann ließ ein Flötenlied sich vernehmen, zartes, moschusduftendes Tönen, das den Veilchenstimmen auf dem Tisch am Kopfende des Bettes entquoll. Und dieses Lied, dessen Melodie ruhig begleitend die Lilien auf dem Spiegeltisch überzierte, sang vom ersten Zauber ihrer Liebe, dem ersten Geständnis unter hohen Bäumen im Gehölz, vom ersten Kuß. Ihr Atem ging schwerer; jetzt trat die Leidenschaft auf im jähen Ausbrechen scharfduftender Nelken, deren Kupferstimmen eine Zeitlang alles übertönten. Sie glaubte vergehen zu müssen bei den kranken Klängen der Ringelblumen, der Mohnblüten, die sie an die Qualen des Begehrens erinnerten. Und plötzlich beruhigte sich alles, sie vermochte freier zu atmen und entglitt in sanfte Tiefen, abwärts gewiegt vom Choral der Malven, der sich verlangsamte, sich löste in eine wunderbare Hymne; Heliotropgesang kündete das Nahen der Hochzeit. Hier und dort flochten die Nachtviolen verschwiegene Triller ein. Eine Stille dann. Schmachkend begannen die Rosen. Von der Deckenwölbung floß ein Chor ferner Stimmen. Reicher Zusammenklang war es, dem sie anfänglich leise erschauernd lauschte. Der Chor wurde lauter, bald war sie ganz durchbebt von den gewalttätigen, sie umschütternden Klängen. Die Hochzeit brach an. Rosenfanfaren kündeten den grausig süßen Augenblick. Sie keuchte, preßte fester und fester die Hände aufs Herz, ihrer selbst nicht mehr mächtig, sterbend. Sie öffnete den Mund mit vergehenden Sinnen, dem erlösenden Kuß entgegen, als Hyazinthen und Tuberosen aufdampften und sie einhüllten in so tiefen letzten Seufzer, daß der Rosenchor von ihm verdunkelt wurde.

Albine war gestorben, in schluchzend höchster Lust.

Kapitel 15

Am nächsten Tag gegen drei Uhr sahen die Teusin und Bruder Archangias, die auf dem Vorplatz des Pfarrhofes sich besprachen, den leichten Wagen des Doktors Pascal in vollem Galopp das Dorf durchqueren; heftige Peitschenhiebe fielen aus dem Verdeck.

»Wohin rast er denn so?« murmelte die alte Dienerin. »Er wird sich den Hals brechen.«

Der Wagen war am Fuß der Anhöhe angelangt, auf der die Kirche stand. Jäh bäumte sich das Pferd und hielt an, und der Kopf des Arztes ohne Hut und mit zerwühlten Haaren streckte sich aus dem Verdeck.

»Ist Sergius zu Hause?« schrie er mit wutbebender Stimme.

Die Teusin war bis zum Rand der Anhöhe vorgegangen.

»Der Herr Pfarrer ist in seinem Zimmer,« gab sie zur Antwort. »Er wird wohl sein Brevier lesen ... Haben Sie ihm etwas zu sagen? Wünschen Sie, daß ich ihn rufe?«

Onkel Pascal, dessen Antlitz ganz verstört war, machte eine schreckliche Bewegung mit der rechten, die Peitsche umklammernden Hand. Er begann wieder, sich weiter vorbeugend, auf die Gefahr hin, hinauszustürzen:

»Ah so, das Brevier liest er! ... Nein, rufen Sie ihn nicht. Erdrosseln würde ich ihn und das ist überflüssig ... Ich habe ihm zu sagen, Albine ist tot, haben Sie verstanden! Bestellen Sie ihm einen Gruß von mir und sie sei tot!«

Damit verschwand er, zog seinem Pferd einen so scharfen Hieb über, daß das Tier wild wurde. Zwanzig Schritt weiter hielt er von neuem, streckte nochmals seinen Kopf vor und schrie noch lauter:

»Richten Sie ihm auch von mir aus, daß sie in anderen Umständen war! Das wird ihm Freude machen.«

Der Wagen raste weiter, in beunruhigenden Sprüngen fuhr er den steinigen Hügelweg herauf, der nach dem Paradeis führte. Der Teusin setzte der Atem aus. Bruder Archangias grinste und sah sie mit Augen an, in denen wilde Freude glimmte. Da versetzte sie ihm einen Stoß, der ihn fast vom Vorplatz herunterwarf.

»Machen Sie, daß Sie fortkommen,« stieß sie hervor, in zornigster Entrüstung. »Sie sind mir ein Greuel... Wie kann man sich denn über den Tod der Leute freuen! Ich habe das Mädchen nicht gemocht. Aber es ist traurig, so jung sterben zu müssen ... Machen Sie, daß Sie fortkommen! Wenn sie nicht gleich aufhören, so zu lachen, zieh' ich Ihnen meine Schere durchs Gesicht!«

Erst um ein Uhr hatte ein Bauer, der nach Plassans zum Gemüseverkauf gekommen war, den Doktor Pascal von Albines Tod benachrichtigt und hinzugesetzt, Jeanbernat bäte ihn, zu kommen. Der Ausbruch vor der Kirche hatte ihn etwas erleichtert, er war von seinem Weg abgelenkt, um sich diese Genugtuung zu verschaffen. Er machte sich

bitterste Vorwürfe über ihren Tod, wie für ein Verbrechen, an dem er teilgehabt hätte. Den ganzen Weg entlang ging er unaufhörlich aufs härteste mit sich zu Gericht. Er mußte sich die Augen wischen, um zum Lenken seines Pferdes genügend sehen zu können und ließ den Wagen über Steinhaufen fahren in der stillen Hoffnung, umzuwerfen und irgendein Glied zu brechen. Als er in den Hohlweg einbog, der an der endlosen Parkmauer sich entlangzog, stieg eine Hoffnung in ihm auf. Vielleicht lag Albine nur in schwerer Ohnmacht. Der Bauer hatte erzählt, sie habe sich mit Blumenduft getötet. Ach, wenn er doch zur Zeit käme, wenn er sie retten könnte. Und grimmig schlug er auf sein Pferd ein, als schlänge er sich selber.

Der Tag war sehr klar. Ganz sonnenüberflossen schien ihm das Gartenhaus, wie in den schönen Maitagen. Aber die Blätter des Efeus, der bis unters Dach emporkroch, wiesen rostige Flecken, und die Hummeln umsummten nicht mehr die aus Steinspalten wachsenden Levkoien. Aufgeregt band er sein Pferd an und stieß das Gartengitter auf. Die altbekannte Stille, in der Jeanbernat seine Pfeife zu rauchen pflegte, lagerte, doch war die Bank vor den Salatbeeten leer.

»Jeanbernat!« rief der Arzt.

Niemand antwortete. Wie er in den Vorflur eintrat, sah er etwas, das er noch nie erblickt hatte. In der Tiefe des Ganges, unterhalb des Treppendunkels, stand eine Tür offen ins Paradies; die herbstgelben Blätter des trübunübersehbaren Gartens wogten in der blassen Sonne. Er überschritt die Schwelle dieser Türe und tat ein paar Schritte auf dem feuchten Gras.

»Ah, Sie sind es, Doktor!« sagte die ruhige Stimme Jeanbernats. Jeanbernat höhlte mit kräftigen Spatenstichen eine Grube, am Fuß eines Maulbeerbaumes. Als er Schritte hörte, richtete er seine hohe Gestalt in die Höhe. Dann nahm er die Arbeit wieder auf und hob mit einem einzigen Hieb eine ungeheuere Scholle fetter Erde aus.

»Was tun Sie denn da?« fragte der Doktor Pascal.

Jeanbernat richtete sich von neuem auf. Er wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirne.

»Ich grabe ein Grab,« erwiderte er einfach. »Sie hat den Garten immer gern gehabt. Er wird ihr eine sanfte Ruhstatt sein.«

Der Arzt fühlte, wie die Bewegung ihn überkam. Eine Weile blieb er am Rande der Grube stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können und sah Jeanbernats unermüdlichem Spaten zu.

»Wo ist sie?« sagte er endlich.

»Oben in ihrem Zimmer. Ich habe sie auf dem Bett liegen lassen. Ich will, daß Sie ihr das Herz behorchen, bevor sie da hineinkommt ... Ich habe gehorcht, aber nichts gehört.«

Der Arzt ging hinauf. Das Zimmer war unverändert, ein einziges Fenster stand offen. Nur die verwelkten, im eigenen Duft erstickten Blumen durchwebten es mit faden Gerüchen erstorbenen Fleisches. Doch in der Nischantiefe hing lau erstickende Luft, die ins Zimmer zu fluten schien und dünn schwelend zog. Albine schlief, sehr weiß und lächelnd auf ihrem Lager von Hyazinthen und Tuberosen. Auf dem Herzen lagen die

Hände, sie war in Wahrheit tot und vollkommen glücklich. Vor dem Bett stehend, betrachtete der Arzt sie lange mit den durchdringenden Blicken des Gelehrten, der eine Erweckung bewerkstelligen möchte. Nicht einmal ihre gefalteten Hände tastete er an; die Stirne küßte er ihr an der Stelle, die ihre Mutterschaft schon leicht überschattete. Mit dumpfer Regelmäßigkeit klang unten im Garten Jeanbernats Spaten.

Nach Ablauf einer halben Stunde kam der Alte herauf. Er war fertig mit seiner Arbeit. Den Arzt fand er am Bett sitzend, so in Gedanken vertieft, daß er nicht zu bemerken schien, wie ihm große Tränen die Wangen überrannen. Die beiden Männer wechselten nur einen Blick. Dann, nach einem Schweigen:

»Sie sehen, ich hatte doch recht,« sagte Jeanbernat und rundete wieder jene weite Armbewegung. »Der Himmel ist leer. Es gibt nichts, nichts, nichts ... Das Ganze ist ein schlechter Scherz.«

Er blieb stehen und hob Rosen auf, die vom Bett gefallen waren; eine nach der anderen streute er über Albinens Kleid.

»Blumen sind kurzlebig,« redete er weiter. »Wüste Brennesseln aber, wie ich, überdauern die Steine, aus denen sie aufwachsen ... Jetzt heißt es Guten Abend, ich will auch abfahren. Mein letztes bischen Sonne hat man mir ausgeblasen. Ein schlechter Scherz ist das Ganze... «

Und jetzt ließ auch er sich nieder. Er weinte nicht, die starre Verzweiflung eines Automaten, dessen Uhrwerk zerbricht, lag über ihm. Mechanisch streckte er die Hand aus und nahm ein Buch von dem kleinen, veilchenüberdeckten Tisch. Eines der Bücher vom Speicher war es, ein einzelner Band Holbach, in dem er von früh an gelesen hatte, während er bei Albinens Leiche Totenwacht hielt. Da der Arzt sein gramvolles Schweigen nicht brach, begann er neuerlich zu blättern.

»Wenn Sie mir behilflich sein wollten,« sagte er zu dem Arzt, »könnten wir sie zusammen heruntertragen und mitsamt den Blumen begraben.«

Onkel Pascal überlief es. Er setzte auseinander, daß es nicht erlaubt sei, die Toten dieserart bei sich zu behalten.

»Was soll das heißen, nicht erlaubt!« rief der Alte, »so werde ich mir die Erlaubnis eben nehmen. Gehört sie denn nicht mir? Glauben Sie vielleicht, daß ich sie mir von den Pfaffen fortnehmen lassen werde? Die sollen es nur versuchen, mit Flintenschüssen werde ich sie empfangen.«

Er war aufgestanden und schwang das Buch in schrecklicher Erregung. Der Arzt ergriff seine Hände, preßte sie zwischen den seinen und bat ihn, sich zu beruhigen. Lange Zeit redete er auf ihn ein und sagte alles, was ihm nur irgend einfiel; er klagte sich an, halbe Geständnisse entschlüpften ihm, dann wendete er unbestimmt die Rede jenen zu, die den Tod Albinens verschuldet hatten.

»Hören Sie auf mich,« sagte er endlich, »sie gehört Ihnen nicht mehr, Sie werden sie ihnen ausliefern müssen.«

Aber Jeanbernat schüttelte den Kopf und machte eine abweisende Bewegung. Immerhin war sein Entschluß ins Wanken gekommen, und endlich sagte er:

»Gut, sie sollen sie nur holen. Möchte sie ihnen die Arme zerbrechen... Ich wollte, sie stiege heraus aus ihrer Erde, auf daß sie alle vor Angst verreckten ... Übrigens habe ich da drüben noch etwas zu besorgen. Ich will morgen hingehen«

Und als der Arzt gegangen war, setzte er sich wieder an das Bett der Toten und las ernsthaft weiter in seinem Buch.

Kapitel 16

An diesem Morgen gab es aufgeregtes Hin und Her im Wirtschaftshof des Pfarrhauses. Der Metzger vom Artaud hatte das Schwein Matthias in der Scheune geschlachtet. Desiderata hielt voller Eifer die Beine des Schweines, während man es schlachtete, sie küßte es auf das Rückgrat, damit es weniger vom Messer spüre, und versuchte ihm klarzumachen, man müsse es eben jetzt umbringen, wo es so schön fett sei. Niemand konnte besser als sie, mit einem einzigen Hieb Gänsen den Kopf abschlagen oder mit der Schere Hühnern die Gurgel durchschneiden. Ihre Tierliebe fand sich voller Gleichmut mit diesen Morden ab. Es war eben nötig, sagte sie, den Jungen, die heranwachsen, mußte Platz geschafft werden. Sie war voller Heiterkeit.

»Fräulein,« zankte die Teusin, »Sie werden sich krank machen. Es ist unvernünftig, sich so anzustellen, weil man ein Schwein schlachtet. Erhitzt sind Sie, als hätten Sie einen ganzen Abend getanzt.«

Aber Desiderata klatschte in die Hände und rannte geschäftig hin und her. Sie, die Teusin, hatte sich die Beine abgelaufen, wie sie sagte. Seit morgens sechs Uhr kugelte sie ihr Schwergewicht von der Küche in den Hof und zurück. Sie war es, die das Blut gequirrt hatte, zwei ganz große Schüsseln voll, in der heißesten Sonne. Um ein Haar wäre sie nicht fertig geworden, weil das Fräulein sie für nichts und wieder nichts immer abrief. Allerdings hatte Desiderata gerade, da der Schlächter Matthias abstach, sich sehr aufregen müssen, als sie den Stall betrat. Liese, die Kuh, war im Begriff zu kalben. Vor übergroßer Freude hatte sie da völlig den Kopf verloren.

»Das eine geht, das andere kommt,« schrie sie unter Freudensprüngen und drehte sich um sich selbst. »So sieh doch, Teusin.«

Es war elf Uhr. Von Zeit zu Zeit drang Gesang aus der Kirche. Ein unbestimmtes Gemurmel klagender Stimmen ließ sich vernehmen und Gebetrauen, aus dem sich plötzlich Bruchstücke laut gesprochener lateinischer Sätze hoben.

»So komm doch,« wiederholte Desiderata wohl zum zwanzigsten Male.

»Ich muß jetzt läuten gehen,« knurrte die alte Magd, »sonst werde ich nie fertig. Was ist denn jetzt wieder los, Fräulein?«

Aber sie wartete die Antwort nicht ab, sondern machte sich über eine Schar von Hühnern her, die gierig das Blut aus den Schüsseln trank. Mit wütenden Fußstritten trieb sie sie auseinander. Dann deckte sie die Schüsseln zu und sagte:

»Anstatt mich die ganze Zeit zu plagen, täten Sie besser daran, auf dies diebische Gesindel achtzuhaben ... Wenn das so weitergeht, bekommen Sie keine Blutwürste, verstanden?«

Desiderata lachte. Wenn auch die Hühner ein wenig Blut tranken, so war das kein großes Unglück. Fetter wurden sie davon. Dann wollte sie die Teusin mit Gewalt zu der

Kuh schleppen, doch diese wehrte sich.

»Ich muß jetzt läuten ... Die Beerdigung wird gleich anfangen, hören Sie doch.«

In diesem Augenblick schwollen die Stimmen in der Kirche an und erstarben in einem langgezogenen Ton. Ein Geräusch von Schritten ließ sich sehr deutlich vernehmen.

»Ach, sieh doch nach,« bat Desiderata beharrlich und drängte sie nach dem Stall zu; »sag' mir doch, was ich anfangen soll ... «

Die auf die Streu hingestreckte Kuh drehte den Kopf und betrachtete sie unverwandt mit ihren großen Augen. Desiderata behauptete, sie wolle sicher etwas haben. Vielleicht könne man ihr irgendwie helfen, damit sie weniger litte. Die Teusin zuckte die Achseln: als ob die Tiere nicht allein mit ihren Angelegenheiten fertig würden! Man solle sie vor allem nicht plagen. Endlich steuerte sie der Sakristei zu, stieß aber, als sie am Schuppen vorbei kam, neues Wehgeschrei aus.

»Na, warte nur,« sagte sie mit ausgestreckten Fäusten. »Oh, die Spitzbübin!«

Im Schuppen lag Matthias, in Erwartung, daß man ihn räuchere, auf dem Rücken und streckte alle viere von sich. Dem frischen Messerschnitt an seinem Hals entperlten Blutstropfen. Und eine kleine, sehr zart aussehende Henne pickte die Blutstropfen, einen nach dem anderen, auf.

»Sie läßt es sich eben schmecken,« sagte Desiderata einfach, bückte sich und klopfte das Schwein auf den gewölbten Bauch und setzte hinzu:

»Na, mein Dicker, du hast ihnen oft genug die Suppe stibitzt, jetzt dürfen sie dir auch ein bißchen den Hals abknuspern.«

Eilends riß sich die Teusin die Schürze ab und wickelte sie Matthias um den Hals. Dann sputete sie sich und verschwand in der Kirche. Die verrosteten Angeln des großen Tores kreischten, und Gesang drang ins Freie und in den stillen Sonnenschein hinaus. Mit einem Male begann die Glocke in einförmig regelmäßigen Schlägen zu läuten. Desiderata, die noch immer vor dem Schwein auf den Knien lag und ihm den Bauch beklopfte, hob den Kopf und lauschte, sie lächelte ruhig weiter. Als sie sich allein sah und vorsichtig nach allen Seiten Umschau gehalten hatte, stahl sie sich in den Stall und zog die Türe hinter sich zu. Der Kuh wollte sie helfen.

Das kleine Gittertor des Friedhofes, das man so weit als möglich zu öffnen versucht hatte, um den Sarg durchzulassen, hing halb losgerissen neben der Mauer. Auf dem kahlen Feld schief die Sonne im dürren Gras. Der Leichenzug trat ein unter Absingen der letzten Strophe des Miserere, es gab eine kurze Stille.

»*Requiem aeternam dona ei, domine*«, hob der Abbé Mouret wieder an.

»*Et lux perpetua luceat ei*,« fügte Bruder Archangias hinzu in heulendem Vorsängerton. Vinzenz im Chorhemd ging voraus, er trug das Kreuz, ein großes Kupferkreuz, von dem das Silber halb abgeblättert war; mit beiden Händen hob er es sehr hoch. Dann kam der Abbé Mouret, blaß, im schwarzen Meßgewand, er hielt den Kopf gerade und sang mit sicheren Lippen, den Blick geradeaus in die Ferne gerichtet. Die brennende Kerze in seiner Hand funkelte kaum etwas heller als das Tageslicht. Und zwei Schritte hinter ihm, ihn fast berührend, schwankte der Sarg Albines, den vier Bauern auf einer Art

schwarzbemalter Bahre trugen. Ein zu kurzes Tuch bedeckte den Sarg nur ungenügend, so daß man am Fußende die frischgefügt Tannenbretter erblickte, von Nagelköpfen stählern beglitzert. Mitten hin über das Tuch hatte man weiße Rosen, Hyazinthen und Tuberosen reichlich ausgestreut; sie stammten vom Bett der Toten.

»Gebt doch acht!« schrie Bruder Archangias die Bauern an, als diese die Bahre etwas schräg neigten, um sie, ohne anzustoßen, durch das Gitter zu bringen. »Ihr werdet gleich umwerfen!«

Und er stützte den Sarg mit seinen riesigen Tatzen. In Ermangelung eines zweiten Chorknaben trug er den Weihwasserkessel; auch den Vorsänger mußte er ersetzen, da der Feldhüter nicht abkömmlich war.

»Ihr anderen könnt auch hereinkommen,« sagte er, sich umdrehend.

Da kam noch ein Trauergeleite, Rosaliens Kleinen brachte man, der am Tage vorher seinen Krämpfen erlegen war. Es bestand aus Vater und Mutter, der alten Bricbet und Katharina, sowie zwei erwachsenen Mädchen, der Fuchsigen und Lisa. Diese trugen den Sarg des Kleinen zwischen sich.

Die Stimmen schwiegen plötzlich, es wurde wieder still. Die Glocke läutete stetig fort, langsam und kläglich. Das Trauergeleit durchschritt den ganzen Friedhof, um nach dem Winkel zu gelangen, der von Kirche und Hofmauer gebildet wurde.

Heuschreckenzüge flogen davon, Eidechsen huschten schnell in ihre Löcher zurück. Über diesem Stück fetter Erde brütete es noch drückend heiß. Ein schwaches Knirschen der Grashalme, die von den Füßen der Leidtragenden niedergetreten wurden, hörte sich an wie ersticktes Schluchzen.

»Hier bleibt ihr stehen,« sagte der Bruder und vertrat den beiden großen Mädchen, die den kleinen Sarg trugen, den Weg. »Ihr wartet, bis ihr an die Reihe kommt; ihr braucht uns nicht die Füße abzutreten.«

So stellten die großen Mädchen den kleinen Sarg auf die Erde, Rosalie, Fortunat und die alte Bricbet blieben in der Mitte des Friedhofes stehen, nur Katharina folgte verstohlen Bruder Archangias. Das Grab Albines hatte man links vom Grabstein des Abbés Caffin ausgeschaufelt, dessen Weiße in der Sonne wie silberbeflittert erschien. Die gähnende, noch frische Grube tat sich auf im dichtwuchernden Gras; lange Halme bogen sich halbentwurzelt über den Rand; eine Blume war auf den Grund gefallen, rot überblättert sie die Erdschwärze. Als der Abbé Mouret vortrat, gab der lockere Boden nach unter seinen Füßen; er mußte zurückweichen, um nicht in das Grab zu stürzen.

»*Ego sum...*« stimmte er an mit kräftiger, voller Stimme, die das Klagewimmern der Glocke übertönte. Bei den Endstrophen konnten die Umstehenden sich nicht enthalten, verstohlene Blicke in die noch leere Höhle zu tun. Vinzenz, der das Kreuz am Fuß der Grube, dem Priester gegenüber, aufgepflanzt hatte, ließ durch Scharren kleine Sandstrahlen rinnen, deren Niederrieseln er aufmerksam betrachtete, Katharina, die sich, um besser zu sehen, hinter ihm vorbeugte, mußte hierüber lachen. Die Bauern hatten die Bahre ins Gras gestellt und rieben sich die Arme, während Bruder Archangias den Weihwasserwedel bereitete.

»Hierher, Packan!« rief Fortunat.

Der große schwarze Hund, der die Bahre umschnupperte, kam mürrisch zurück.

»Wer hat denn auch den Hund mitgenommen?« rief Rosalie.

»Jemine, er wird uns wohl nachgelaufen sein,« sagte Lisa, im stillen erfreut.

All diese Leute umstanden unter halblauten Gesprächen den Sarg des Kleinen. Der Vater und die Mutter vergaßen ihn von Zeit zu Zeit, sahen sie ihn dann plötzlich zu ihren Füßen stehen, verstummten sie.

»Und Vater Bambousse hat also nicht kommen wollen?« erkundigte sich die Fuchsige.

Die alte Brichet hob die Augen zum Himmel.

»Gestern, als der Kleine starb, sagte er, alles möchte er kurz und klein schlagen. Nein, ein guter Mann ist das nicht, ich muß es sogar in deiner Gegenwart sagen, Rosalie. Erdrosselt hat er mich um ein Haar und dabei geschrien: eines seiner Felder hätte er darum gegeben, wenn der Kleine drei Tage vor der Hochzeit gestorben wäre.«

»Alles ist eben nicht vorauszusehen,« sagte der lange Fortunat mit schlaudem Blinzeln.

»Was liegt denn daran, wenn der Alte sich ärgert!« fügte Rosalie hinzu. »Wir sind ja jetzt sowieso verheiratet.«

Sie lächelten sich über dem kleinen Sarg mit glänzenden Augen zu. Lisa und die Fuchsige stießen sich mit den Ellbogen an.

Alle wurden wieder sehr ernst, Fortunat hatte eine Erdscholle aufgerafft, um Packan zu verjagen, der sich jetzt auf alten Gräbern herumtrieb.

»Ach, nun ist es bald so weit,« hauchte sehr leise die Fuchsige. Vor der Grube kam der Abbé Mouret mit dem *De Profundis* zu Ende. Dann näherte er sich langsamen Schrittes dem Sarg, richtete sich auf, betrachtete ihn einen Augenblick, ohne mit der Wimper zu zucken. Er schien gewachsen, eine ruhige heitere Ruhe verklärte sein Antlitz.

Er neigte sich, hob eine Handvoll Erde auf und streute sie in Kreuzform über den Sarg. Seine Stimme klang so klar, daß auch nicht eine Silbe verlorenging, als er hersagte:

»*Revertitur in terram suam unde erat, et spiritus redit ad Deum qui dedit illum.*«

Es durchschauerte die Umstehenden, Lisa wurde nachdenklich und sagte in mißvergnügtem Ton:

»Späßig ist das ja wirklich nicht, wenn man bedenkt, daß es einem genau so geht eines Tages.«

Bruder Archangias hatte dem Priester den Weihwasserwedel gereicht.

Dieser sprengte mehrmals Weihwasser über den Sarg und murmelte:

»*Requiescat in pace.*«

»Amen,« antworteten zu gleicher Zeit Vinzenz und der Bruder, der eine so hoch, der andere so tief, daß Katharina sich die Faust auf den Mund drücken mußte, um nicht auszuplatzen.

»Nein, nein, spaßig ist das nicht,« fuhr Lisa fort. »... Keine Seele ist bei der Beerdigung

dabei. Ständen wir nicht da, der Friedhof wäre leer.«

»Man erzählt, sie habe sich umgebracht,« sagte die alte Brichet.

»Ja, ich weiß,« fiel ihr die Fuchsige ins Wort. »Der Bruder wollte nicht, daß man sie bei den Christen begräbt. Aber der Herr Pfarrer hat geantwortet, die Ewigkeit sei für alle da. Ich war gerade dabei... Wie dem auch sei, der Philosoph hätte ruhig kommen können.«

Aber Rosalie brachte sie zum Schweigen, indem sie murmelte:

»Ach, seht doch, da ist er ja, der Philosoph!«

Tatsächlich betrat Jeanbernat den Friedhof. Er schritt geradewegs auf die Gruppe los, die die Grube umstand. Er ging mit seinem munteren Schritt, der noch so geschmeidig war, daß er kein Geräusch machte. Als er herangekommen war, blieb er hinter Bruder Archangias stehen, dessen Genick er einen Augenblick zärtlich anzublicken schien. Als Abbé Mouret mit den Gebeten fertig wurde, zog Jeanbernat seelenruhig ein Messer aus seiner Tasche, öffnete es und schlug mit einem einzigen Hieb dem Bruder das rechte Ohr ab.

Niemand hatte Zeit gehabt dazwischenzutreten. Der Bruder brüllte auf.

»Das linke kommt ein andermal dran«, sagte Jeanbernat ruhig und warf das Ohr auf die Erde. Und er ging wieder davon.

Die Bestürzung war so groß, daß man ihn nicht einmal verfolgte.

Bruder Archangias hatte sich auf den Haufen ausgehobener frischer Erde fallen lassen und preßte sein Taschentuch auf die Wunde. Einer der vier Träger wollte ihn fortbringen, ihn nach Hause führen. Aber Bruder Archangias lehnte mit einer Handbewegung ab. In wildem Trotz blieb er da und wartete, wollte sehen, wie Albine in das Loch hinabgesenkt wurde.

»Endlich sind wir dran«, sagte Rosalie mit einem leichten Seufzer.

Indessen verweilte Abbé Mouret noch an der Grube, um den Trägern zuzusehen, die Albinen Sarg anseilten, um ihn ohne Erschütterung hinabgleiten zu lassen. Die Glocke läutete noch immer; doch die Teuse mußte wohl müde werden, denn die Schläge kamen aus dem Takt als seien sie ungehalten, daß die Zeremonie so lange dauerte. Die Sonne wurde heißer, der Schatten der Einsiedlerin wanderte langsam über die Gräser, unter denen die Gräber Buckel bildeten. Als Abbé Mouret zurücktreten mußte, um nicht im Wege zu stehen, fiel sein Blick auf den marmornen Grabstein des Abbé Caffin, jenes Priesters, der geliebt hatte und der dort so friedlich unter den wilden Blumen schlief.

Während der Sarg, gehalten von den Seilen, deren Knoten ihm knarrende Laute entrissen, hinabglitt, erhob sich auf dem Wirtschaftshof hinter der Mauer ein Heidenlärm. Die Ziege meckerte. Die Enten, die Gänse, die Puten klapperten mit dem Schnabel, schlugen mit den Flügeln. Die Hennen gackerten alle miteinander. Der fahlrote Hahn Alexandre stieß seinen hellen Claironruf aus. Man hörte sogar, wie die Kaninchen in ihren Boxen herumsprangen, daß die Bretter wackelten. Und über all diesem lärmenden Leben des Tiervölkchens erscholl lautes Lachen. Röcke raschelten; mit aufgelöstem Haar, mit bis zu den Ellbogen nackten Armen, mit vor Siegesstolz rotem Gesicht kam Désirée zum Vorschein und stützte die Hände auf die Mauerkante. Sie mußte wohl auf den Dunghaufen

gestiegen sein.

»Serge! Serge!« rief sie.

In diesem Augenblick war Albines Sarg auf dem Grunde der Grube angekommen. Man hatte soeben die Seile wieder heraufgezogen. Einer der Bauern warf eine erste Schaufel Erde hinab.

»Serge! Serge!« rief Desiree noch lauter und klatschte in die Hände. »Die Kuh hat ein Kälbchen bekommen!«